Vaterländisches Lesebuch

für

Schule und Haus.

Dritte Abtheilung.

(6. und 7. Schuljahr).

Von

Ludwig Solereder,
Lehrer an der Dompfarrschule zu München.

Preis: ungebunden 54 kr.

München, 1867.
Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

Vaterländisches Lesebuch

für

Schule und Haus.

Dritte Abtheilung.

(6. und 7. Schuljahr.)

Von

Ludwig Solereder,
Lehrer an der Dompfarrschule zu München.

Preis: ungebunden 54 kr.

München, 1867.
Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

Vorwort.

Mit dieser Abtheilung folgt der Schluß des vaterländischen Lesebuches in seiner engeren Bedeutung. „Für Schule und Haus" lautet die Aufschrift. Der Lehrer wähle aus dem Buche das für seine Schule Geeignete (siehe das Vorwort zur ersten Abtheilung) und bezeichne durch Abtheilungsstriche die Größe der zu lesenden Aufgabe. Was von den Lesestücken in der Schule durchzunehmen nicht ermöglicht ist, sei eine Anregung für den häuslichen Fleiß, ein Lesestoff für den Familienkreis. Die häusliche Mitwirkung wird sicherlich stets da erfolgen, wo der Lehrer es sich angelegen sein läßt und versteht, bei den Schülern Eifer und Verständniß für den Unterricht, durch die Kinder aber Interesse für die Schule bei den Eltern zu erwecken.

Ueber die Behandlung der einzelnen Lesestücke sei wiederholt auf das Vorwort im Buche der Anschauung hingewiesen. —

Die „zu hoch gehaltene Sprache", wie von Manchen dem vaterländischen Lesebuche zum Vorwurf gemacht wird, möge veranlassen, des Dichters Worte zu erwägen: „Nicht das Publikum ist es, das den Künstler herabzieht; der Künstler ist es, u. s. w." — Auch glaube ich nicht fehlgegriffen zu haben, daß ich es versucht, die Forschungen unserer großen Denker und Meister der Jugend nahe zu bringen.

Möge das Buch beitragen, die altbewährten Tugenden unserer Vorfahren und Liebe für das Fürstenhaus in den Herzen der Jugend zu wecken, Treue und Begeisterung für das Vaterland, das engere und das größere, echt deutsche Gesinnung wach zu rufen in dem jugendlichen Gemüthe, und durch die Jugend selbst wieder erwärmend und ermuthigend auf den Familienkreis einzuwirken.

Herbst.

1. Der Herbst.

Der Wind weht über die Stoppeln. Die Tage werden kürzer. Der Herbst ist da. Er ist nicht prächtig, glänzend, duftig wie Frühling und Sommer, aber lieblich, mild, voll Gottes Segen. Die Herbstsonne sticht nicht, wie die Sommersonne; sie scheint lind und warm; ihr Licht ist nicht so grell, das Auge überreizend wie jenes, sondern sanft, hat einen Goldton. Der Morgen ist schon kühl; die Sonne kämpft mit dichtem Nebel; erst gegen Mittag durchbricht sie ihn. Tiefblau tritt dann der Himmel hervor; klar und durchsichtig ist die Luft; in scharfen Umrissen liegt die Landschaft vor uns. Von dem Hügel, den wir erstiegen haben, schweift der Blick weithin über ein wellenförmiges Tiefland, hinter dem in vieltoniger Abstufung blaue Berge sich erheben.

Die Bäume auf jenem nahen, dichtbewaldeten Hügel haben ihr Abschiedskleid angethan, ein jeder in anderer Farbe. Schon sind einzelne Laubpartieen in der spitzkuppelförmigen Krone der Weißbuche gelb gefärbt; die Rothbuchen haben das tiefe ernste Grün ihrer vollen, gerundeten Kronen, die wie Wolkenmassen sich über einander aufthürmen, mit einem warmen Braunroth vertauscht. Wie einzelne gelbe Flammen leuchten die zarten Wipfel der bereits ganz entfärbten Birken; hier und da sticht der fast rein purpurrothe Baumwipfel einer Vogelkirsche brennend hervor, und im reinsten Schwefelgelb heben sich

die vollen, gerundeten Kronen einiger Ahorne von dem düstern Braun der Eichen ab.

In Busch und Wald sind die schmetternden Lieder der Vögel, in Feld und Wiese das Gesumm der Insekten verstummt. — Die Sänger sind in südliche Länder gezogen; die Insekten und andere Thiere haben den bergenden Schooß der Erde gesucht, um sich daselbst zu langem Schlafe niederzulegen. Aus der Tiefe des Waldes jedoch, wie aus fernen Welten, klingt leise ein zarter Vogelgesang. Es sind die feinen Stimmchen der Meisen und Goldhähnchen, welche über den Abschied der Schwestern zu klagen scheinen, deren vollere Stimmen noch vor Kurzem hier erschallten.

Verschwunden sind die Blumen auf Wiese und Feld. Nur das unverdrossene Maßliebchen und die blaßrothe Zeitlose schmücken noch den grünen Wiesenteppich, und die weißröthliche Schafgarbe und der liebliche Augentrost. Am Wege steht die blaue Wegewarte und auch das Täschelkraut, die Bienensauge, das Kreuzkraut, das Rispengras, der Hühnerdarm und andere Unkräuter harren muthig aus und lassen sich selbst durch den eisigen Hauch des hereinbrechenden Winters nicht immer tödten. Im Garten prangt heute noch kräftig die stolze Georgine; doch morgen schon sehen wir sie als welke Leiche erfroren zusammengebrochen.

Ein freundliches Bild auf der stillgrünen Herbstwiese gewährt die ruhig weidende Heerde. Traulich tönt das Schellengeläute der Kühe in die Ferne. Den alten Mantel umgeworfen, den Schlapphut auf dem Kopfe, steht der Hirte, auf seinen Stab gelehnt, am Bache, über den der Erlenbusch sich neigt.

Wie schlanke, weiße Luftgeister schweben vor uns durch

die ruhige Luft des „fliegenden Sommers“ zarte Fäden, aus Thau gewoben, wie ein alter Glaube wähnt; wir wissen aber, daß es die vom Winde zusammengefegten Spinnenfäden sind, die von tausend und tausend Spinnlein als Fallstricke für die Insekten über Stoppelfeld und Wiese gesponnen wurden. Durch den blauen Himmel hin zieht der wandernde Storch und schwebt die silberne Wolke.

Horch! was tönt so lustig aus dem Dorf herüber? Es ist der Kinder Jubelruf, der Winzer Freudenlied. Aus dem Obstgarten sind sie heimgekehrt und aus dem Weinberg, reich beladen mit Früchten, die der Herbst gereift, voll Duft und Saft. Oft ist der Winzer die steinigen Staffeln des Weinbergs hinangestiegen und hat im heißglühenden Sonnenstrahl gehackt, beschnitten, gebunden; mancher saure Schweißtropfen ist ihm von der Stirne geronnen; jetzt steigt er fröhlich, mit der süßen Last auf dem Rücken, die Stufen herab; blaue und goldne Trauben grüßen oben aus der vollen Butte heraus.

Die Sonne ist inzwischen hinter den Bergen versunken und ein frischer Luftzug empfängt uns beim Hinabsteigen in das Thal. Wie glänzen die Fenster der fernen Häuser des Dorfes im Abendgolde! Immer tiefer färbt sich das Blau des Himmels. Ein feuriges Abendroth glüht über der herbstlichen Landschaft; bald steigt der weiße Nebel aus den feuchten Moor- und Wiesengründen auf; die Nachtluft weht kalt. Im schwarzen Dickicht der Tannen, im feuchten Erl- und Weidenbusch dämmert gespensterhaft schwaches Mondlicht.

---

2. Elfenwirthschaft*).

„Wo sind sie nur alle hingekommen,
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
Das Elfenvolk hat sie mitgenommen
Und sie als Helme sich aufgesetzt.

„Doch wo sind die Hälmlein, möcht' ich wissen,
Die auf der Wiese schwankten frei?“ —
Das Elfenvolk hat sie ausgerissen
Als Schwerter und Lanzen zum Festturnei.

„Wohin sind alle die Bienen gegangen,
Die lustig flogen und saugten Duft?“ —
Das Elfenvolk hat sie eingefangen
Und reitet turnierend durch die Luft.

„Wo aber blieb die schöne Rose,
Die glühend mit tausend Blättern stand,
Mit gold'ner Krone tief im Schooße,
Mit hellem Thau gefüllt zum Rand?“ —

Den Thau wird das Elfenvolk wohl trinken,
Trinkschalen müssen die Blätter sein.
Auf Elfenkönigs Stirn' wird blinken
Die Rosenkrone mit goldigem Schein.

„Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit lustigem Schall?“ —
Die müssen den Elfen zirpen und schrillen
Als Musikanten beim festlichen Ball.

---

*) Elfen = in der nordischen Mythologie kleine Geister, menschlich gestaltet, heitere, neckische Geschöpfe, die gewöhnlich unter Hügeln, Häusern, Bäumen wohnen, nach Sonnenuntergang, besonders in sommerlauen Mondnächten erscheinen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Tanz.

„Ach, auch die schönen Lilien schwanden,
Die hier geblüht in stiller Pracht!" —
Die Elfen schleppten sich fast zu Schanden,
Bis sie sie endlich hinweggebracht.

Nun steh'n sie als Säulen stolz und mächtig,
Als Zierden des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blüthenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Krystall.

Doch komm' nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut leuchtet uns nicht der Würmlein Schein;
Die schweben als Lichter im Elfensaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelgestein.

Nun freu'n sich die Elfen deß, was sie genommen.
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben sie Alles wieder heraus.

---

3. Der Weinstock.

Wenn wir in unserm gemäßigten Himmelsstrich auch nicht die Blumenfülle und Blumenpracht des heißen Gürtels haben, so besitzen wir doch die Blumenkönigin, die Rose, die uns so manche andere Blumen vergessen läßt; und wenn wir auch nicht die feinwürzige Ananas und die köstliche Banane unser nennen dürfen, so hat dafür der gütige Schöpfer uns mit einer Himmelsgabe gesegnet, die wir stolz die Königin unter den Früchten nennen können — ich meine die Weintraube. Keine Palme und keine Ananas liefert einen Wein, der mit dem Saft unserer Rebe verglichen werden könnte; kein anderes Getränk ist

so voll Lieblichkeit und Milde, gepaart mit Feuer und Kraft; keins erfreut so des Menschen Herz und ist ein Labsal für Kranke und Schwache; keins ist so ein Trank festlicher Freude, das Herzen und Lippen öffnet zu gegenseitigem Austausch, das Sorgen und Kummer verbannt und neuen Muth in die verzagte Seele bringt, als der Wein. Wohl ist der Wein mit seiner berauschenden Kraft auch ein Unheilbringer, der, im Uebermaß genossen, die thierischen Begierden des Menschen aufregt und die Vernunft übertäubt; aber ist denn nicht alles Gute dem Mißbrauch unterworfen? Der Wein bleibt trotz allem Mißbrauch doch die edle Gottesgabe, mit welcher der Himmel die Erde gesegnet hat, so lange Menschen darauf leben.

Wie die Nachtigall ein schlichtes graues Kleid trägt und durch keinen Farbenschmuck verräth, daß sie die erste Sängerin ist: so zeigt auch die Weintraube mit ihren grünlichen, kleinen und unscheinbaren Blüthen keineswegs, welch' hohe Kraft in ihr wohnt. Doch die drei- bis fünflappigen Blätter sind schön, und wer auf den lieblichen Geruch der zarten Blüthe des Weinstockes achtet, der findet es wohl begreiflich, daß daraus so liebliche Beeren sich entwickeln. Die Weinrebe ist ein klimmendes, mit Ranken versehenes Gewächs, gleichsam um die Menschen einzuladen, sie zu stützen und zu leiten. Auch hat ja von Anbeginn der Mensch sie gepflegt; die Pflege des Weinstocks reicht so weit in das früheste Alterthum, als überhaupt menschliche Gesittung reicht. Wie uns die heilige Schrift erzählt, baute Noe die Weinrebe, sobald die Sündfluth vorüber war und der Bogen des Friedens verkündete, daß fortan ein fröhliches, ungestörtes Wachsen und Leben beginnen sollte.

Die Weinrebe ist ein Kind der gemäßigten Zone,

und wo sie in heißen Ländern gedeihen soll, muß sie auf die Hochflächen und Bergterrassen hinaufsteigen.

In Europa ist Frankreich dasjenige Land, welches den meisten und besten Wein erzeugt; aber unser Rheinwein kann sich stolz mit jeder andern Sorte messen und ist zugleich der gesundeste. In unserm Vaterlande liefert Unterfranken und die Rheinpfalz treffliche Weine. Hochgepriesen ist die Leiste, die im Thalkessel von Würzburg am Südabhange der Festung Marienberg wächst, und der kaum minder edle Steinwein an der nordwestlich von der Stadt gelegenen Bergeshalde, besonders am sogenannten kurzen Stein. Auch von den Rebgeländen um Kitzingen, Rödelsee, Karlstadt, Miltenberg, Klingenberg u. a. erhält man köstliches Traubenblut. In der Rheinpfalz, in der Hügelgegend hoch an den Bergen hinauf und auch weit in die Ebene hinabreichend, ist fast alles Land zum Weinbau benützt; der Forster, Dürkheimer, Wachenheimer, Deidesheimer u. a. sind geschätzte Sorten. —

Der Name „Weinberg, Weingarten", den man noch heutzutage insbesonders bei alten Klöstern trifft, erinnert daran, daß in früheren Jahrhunderten auch im südlichen Bayern Wein gebaut wurde. Auf den Hügeln um Landshut wurden Reben gepflanzt — lacrymae Petri *) — Wein nannte man das Getränk daraus, im Gegensatz zu dem lieblichen lacrymae Christi, der auf dem vulkanischen Boden des Vesuv gedeiht. Die Trauben im südlichen Bayern mögen wohl einen Saft geliefert haben, wie ihn heutzutage die lieben Trauben in Sachsen, Schlesien und Preußen, besonders die von Meißen, Naumburg oder gar von Grüneberg geben, einen Saft, der mehr dem Essig

---

*) Thränen des Petrus.

als dem Weine gleicht, und den man scherzhaft „Dreimännerwein" genannt hat, da derselbe zum Genuß drei Männer erfordert, von denen einer den Trinkenden hält, der andere ihm den herben Trank eingießt.

In den südlichen Gegenden Europa's wird der Weinstock in der Ebene gepflanzt, indem man ihn an Pfählen oder Bäumen in die Höhe ranken läßt; auch am Oberrhein in Deutschland gibt es ganz flach gelegene Weingärten, doch im Allgemeinen muß man ihn bei uns auf sonnigen Hügeln pflanzen. Er fordert einen kräftigen, etwas lockeren, doch nicht leichten oder feuchten Boden, liebt daher besonders steiniges Erdreich, in welchem die nährenden Theile nicht fehlen, die aber auch durch Düngungsmittel ersetzt und verbessert werden.

Der Champagner — spr. Schampanjer — wächst auf Kreide; die Weine von Bordeaux — spr. Bordoh — und dem südlichen Frankreich wachsen in einem thonhaltigen Kies, mehrere Rheinweine auf Thonschiefer; wie günstig ein vulkanischer Erdboden ist, zeigen die vorzüglichen Weine des Aetna, der Madeira — spr. Madära — und in Ungarn der Tokayer Wein. Man kennt wohl 1400 verschiedene Weinarten, und alle haben nach dem verschiedenen Boden, auf dem sie wachsen, einen verschiedenen Charakter (Inhalt und Geschmack).

Die besten Traubensorten zum Essen sind der Muskateller, wovon es eine weiße und eine rothe Spielart gibt, der Gutedel, weiß oder blau, und die Zibebentraube, mit ovalen, gelblichen Beeren, wovon in den wärmeren Ländern die großen Rosinen kommen. Die kleinen Rosinen oder Korinthen kommen von der blauen Rosinentraube, die besonders gut auf den jonischen Inseln gedeiht und dort eine Haupterwerbsquelle der Einwohner bildet.

Wenn man den Weinstock nicht beschneidet, so erreicht er oft eine erstaunliche Größe und Fruchtbarkeit. So erzählt man von einem Weinstock in Frankreich, dessen Stamm mannsdick war, und aus dessen Trauben man in einer Kelter 350 Flaschen Wein gewann. In dem königlichen Garten zu Hampton-Court — spr. Hempten-Cour — in England war ein sehr großer Weinstock. Als einst Schauspieler des Königs Georg IV. ganz besondern Beifall sich errungen hatten, befahl er dem Gärtner, ihnen hundert Dutzend Weintrauben von diesem Baume abschneiden zu lassen, wenn so viele dran wären. Der Gärtner schnitt nicht allein diese Anzahl ab, sondern meldete dem König, daß wohl noch eben so viel abgepflückt werden können. — Als Moses den Josua und andere Männer ausschickte, das Land zu erkunden, in welchem „Milch und Honig floß", kamen die Kundschafter an den Bach Escol, wo die größten und süßesten Trauben wuchsen. Ellenlange waren da keine Seltenheit; die Beeren hatten die Größe einer kleinen Pflaume und waren süß wie Honig. Sie schnitten nun eine ab, hingen sie auf einen Stecken und ihrer Zwei mußten sie tragen. Ein Reisender berichtete unlängst von Palästina, daß man noch bis 17 Pfund schwere Trauben daselbst fände. Am südlichen Abhang des Libanon fand man einen Weinstock von 30 Fuß Höhe und 1 1/2 Fuß im Durchmesser, und seine Zweige bildeten eine Laube, die wohl 50 Fuß lang und breit war.

Aus der heiligen Schrift wissen wir, daß im alten Palästina der Weinbau einen Hauptzweig der Landeskultur bildete, und die Weintraube einen Hauptsegen des gelobten Landes. Friede, Wonne und Glückseligkeit konnte man nicht besser wünschen und bezeichnen, als mit dem Worte: Mögest du noch lange von deinem Weine essen, oder unter

deinem Weinstocke und Feigenbaume sitzen! — Der auf Erden wandelnde Gottessohn hat mittels seiner Allmacht Wasser in Wein zur Freude der Hochzeitleute verwandelt und im Weine das größte und heiligste seiner Geheimnisse und Wunder eingesetzt.

Die ursprüngliche Heimath der Traube ist schwer zu ermitteln. Man trifft sie in den mittleren Gegenden Asiens und Nordamerika's wild wachsend; ja selbst in Griechenland, Italien und im südlichen Frankreich wachsen wilde Trauben; aber die mögen wohl nur verwilderte sein. Dagegen wachsen die Weinstöcke in den Gegenden zwischen dem Kaukasus, Ararat und Taurus so üppig, daß sie große Wälder bilden, und daß die Einwohner jener Länder von Trauben sich nähren, ohne mit der Zucht des Weinstockes sich Mühe zu geben. Auch das Mississippi-Thal in Nordamerika ist außerordentlich reich an wildem Wein mit trefflichen eßbaren Trauben, von denen einige bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume hinaufranken, dort in unzähligen Verschlingungen mit den Aesten und Zweigen sich verflechten, oft wieder herabsteigen, den Boden berühren und neue Ranken treiben. Solche Triebkraft und solcher Segen ist vom Schöpfer der Weinrebe eingepflanzt!

---

4. Die Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;

Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

---

5. Im deutschen Walde.

Gibt es wohl eine lieblichere Sprache hinieden, als das Rauschen der Laubblätter eines schönen deutschen Waldes? Wahrlich, dem keckſten wanderlustigen Gesellen wird das Herz weich, und er zögert, weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneuten Lebens, miteinander reden, wenn Alles ringsum säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich in's Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blumen sich neigen und ihn auf die Wangen und Lippen küssen; da schaut er dann lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumt von dem Vater- und Mutterherzen, von den Gespielen der Jugend. In

traulichen Gesprächen neigt sich der stattliche Eichbaum zur reizenden, zarten Birke und erzählt ihr grüne Märchen aus lange entschwundenen, grauen Zeiten; gar wichtige Dinge hat die schlanke Buche der ernsten Ulme zu vertrauen, und dazwischen plaudert unaufhörlich die ruhelose Espe. Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz.

Wie balsamkühl duftet es dort aus Moos und Zweigen; wie ist es so still, geheimnißvoll, ernstdunkel, fast wie in einer Kirche! Nur die Quellen rieseln und die Vögel singen, und in den Wipfeln und Kronen der Bäume rauscht es wundersam. Das goldne Sonnenlicht blitzt durch die grünen Laubdächer in's feuchte Dunkel hinein und tanzt und spielt neckisch auf dem Boden hin und her. Ja, im Walde ist's schön und feierlich und lieblich zugleich!

Ein Laubwald ist heiter; freundlich schmückt er die Landschaft. Der Weg dahin führt durch malerisch gruppirtes Unterholz. Da blühen verworren untereinander Brombeer- und Schlehdornsträucher; dazwischeu nickt eine schlanke Birke. Der schwankende Boden ist mit Riedgras überwachsen; im Sonnenschein summen Bienen und schweben Schmetterlinge. Weiter hinein wird es allmählich dunkler und kühler. Wir wandeln unter schönen Buchen und herrlichen Eichen, zwischen dunklen Erlen, Ulmen und Espen. Der Weg ist abwechselnd; bald führt er durch grüne Hallen, bald verschwindet er im Dickicht; zuweilen sieht man durch eine Waldöffnung, wie durch ein grünes Thor, hinaus in's Freie, auf eine lachende Wiese, ein Dörflein mit weißem Kirchthurm, in die blaue, duftige Ferne. Sammtgrünes Moos ladet zur Ruhe ein; daneben sprudelt ein frischer Waldquell. Die edelsten Sän-

ger sind hier zu Hause, die Nachtigall, die Drossel, der Spötter, der Schwarzkopf, die Amsel.

Düster, fast melancholisch ist dagegen der Nadelwald. Wie eine starre, dunkelgrüne Wand zieht er sich einförmig und einfarbig in die Länge. Das weiche, säuselnde Blatt ist zur spitzen Nadel geworden; die Stämme starren kerzengerade empor; jenes anmuthige Rauschen, jenes Spiel der Lichter, jene weichen Linien, welche den Laubwald so freundlich machen, fehlen. Sparsamer blühen die Pflanzen, fast nirgends ein Buschwerk. Da schlägt die Nachtigall nicht; die lauten Schläger lieben den rauschenden Laubwald; nur die Goldhähnchen und Meisen mischen ihre zarten Stimmen mit dem süßen Geflüster der Nadelkronen, und auch das muntere Rothkehlchen singt leise von den Aesten. Der Rabe krächzt auf dem Wipfel der Tanne, der Specht hackt, die Waldtaube gurrt. Abends aber kommt die klangreiche Walddrossel, und singt auf der Spitze einer Fichte ihr weithinschallendes Abendlied.

Wenn die Sonne sinkt und das Abendroth glühend durch die schwarzen Tannenäste glänzt, erscheinen die harten Formen des Nadelwaldes weicher und milder. Ein Laubwald ist besonders schön in der heitern Frische des thaufeuchten Morgens, ein Tannenwald in der goldnen Gluth des stillernsten Abends.

---

6. Von einigen Laubbäumen unsers Waldes.

Erle, Ulme, Ahorn, Esche. Lauter Namen, die wir nennen, wenn von den Laubbäumen geredet wird. In mannichfacher Gestalt schmücken sie unsern deutschen Wald, erfreuen uns und nützen uns zugleich. Wie liebe Freunde

wollen wir sie kennen lernen; wie den Vogel an den Federn, so wollen wir den Baum an seinen Blattformen erkennen.

Erlen gibt es zweierlei: Weißerlen und Schwarzerlen. Das Blatt der ersten hat mit dem der Hasel viele Aehnlichkeit; denn es ist spitz und deutlich doppelt gesägt. Doch tritt die Spitze nicht so plötzlich hervor wie



bei dem Haselblatte; auch ist das Erlenblatt eiförmig und dessen unterer Theil am Blattstiele nicht herzförmig eingebogen gleich der Hasel, sondern flach gerundet. Die Oberseite des Blattes zeigt eine dunkle, lebhaft grüne Farbe; die Unterseite ist matt graugrün und dicht mit feinen, wolligen Härchen besetzt. Diese Farbe und

die silbergraue, glatte Rinde, welche in der Sonne fast wie ein Stahlpanzer aussieht, haben dem Baume den Namen Weiß-Erle gegeben.

Das Blatt der Schwarz-Erle ist verkehrt eiförmig bis fast kreisrund. Es ist nicht nur in keine Spitze aus-



gezogen, sondern stumpf, und vorn sogar meist etwas eingedrückt; unten geht es keilförmig verschmälert in einen ziemlich langen Blattstiel über. Der Blattrand ist unregelmäßig ausgebogt und nicht tief gezähnelt. Das Schwarz-Erlenblatt ist unbehaart und in der Jugend etwas klebrig. Die Frucht besteht aus einem rundlichen Zäpfchen mit

holzigen Schuppen, ähnlich wie bei den Nadelbaumzapfen. Bis zur Reife ist das Erlenzäpfchen mit einem goldgelben, harzähnlichen Gummi verklebt. Der Same reift im Oktober, fällt aber erst den Winter über bis zum nächsten Frühjahr aus und wird in dieser Zeit auf den Gewässern, an deren Ufern Erlen wachsen, in großer Menge schwimmend gefunden. Die entleerten, schwarzbraunen Zäpfchen bleiben dann noch bis zum April oder Mai neben den neuen Blüthen hängen und fallen dann nicht einzeln, sondern mit dem Hauptstengel ganzer Gruppen ab.

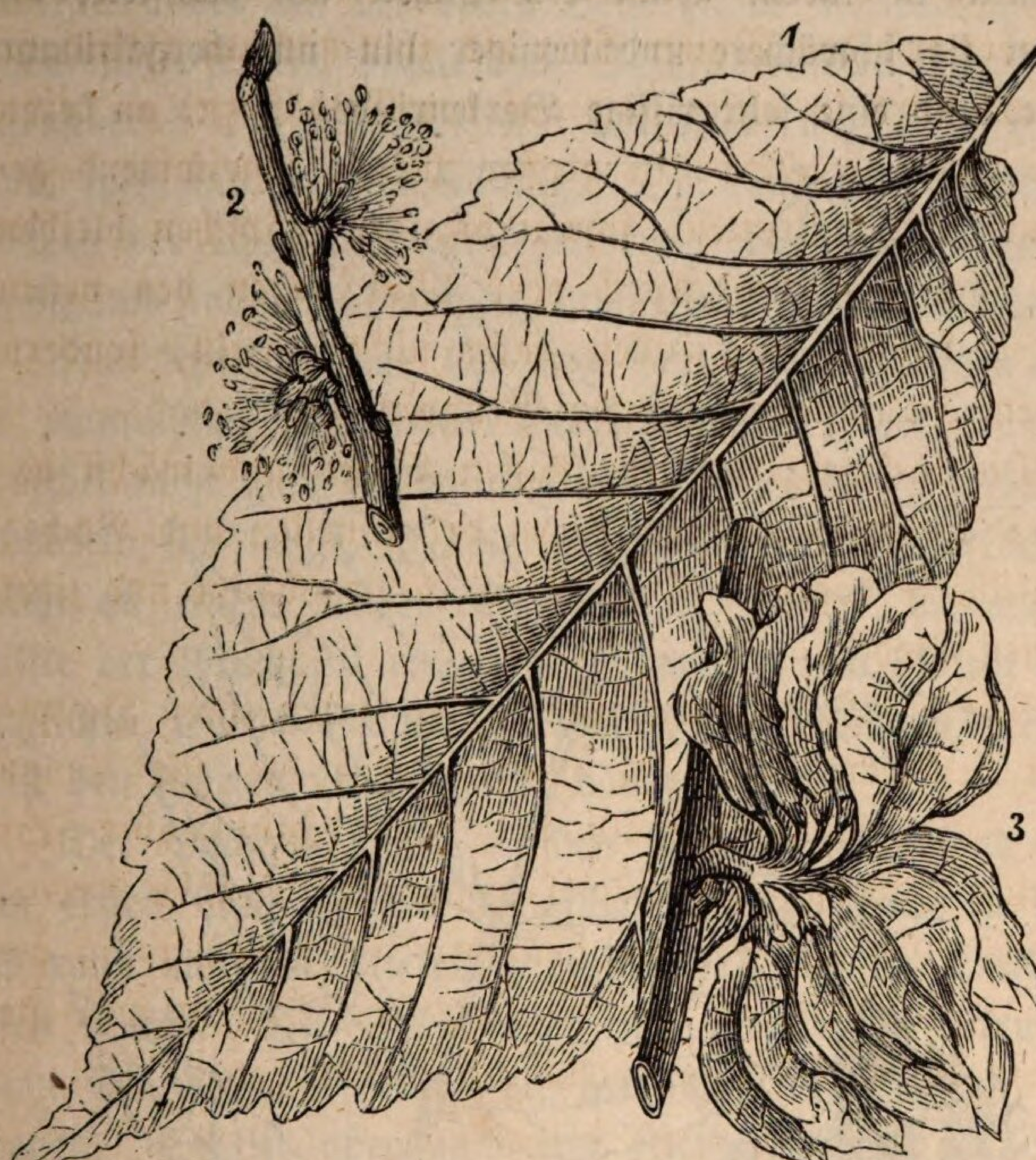
Die Schwarzerle liebt nassen Boden und wächst besonders in Auen an den Ufern der Quellen und Bäche; die Weißerle dagegen ist mehr ein Gebirgsbaum und liebt trockenen Boden.

Wie die Nadelbäume, führen die Erlen ihren Hauptstamm senkrecht durch die ganze Krone bis zur Spitze durch. Sie haben deßhalb stets nur dünne, aber sehr zahlreiche Zweige und eine langgezogene eirunde Krone. Fast bei allen anderen Laubbäumen löst sich, bald in geringer Höhe, bald erst weiter oben, der Stamm in Aeste auf und verschwindet so zuletzt als solcher ganz.

Noch mehr Aehnlichkeit mit dem Haselblatt hat das Blatt der Ulme oder Rüster, von der es bei uns hauptsächlich zwei Gattungen, die Feld- und die Flatter-Rüster, gibt. Das rauh und scharf anzufühlende Blatt ist länglich eiförmig mit schlank ausgezogener Spitze; der Rand ist doppelt gesägt. Das unterscheidenste Merkmal aber ist, daß das Ulmenblatt schief ist, d. h. die eine Blatthälfte geht viel tiefer als die andere am Blattstiele herunter.

Neben Erlen und Haseln gehören die Ulmen zu den

zuerstblühenden Bäumen, indem schon im März, wenn die Blattknospen noch in tiefem Schlummer liegen, an



1. Ulmenblatt. 2. Blüthe. 3. Frucht.

den kahlen Zweigen die kleinen unscheinbaren Blüthensträußchen sich öffnen. Noch ehe die Blätter nachkommen, haben sich die Flügelfrüchte entwickelt. In dichten Knäueln beisammenstehend, schmücken sie mit ihrem lieblichen Grün die Zweige und verleihen, besonders in reichen Samenjahren, dem Baume ein fremdländisches Aussehen. Ende Mai oder Anfang Juni haben endlich die Blätter ihr Wachsthum vollendet, und die unterdessen reif gewordenen

Früchte fallen ab, wodurch die Zweige lückenhaft erscheinen. Die Ulmen gehören zu unsern größten Bäumen und kommen in ihrem Baue den Eichen am nächsten; doch haben sie schwächere und weniger hin- und hergekrümmte Aeste, und eine sehr rissige Borkenrinde.



Eschenblatt. Blüthe. Frucht.

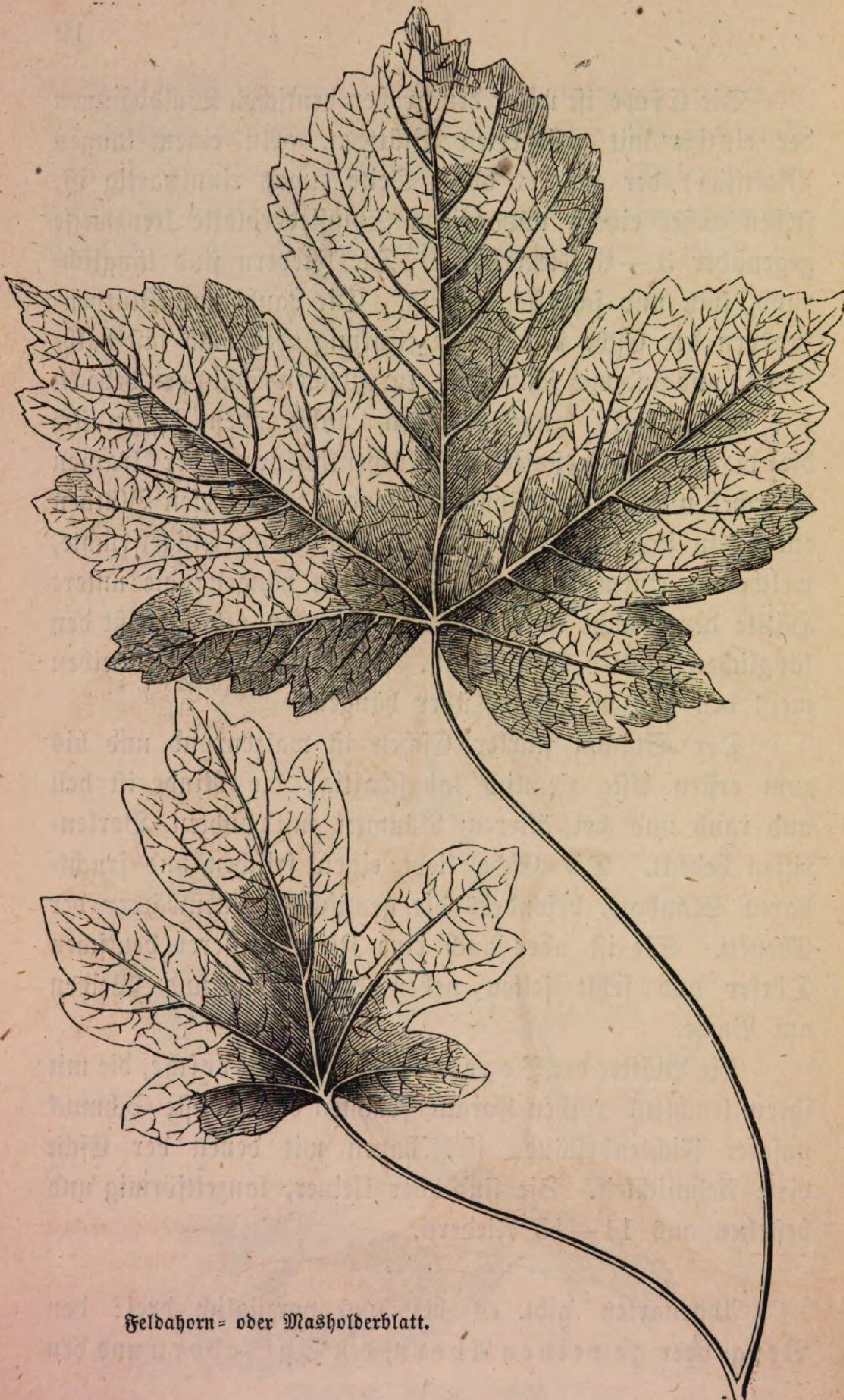
Die Esche ist unter den großen deutschen Waldbäumen der einzige mit gefiederten Blättern. An einem langen Blattstiel, der auf der obern Seite etwas rinnenartig ist, stehen außer einem unpaarigen Spitzfiederblatte kreuzweise gegenüber 3—6 Fiederpaare. Die Fiedern sind länglich-rund, spitz und scharfsägezähnig. Die Laub- und Blüthen-knospen der Esche sind kurzkegelförmig oder auch fast halb-kugelig und sind mit schwarzen, kurzfilzigen Schuppen bedeckt.

Im April, lange vor den Laubknospen, öffnen sich die mannichfach gestalteten Blüthenknospen, der krausen Morchel nicht ganz unähnlich sehend. Aus diesen Blüthen entwickeln sich lange, schmale, zungenförmige Flügelfrüchte, welche an einem langen Samenfaden hängen; die untere Hälfte der Frucht ist etwas angeschwollen und schließt den länglichen, platten Samen ein. Die reifen Samen bleiben meist den ganzen Winter über hängen.

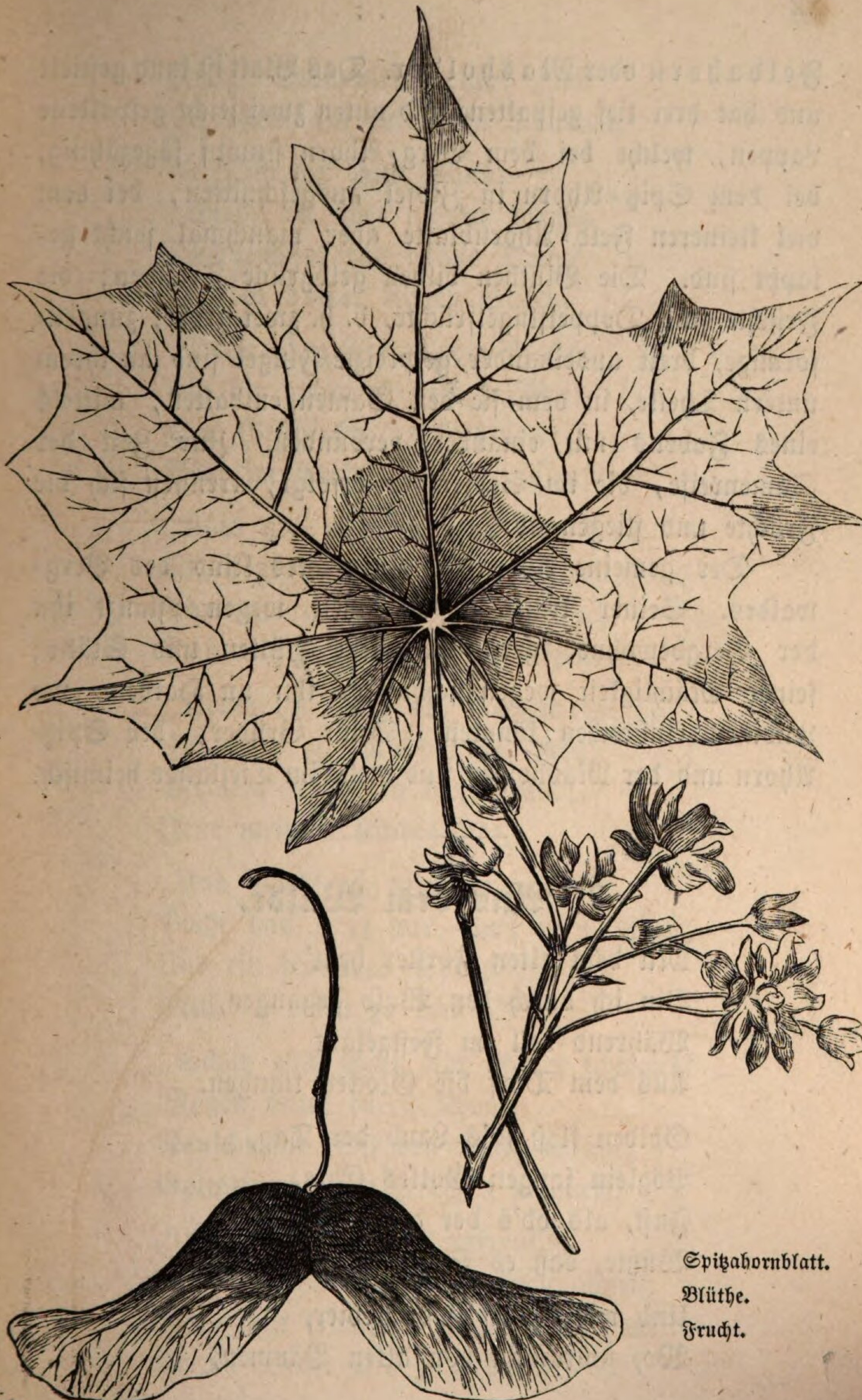
Der Stamm starker Eschen ist walzenrund und bis zum ersten Aste ziemlich langschaftig; die Rinde ist hell und rauh und bei älteren Bäumen mit dichten Borken-rissen bedeckt. Die Esche liebt einen frischen und frucht-baren Standort, besonders die gemischten Auenwälder der Ebenen. Sie ist aber auch eine Zierde unserer deutschen Dörfer und fehlt selten neben den Erlen und Weiden am Bache.

Die Blätter der **Vogelbeere** oder **Eberesche**, die mit ihren leuchtend rothen Korallenfrüchten der schönste Schmuck unserer Fichtenbestände ist, haben mit denen der Esche viele Aehnlichkeit. Sie sind aber kleiner, lanzettförmig und bestehen aus 11—15 Fiedern.

Ahornarten gibt es bei uns vorzüglich drei: den **Berg-** oder **gemeinen Ahorn**, den **Spitzahorn** und den



Feldahorn= oder Masholderblatt.



Spitzahornblatt.
Blüthe.
Frucht.

Feldahorn oder Masholder. Das Blatt ist lang gestielt und hat drei tief gespaltene und unten zwei seicht gespaltene Lappen, welche bei dem Berg-Ahorn stumpf sägezähnig, bei dem Spitz-Ahorn in Zipfel ausgeschnitten, bei dem viel kleineren Feld-Ahornblatte aber manchmal seicht gelappt sind. Die Blüthen bilden gelbgrüne Trauben; die Früchte sind Doppelflügelfrüchte, d. h. zwei große, zungenförmige, breit auseinander gespreizte Flügel sind an ihrem untern Theile, in dem sie den Samen enthalten, mittels eines Fadens mit einander verbunden. Zur Zeit der Samenreife, die im September erfolgt, trennen sich die Früchte und fliegen ab.

Der gemeine Ahorn ist ein rechtes Kind des Bergwaldes. Seiner kräftigen Schönheit wegen pflanzt ihn der Bergbewohner gern um seine Hütten und Ställe; seiner Mächtigkeit wegen schont er ihn an Halden, wo Lawinen einbrechen könnten. Seine Brüder, der Spitz-Ahorn und der Masholder sind mehr im Tieflande heimisch.

---

7. Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß in's Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen in's Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,

Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

„Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

„Was uns noth ist, uns zum Heil,
Ward gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spätern.

„Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

„Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

„Schütz euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

„Und ihr Enkel, still erfreut,
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten,
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

---

8. Die Buche.

An Schönheit und Nützlichkeit wird die Buche von keinem andern deutschen Laubbaume, selbst von der ernsten Eiche nicht, übertroffen. Dabei ist sie neben dieser der einzige Laubbaum, der in reinen Beständen vorkommt, d. h. neben Fichten-, Kiefern-, Tannenwäldern gibt es in Deutschland nur noch Buchen- und Eichenwälder. Alle übrigen Laubholzarten kommen nur in Vermischung, oder rein, nur in kleinen Beständen, vor. — Und wie lieblich ist's im Buchenwald! Wie überkommt da das Herz so feierliche Andacht und innige Freude! Die hohen, astreinen, von glatter, silbergrauer Rinde umgebenen Buchenstämme erheben sich wie schlanke Säulen eines lichten Tempels; wolkenähnlich gestaltet wölben sich auf ihnen die vollen, runden Kronen, durch deren sonndurchleuchtetes Grün hoch oben der blaue Himmel blickt.

So ein Baum, der über 100 Fuß Höhe und 3 bis 4 Fuß Stammdurchmesser hat, ist wohl 120—150 Jahre alt. Eine solche Höhe erreicht die Buche jedoch nur in geschlossenem Stande; wächst das Bäumchen in ganz freiem oder wenigstens sehr räumlichen Stande zum alten Baume

heran, so bleibt der Stamm niedrig, indem er sich nicht hoch hinauf reinigt und eine sehr bedeutende, reichästige, weitausgreifende Krone bekommt.

Im ersten Lebensjahre bildet die junge Buche noch keine Zweige; diese kommen erst vom zweiten Jahre an in großer Zahl und verleihen der Buche bis zu 10—12 Fuß Höhe ein buschiges Ansehen.

Schon in den ersten Tagen des Mai steht die Buche in der vollen Pracht ihrer Belaubung da. Nach dem Aufbrechen der Knospe bilden die noch nahe beisammenstehen-



1. Blatt der Rothbuche mit Blüthe. 2. Entfaltete Blätterknospe. 3. Geschlossen e Frucht. 4. Geöffnete Frucht.

den Blätter einen überaus zierlichen, trichterförmigen Strauß, den unten die nachenförmigen Knospenschuppen noch umstehen. Nach kurzer Zeit jedoch hat sich der Trieb seiner ganzen Länge nach mit knieartigen Biegungen entfaltet und die Blätter nach zwei Seiten in eine Ebene hin ausgebreitet.

Das Blatt der Buche ist breit eiförmig mit wenig ausgezogener Spitze und in der Jugend am leicht welligen Rande mit zarten Wimpern besetzt, wie das Augenlid eines schlafenden Kindes. Die Seitenrippen des Buchenblattes, durchschnittlich 6—9 auf jeder Seite, stehen deutlich abwechselnd und treten nach dem Blattrande hin etwas auseinander, laufen also nicht parallel*). Der 3—4 Linien lange Blattstiel ist behaart und an ihm tritt die eine Seite des Blattes stets etwas tiefer herab als auf der andern; das Blatt ist also etwas ungleichseitig. Neben dem noch jungen Blatte stehen zwei zungenförmige, röthliche Nebenblättchen, welche aber bald abfallen. Auf der obern Seite ist das Blatt merklich dunkler als unten; im Herbste wird es lebhaft dottergelb.

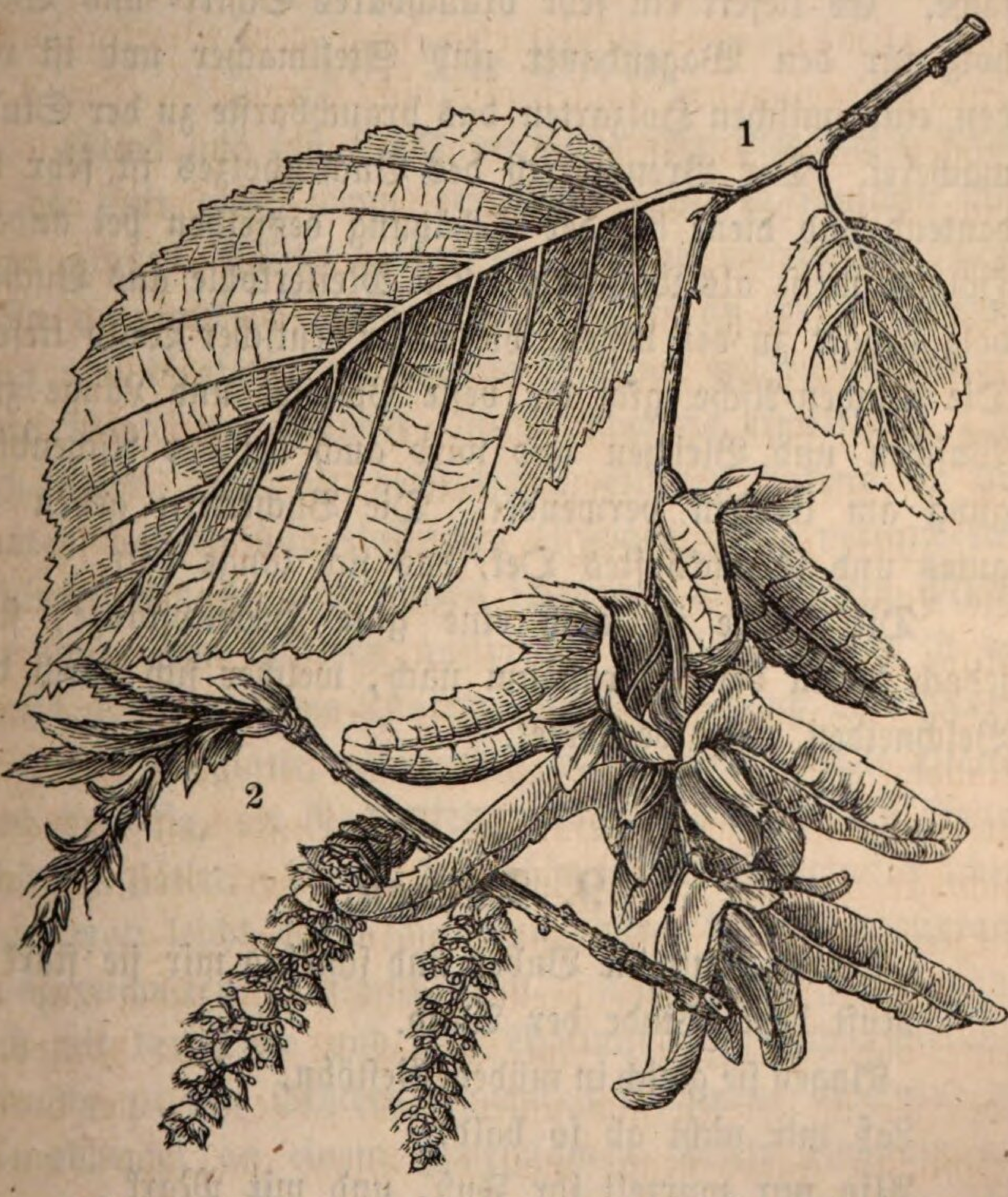
Mit den Blättern erscheinen im Mai zugleich auch die Blüthenkätzchen. Doch erreicht die Buche erst in einem Alter von 50 Jahren die Fähigkeit, zu blühen und keimfähigen Samen zu tragen. Die Frucht bildet eine vierklappige, rauh behaarte Kapsel, in der beim Aufklaffen zwei Samenkörner, „Bucheln oder Buchecken" genannt, sichtbar werden. Die Bucheln sind scharf dreikantig und liegen mit ihrer flachen Seite aneinander.

Das Buchenholz brennt lebhaft und ruhig und hat eine hohe Heizkraft. Im Wasser ist es sehr dauerhaft, weniger im Freien und unter Dach. Wegen seiner braunröthlichen Farbe nennt man die Buche auch Rothbuche

*) parallel = gleichlaufend.

zum Unterschied von dem Hornbaum, der seines weißen Holzes wegen an vielen Orten Weißbuche genannt wird.

Buche und Hornbaum sind übrigens zwei ganz verschiedene Bäume und haben außer der hellsilbergrauen Farbe ihrer Rinde wenig Aehnlichkeit mit einander. Das Blatt des Hornbaums (Weißbuche) ist in der Regel etwas schmäler als das Blatt der Buche (Rothbuche) und ist am Rande scharf doppelt sägezähnig und nicht gewimpert; auch stehen die Seitenrippen enger und



1. Blatt der Weißbuche oder Hainbuche mit Flügelfrucht. 2. Blüthe.

verlaufen fast vollkommen parallel. Die Früchte hängen traubenförmig beisammen und bilden sehr hartschalige, glatte Nüsse, deren jede von einer dreilappigen, speerförmigen Hülle umfaßt wird. — Der Stamm des Hornbaumes erhebt sich niemals zu einer bedeutenden, astfreien Länge und erscheint meist seilartig gewunden, was man „spannrückig oder kluftig“ nennt, und was ihm ein dürr knochiges, abgemagertes Aussehen verleiht.

Die Benutzung des Buchenholzes ist eine sehr mannichfache. Es liefert ein sehr brauchbares Schirr- und Werkholz für den Wagenbauer und Stellmacher und ist von den einheimischen Holzarten das brauchbarste zu der Stuhlmacherei. Der Brennwerth des Buchenholzes ist sehr bedeutend und dient bei der Schätzung desselben bei andern Hölzern meist als Maßstab. Die Meilerkohle aus Buchenholz gehört zu den besten, die unser deutscher Wald liefert. Die Buchen-Asche gibt die beste Potasche und Lauge zum Waschen und Bleichen und wird auch bei der Aschendüngung am liebsten verwendet. Die Buchecker geben ein gutes und schmackhaftes Oel, das sich lange hält.

Die Buche ist auch eine gute Heckenpflanze, steht jedoch hierin dem Hornbaum nach, welcher sich durch das Beschneiden mehr verdichtet.

---

9. Turnen.

„Schwing mir die Buben und schwing mir sie stark!“
Ruft dem Winde der Wald.
„Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
Laß mir nicht ab so bald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust;

Und sie wachsen zu stolzen Höh'n,
Mir eine Herzenslust.
Denn ich hasse die Zwergenart,
So (welche) die sumpfige Kluft
Eingewindelt vor Wetter bewahrt,
Immer in Stubenluft.
Fahl und kahl in des Frühlings Saft
Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft."

---

10. Die Birke.

Stark und fest streckt die Eiche ihre gewaltigen Arme in die Luft aus; wenn der Wind geht, so rauschen stolz ihre großen Blätter, aber die Zweige rühren sich kaum. Wie ganz anders bei der Birke! Alles an ihr ist schmiegsam und biegsam: die dünnen Stämme neigen und biegen ihre Wipfel zu einander, als wollten sie etwas in's Ohr sich sagen, und die beweglichen Blätter flattern an den zarten Reisern und elastischen Zweigen gleich verzauberten Schmetterlingen, und tanzen schon bei der leisesten Musik, die ihnen ein Lüftchen aufspielt. Schön gerundet ist der junge Stamm, ohne Knorren und Risse; auch vom Moose noch frei die glatte, glänzende, weiße Rinde. Die Blätter sind dreieckig, am Rande fein gesägt und auf beiden Seiten schön geglättet. Wegen des schönen Blätterschmuckes übersieht man leicht die bescheidenen, durch keine Farbenpracht ausgezeichneten Blüthenkätzchen. Die Birke gehört nämlich mit der Eiche und dem Wallnußbaum und Haselnußstrauche zu den Kätzchen tragenden Bäumen. Da sind die Staubbeutel an einem gemeinsamen Stiele ringsum auf ganz kurzen Fäden so angereiht, daß sie wie eine



Walze aussehen, und jedes Staubbeutelchen ist gedeckt und beschützt von kleinen Schuppen, die wie Dachziegel über einander liegen. Die Kätzchen, aus denen die Früchte entstehen, sind viel kleiner und bilden im September einen Zapfen, zwischen dessen Schuppen die geflügelten Früchtchen sitzen von umgekehrt herzförmiger Gestalt. Wie die Haselnußblüthe es gar nicht erwarten kann, daß Frühling wird, und oft schon im Januar vom warmen Sonnenstrahl verlockt wird, hervorzubrechen: so ist auch das Birkenblüth-Kätzchen ein Frühlingsbote; denn es blühet schon

im April und ist schon lange da, bevor die Blätter erscheinen.

Die Birke ist ein Lichtbaum, ein wahrer Frühlings- und Freudenbaum. Zwar haben die Söhne der Schlachten es verschmähet, seine Zweige als Siegeszeichen zu tragen; aber an Pfingsten, wenn der Frühling seinen Triumphzug über den Winter hält, schmückt die häusliche Jungfrau die Stube mit den grünen Maien, und die freundliche Dorfkirche prangt im Festkleide des jungen Birkenwaldes, und zum Pfingsttanze darf der Maibaum nicht fehlen.

In frühern Zeiten wurden auch Maibäume in der Mitte des Dorfes aufgepflanzt, um schon am Abend vor Pfingsten als Versammlungsort für die Bewohner eines oder mehrerer Dörfer zu dienen. So ist gleich der Eiche auch die Birke in die Geschichte unseres Volkes, in seine Leiden und Freuden verwebt. Noch mehr aber, als in unserm Deutschland, ist dies in den nördlich gelegenen Ländern der Fall, z. B. im nördlichen Rußland.

Weit hinauf nach Norden, wo alle unsere Laubholzbäume vor Kälte nicht aushalten würden, bildet die Birke schöne und große Wälder, und erreicht da eine Höhe und Stärke, die bei Weitem diejenige unserer vaterländischen Birken übertrifft. Obwohl dort sechs Monate lang und oft noch länger der heftige Frost Alles in Fesseln der Erstarrung schlägt und der Schnee Alles in seinen Todesmantel einhüllt: so schadet solches der trefflichen Birke nicht und hält sie nicht ab, sobald nur die Sonne wieder höher und wärmer am Himmel strahlt, ihre Knospen und Blätter zu entfalten. Und sobald sich der Wald wieder mit seinem unvergänglichen Jugend-Grün geschmückt hat, zieht Alt und Jung hinaus zum lieben Birkenwalde, um

das Frühlingsfest unter seinen Zweigen zu feiern. Ueberall wimmelt es zwischen den Bäumen von fröhlichen Menschen. Hier wird getanzt und dort wird geschaukelt, hier gesungen und dort gegessen, bis man am Abend, mit Birkenzweigen geschmückt, wieder heimwärts in die einstöckigen Häuser zieht, deren Dächer statt der Ziegel mit Birkenrinde gedeckt sind. Diese Rinde kann auch als Kien gebraucht werden zum Anzünden des Feuers und brennt vortrefflich. Mit ihr hat der Großvater oder die Großmutter das Ofenfeuer besorgt oder das Herdfeuer angezündet, damit eine warme Suppe die Heimkehrenden empfange. Wenn aber das Enkelchen schrie, ehe die Mutter zurückkehrte, so stand das vom Alter niedergebeugte Großmütterchen auf, um es zu wiegen, indem ihre Hand einen Strick erfaßte, der von der Decke herabhing und einen von Birkenreisern geflochtenen Wiegenkorb trug. Das obere Ende des Strickes umschlingt die Spitze eines jungen Birkenstammes, der in wagrechter Richtung an der Decke befestigt ist. Zieht nun das Großmütterchen den Strick abwärts, dann bewegt sich der Korb mit dem Kinde zwischen Decke und Fußboden auf und nieder. So wiegt die Birke bei diesen Völkern sogar die Kinder groß und hilft sie auch erziehen zum feinen Gehorsam und guter Sitte; denn sind sie unfolgsam und widerspenstig, so wird dort, wie bei uns, die Birkenruthe als ein gutes Heilmittel gebraucht.

Aus dem Holze der Birke, das fester und zäher ist, als das der Fichten, Linden und Weiden, werden Tische, Stühle, Krüge, Dosen, Löffel, Teller und dergleichen Sachen verfertigt, aus dem zähen, lederartigen Bast Schuhe, Taschen und Decken geflochten, aus den haarfeinen Wurzeln Zeuge gewebt. Mit getrockneten Birkenblättern stopft der Arme sein Bett; aus Birkenholz wird der Wagen und

der Schlitten gebaut; mit Birkenrinde gerbt man das Leder, welches das unsere weit an Güte übertrifft, und aus einer Abkochung von Birkenblättern und Alaun bereitet man eine schöne gelbe Farbe zum Färben der Zeuge. Erkrankt einmal eine Familie, so thut man die im Frühling gesammelten Knospen des wohlthätigen Baumes in heißes Wasser und bereitet dem Kranken ein Bad, das ihm die Schmerzen lindert und gewöhnlich auch Heilung verschafft. Ist aber die Krankheit zum Tode, so wird dem Geliebten eine Birke auf das Grab gepflanzt, unter deren hängenden Zweigen die Hinterbliebenen alljährlich niederknieen und über sich das Rauschen und Flüstern der Blätter vernehmen, als brächten diese Kunde aus dem Grabe des Dahingeschiedenen.

Selbst den herzerfreuenden Wein birgt der wackere Baum in seinen Saftröhren. Im Frühjahre nämlich ziehen die Birken so viel Saft an sich, daß derselbe von den äußersten Spitzen der Zweige wieder herabträufelt. Diesen Saft kann man den Bäumen abzapfen und in der Haushaltung als Medizin benützen. Ungefähr in der Mitte des März, ehe die Bäume ausschlagen, schält man an dem Stamm gegen die Mittagsseite die äußere Rinde ab und bohrt schräg von unten nach oben ein bis zwei Zoll tief hinein. Einen Zoll tief unter dieser Oeffnung befestigt man eine blecherne Rinne und setzt ein Gefäß darunter, in welches der Saft vermittelst der Rinne geleitet wird. Je höher man das Loch macht, desto bessern Saft — obgleich etwas weniger — erhält man. In 24 Stunden bekommt man 10 bis 15 Maß Saft und in anderthalb Wochen beträgt der gewonnene Saft zuweilen mehr an Gewicht, als der ganze Baum schwer ist. Doch stirbt er nach einer so gewaltsamen Operation ge-

wöhnlich ab; er läßt sich aber ohne merklichen Schaden zwei Tage lang abzapfen, nur muß dann die Oeffnung mit einem hölzernen Pflocke verstopft werden. Der Saft ist hell und süßlich. Läßt man ihn gähren, so gibt er ein geistiges Getränk, welches dem schäumenden und perlenden Champagner sehr ähnlich ist. Verdampft man aber den Birkensaft, so erhält man einen zuckerhaltigen Syrup, der an Süßigkeit dem gewöhnlich gebrauchten nichts nachgibt. Welch' ein wunderbarer Segen liegt in diesem Baume, der mit dem schlechtesten, dürrsten, sandigsten Boden fürlieb nimmt! Tag und Nacht arbeiten die Saftröhren in seinem Innern und bereiten aus dem bloßen Wasser der Luft und der Wolken alle die kostbaren Gaben, womit er Menschen und Thiere überhäuft, ohne zu verarmen.

---

11. Kletterunterricht.

Daß ihr klettert, liebe Buben, will ich euch erlauben. Warum solltet ihr in Stuben hängen als Schlafhauben? Wenn ihr, was ihr könnt, erklettert, will ich's euch nicht wehren; nur daß ihr euch nicht zerschmettert, höret meine Lehren!

Dieses merkt euch, daß ihr keinen Ast je fahren lasset, ehbevor ihr habet einen anderen erfasset. — Einem dürren Aste nimmer müßt ihr euch vertrauen; sicher ist es selbst nicht immer auf die grünen bauen. — Besser als am besten Zweige haltet euch am Stamme; ob auch jener Glätte zeige, dieser rauhe Schramme. Denn die Zweige selber müssen nur am Stamm sich halten, der allein auf eignen Füßen steht, sie zu entfalten. — Vorsicht ist die beste Schanze: nie auf einem Aste fußet so, daß drauf

die ganze Wucht des Körpers laste. Stützt euch hier und dort, beschicket eine Widerlage, daß, wenn etwa hier es knicket, es euch dort noch trage. — Immer sollt ihr auf die Stärken euch hauptsächlich stützen; doch daneben, wohl zu merken, Schwächen auch benützen. Manche Zweiglein sind unstreitig für sich selbst nur schwächlich; sich verstärkend wechselseitig sind sie unzerbrechlich. — Klettert nur mit rechtem Ernste, machet keine Künste! So erreichet ihr das Fernste, und euch trägt das Dünnste. — Doch indem ihr Fuß und Hände drängt zur Höhe munter, denket auch, wie ihr am Ende wieder kommt herunter.

---

12. Die Linde.

Die majestätische Linde verirrt sich nur selten in Waldungen und kommt mehr in der Nähe der menschlichen Wohnungen vor. Sie will frei stehen und sich geltend machen, wozu auch kein Baum so sehr berechtigt ist als sie, Buche und Eiche ausgenommen. Unter allen Laubbäumen erreicht sie wohl das höchste Alter. Wir Alle kennen eine oder die andere Riesenlinde in der Nachbarschaft einer Dorfkirche oder im Hofe einer Schloßruine. Ihr meist nicht sehr hoher kräftiger Stamm mit der fast regelmäßig tief gefurchten Rinde theilt sich in einige gewaltige, fast gerade aufstrebende Aeste. Diese wölben sich oben in der blauen Luft zum mächtigen, weitausgreifenden Schirmdache, in dessen blüthebeladenem Gezweig die Bienen summen und eine reiche Ernte halten. Jedes Blatt ist ein Herz, hunderte auf jeden Dorfbewohner, die alle zusammen ihre alte Linde so sehr lieben und des Abends in ihrem süßduftenden Schatten von der Ernte plaudern

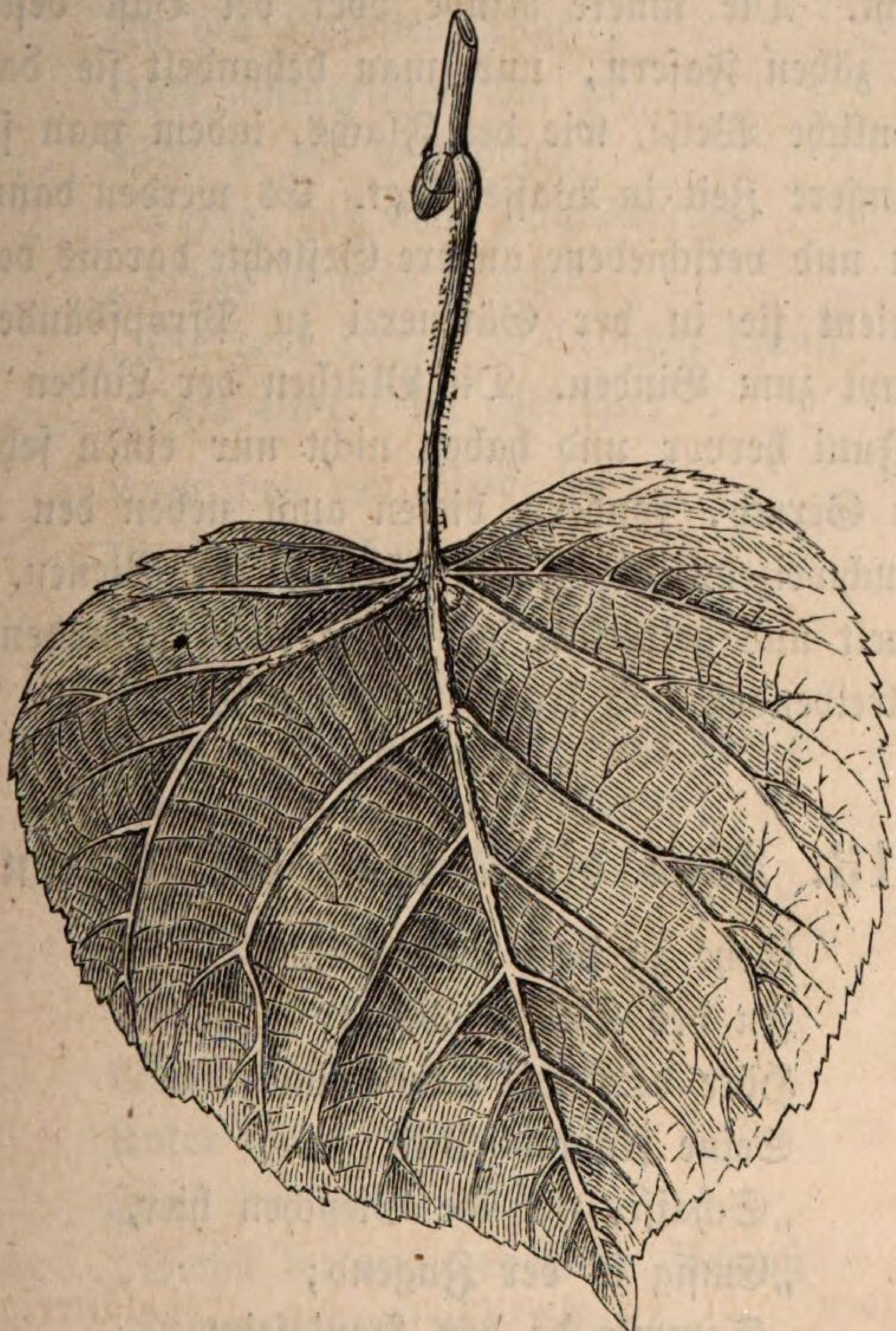
oder die Dorfangelegenheiten berathen, während auf dem Dächlein seines Häuschens, das auf langer Stange noch über den höchsten Wipfel hinausragt, der Staar sein Abendlied flötet.



Blatt der Winterlinde mit Blüthe. Frucht.

Linden gibt es zweierlei, die großblätterige oder Sommerlinde und die kleinblätterige oder Winter-, auch Steinlinde. Man pflanzt sie meistens wegen ihres schönen Aussehens, sowie wegen des dichten Schattens, den sie gewährt und bildet aus ihr besonders gerne Alleen und Laubgänge. Eine der größten und ehrwürdigsten

Linden stand noch vor wenig Jahren auf dem Weihenstephansberge bei Freising. Sie soll von dem hl. Korbinian — zur Zeit der Agilolfinger — gepflanzt worden sein. Linden, die nahe an tausend Jahre zählen, gibt es mehrere in Deutschland. Die Linde, welche bei Neu-



Blatt der großen oder Sommerlinde.

stadt am Kocher in Württemberg steht, war nach alten Urkunden schon im Jahre 1229 ein großer Baum. Gegenwärtig hat sie an ihrem Stamme einen Umfang von 32 Fuß, und der Raum, über welchen sie ihre Aeste aus-

breiten, beträgt gegen 400 Fuß im Umkreis. Das Lindenholz ist weich, weiß und sehr feinfaserig und daher zu Tischler-, Drechsler- und Schnitzarbeiten sehr gesucht. Die daraus gebrannte Kohle wird zur Bereitung des Schießpulvers und unter dem Namen Reißkohle zum Zeichnen gebraucht. Die innere Rinde oder der Bast besteht aus äußerst zähen Fasern, und man behandelt sie daher auf eine ähnliche Weise, wie den Flachs, indem man sie röstet oder längere Zeit in Wasser legt. Es werden dann Taue, Matten und verschiedene andere Geflechte daraus verfertigt. Auch dient sie in der Gärtnerei zu Pfropfbändern und überhaupt zum Binden. Die Blüthen der Linden kommen Ende Juni hervor und haben nicht nur einen sehr angenehmen Geruch, sondern bieten auch neben den Blüthen des Buchweizens die Hauptnahrung der Bienen. Frisch gesammelt und getrocknet geben sie einen gesunden, leicht schweißtreibenden und krampfstillenden Thee.

---

13. Was die Bäume dich lehren.

Gehe zu dem Lindenbaum
In des Dorfes Mitte;
Höre dort mit Kindessinn
Seine fromme Bitte:
„Schaffe, wie die Bienchen hier,
„Emsig in der Jugend;
„Sammle da den Honigseim
„Jeder süßen Tugend!“

Wie der Eichbaum dort dir winkt,
Mit den grauen Haaren;
Der hat in so langer Zeit
Vieles wohl erfahren:

„Stehe fest und bange nicht,
„Wenn sich Wolken thürmen;
„Der mich schützte, wird auch dich
„In Gefahren schirmen.“

Sieh den Apfelbaum dir an
In des Herbstes Tagen;
Höre aufmerksam ihm zu,
Was er dir will sagen:
„Sorge, daß dein Lebensherbst
„Trage schwere Früchte,
„Die dem Herrn du bringen kannst
„Dort einst beim Gerichte!“

Lerne von der Weide dort
An der Friedhofmauer,
Höre, was sie dir erzählt,
Hingesenkt in Trauer:
„Bald wird meiner Zweige Grün
„Um dein Grab sich winden;
„Sorge eilig, daß du magst
„Sanfte Ruhe finden!“

So ist jedes Bäumchen hier
Lehrend dir ein Priester;
Unter jedem Blätterdach
Hörst du das Geflüster:
„Siehst du aus der Erde Schooß
„Himmelwärts uns heben:
„So mußt du auch unverwandt
„Nach dem Himmel streben!“

14. Wie die Samenkörnlein auf Reisen gehen.

Wohin das Auge schaut, ist die Erde mit Pflanzen überdeckt. Auf den Ebenen, in den Thälern, auf den Hügeln, in den Abgründen und auf den Höhen der Berge haben sie den kahlen Boden mit ihren mannichfaltigen Gestalten geschmückt; ragende Tannen krönen die Zinnen unzugänglicher Felsen, und selbst auf verfallenen Thürmen und Mauern erblicken wir Birkenstämmchen, allerlei Gesträuch, Blumen und Grasarten. — Wer ist der Säemann, der mit gewaltiger Hand den Samen allüberall ausgestreut hat? — Die wunderbaren Einrichtungen sind es, die Gott in der Natur getroffen, daß nicht alle Samenkörnlein da zu Boden fallen und liegen bleiben, wo ihre Geburtsstätte ist; — es lägen ja sonst alle aufeinander; keines könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin.

Die Samenkapseln vieler Gewächse haben die Eigenschaft, daß sie, reif geworden, mit solcher Gewalt aufspringen, daß die Samenkörner darin weit umher gestreut werden. Andere sind in einer kugelrunden Kapsel eingeschlossen. Diese löst sich zur Zeit der Reife vom Stengel los und rollt, vom Wind getrieben, so lange fort, bis sie irgendwo anhält. Oeffnet sie sich, so spazieren unsere Reisenden aus ihrem Wagen an einem ganz fremden Orte wohlgemuth heraus. Die Eselsgurke oder Spritzgurke springt, wenn sie reif geworden ist, von ihrem Stiel plötzlich ab und spritzt den Samen mit vielem wässerigen Saft vermischt mit großer Gewalt aus. Manche Samenarten, wie die Haftdolde auf den Aeckern und die Klette haben Häkchen, heften sich an Menschen und Thiere und werden so weiter getragen und irgendwo abgeschüttelt.

Wieder andere, wie die Tannen- und Fichtensamen, haben Flügel und nehmen ihren Flug bald nach einem steilen Felsen, bald auf eine Mauer, bald über den Zaun hinweg in den Garten des Nachbars. Da, wo Pappeln oder Eschen stehen, ist zur Zeit der Samenreife der Boden wie mit Wolle überschneit. Bei genauer Betrachtung wird man in den Flocken eine Menge brauner Samenkörnlein finden; in der wolligen Hülle segeln sie durch die Luft oft an weit entfernte Orte. Die Samenkörnchen des Löwenzahns, des Huflattichs, des Wiesenbocksbartes u. a. haben an der Spitze ihrer Samenhaut ein Stielchen, worauf ein kleiner, runder Schirm von weißen Fäden, eine sogenannte Federkrone, ausgespannt ist. Der leiseste Lufthauch hebt das Schirmchen mit dem Samenkorn von der Pflanze in die Höhe, treibt unsern Luftschiffer selbst über Flüsse hinweg und läßt ihn an seinem Fallschirm stets so regelrecht nieder, daß der Schirm gewiß nie zu unterst kommt.

Unsichtbar für unsere Augen wandern die mikroskopischen Sporen der Moose, Faren, Flechten, Pilze und Algen durch die Luft. Wenn der Sturmwind über die Wiesen fegt und wild durch die Bäume fährt, daß Stamm und Aeste sich ächzend beugen, da entführt er Millionen von Samenkörnern und streut sie als ein riesiger Säemann meilenweit umher, und wohin keines Menschen Arm zu langen vermöchte.

Aber nicht bloß zu Lande und in der Luft, auch zu Wasser machen die Samenkörner Reisen. Die kleinen Wässerchen, die nach einem starken Regen von allen Seiten den Bächen zurieseln, schwemmen manches Samenkörnlein wie niedliche Schiffchen mit sich fort, und die Bäche tragen es hinaus in's große Wasser. Wenn dann die Flüsse über ihre Ufer treten, reißen sie manches Stück

Erdreich fort und damit auch viele Samenkörnlein, und auch der Gebirgsbach bringt manche Alpenpflanze hoch von den Bergen hinab ins Thal. Da schwimmen sie dann mit den Flüssen hinaus in's flache Land, bis eine Welle sie an's Ufer wirft, oder nach Ueberschwemmungen das zurückgetretene Wasser sie liegen läßt. So hat der Rhein den blauen Enzian bis in die Wiesen von Speyer und Mainz hinabgeführt: so findet man an manchen Stellen in den Isarauen um München Frühlingsknotenblumen, die achtblättrige Dryade, den Frauenschuh, das Alpenleinkraut und noch andere Pflanzen, deren Heimat das Gebirge ist. — Selbst über den großen atlantischen Ocean hinweg, von Amerika nach Europa, kommen alljährlich solche Reisende und landen unbemerkt an den Küsten von Schottland, Schweden und Norwegen. So haben Meeresströmungen Kokosnüsse an die flachen Koralleninseln der Südsee getrieben und auf diese Weise die kahlen Küsten mit Kokoswaldungen umsäumt. —

Auch die Vögel tragen zur Verbreitung der Pflanzensamen bei, indem sie in ihrer Gefräßigkeit manch' unverdaulichen Samen verschlingen, der dann nachher oft in weiter Entfernung von seiner Mutterpflanze im Auswurf des Vogels keimt. Die Nußheher verstecken Eicheln und Nüsse in die Erde, um sie für den Winter für ihre Nahrung aufzubewahren, finden aber nicht alle wieder oder werden durch Schneefall daran verhindert, und so wächst an manchen Orten ein Haselstrauch oder eine Eiche auf, ohne daß man weiß, wer sie gepflanzt hat. Manche Vögel verpflanzen die Scharlachfrüchte des Vogelbeerbaumes auf die Ruinen alter Burgen und Klöster; Krametsvögel verbreiten die Wachholder, Drosseln die Mistel.

Der Mensch nimmt, wie die Hausthiere, auch die

Getreidearten und andere Pflanzen auf allen seinen Wanderungen mit und verpflanzt sie in allen Gegenden der Erde. Aber manche Pflanzen wandern mit ihm, ohne daß er es will und ohne daß er darum weiß: die Unkräuter schließen sich an ihn, den Herrn der Schöpfung an, und folgen ihm, wohin er geht, wo irgend auf Erden er seine Wohnung aufschlägt, und siedeln sich in unmittelbarer Nähe des Menschen um die Hütte, um den Stall, auf Dünger- und Composthaufen an. — Aus den Unkräutern, die an einem Orte sich festgesetzt haben, könnte man mit einiger Sicherheit bestimmen, ob Slaven oder Germanen, Europäer oder Orientalen sich früher an dem Platze ihre Hütte gebaut. — Nach den Befreiungskriegen fand sich an vielen Stellen, wo Kosaken gelagert, eine der Gänsefußarten verwandte Pflanze ein, welche sonst ausschließlich in den Steppen am Dnieper einheimisch ist; sinnig benennt der nordamerikanische Wilde unsern Wegebreit „die Fußtapfe der Weißen", und der Stechapfel ist aus Asien den Zügen der Zigeuner durch ganz Europa gefolgt.

---

15. Kinderlied von den grünen Sommervögelein.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen;
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Und hub ihn an zu schütteln,
Von oben bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein girrten
Und auseinander schwirrten:
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

16. Thierleben im Walde.

Ueber den Pfad, den du beschreitest, ziehen lange Karawanen lasttragender Ameisen ihre Straße, an der viele Tausend gearbeitet haben, ehe sie gebahnt war. Auf den Moosen, Kräutern und Baumstämmen treiben zahlreiche Käfer von allen Größen und Farben ihr Wesen. Ueber den Haideblumen sumsen Bienen und gaukeln die Schmetterlinge; in den Zweigen der Föhren hausen niedliche Goldhähnchen, Zaunschlüpfer und Meisen, dazwischen hin und wieder ein munterer Baumläufer, auch wohl ein größerer Specht oder ein kreischender Häher. Aus dem Innern des Waldes tönt der krächzende Ruf des stolz einsamen Raben; hoch über dem Walde schwebt der Bussard und späht herab, ob er Beute finde, nach der seine hungrigen Jungen schreien; oder ein kecker Sperber wehrt sich gegen eine Schaar schreiender Krähen. Am fernen Waldsaume streicht der Fuchs über den Weg, und ängstlich huscht das Eichhörnchen bei seinem Anblick den Baumstamm hinauf und rettet sich mit kühnen Sprüngen in sein luftiges Haus.

Aber ungleich anmuthiger noch ist der Anblick des äsenden Wildes. Es ist eine Lust, ein Rudel Rehe auf der Waldwiese zu belauschen. Nicht satt kann das Auge sich schauen an ihrer schlanken Gestalt, der zierlichen Zeichnung ihrer Hautfarbe, der graziösen Stellung, die sie beim Aesen einnehmen, dem unschuldsvollen Glanz ihres Auges, dem leichten Anflug von Kraftgefühl und Trotz, den dem Rehbock sein Gehörn verleiht. Welch' lieblicher Anblick wenn die Ricke mit inniger Zärtlichkeit den schlanken Hals um das junge Kälbchen legt, um es reinigend und liebkosend zu belecken, indeß die andern mit ausgelassener Schalkheit in Gras und Blumen umherspringen!

Da rauscht der Herbstwind durch das fahle Laub; ein leises Zittern läuft den scheuen Waldkindern sichtbar über den Rücken. Gefahr witternd und aufgeschreckt aus der harmlosen Sicherheit stampft warnend der Bock; hoch wirft er den Kopf empor, und plötzlich schnellt das Rudel ab in die Schatten des Waldes.

---

17. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kindlein? horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun, ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut'.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er lass' es vor Feuer und Stürmen verschont.
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann weh'n,
Dann gibt es ein freudiges Wiederseh'n.
Ade! Ade!

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
Ade, liebe Fluren, so singet sie hell;
Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang!
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch geh'n, —
O möget im Lenze ihr wonnig ersteh'n!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!

Zum Fenster noch einmal blickt's Schwälblein hinein:
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut

Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
Ihr habet mir nimmer den Frieden zerstört.
Drum möge auch euch in Freud' und Gefahren
Der Himmel die liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade!

---

18. Die Herbstwanderung der Vögel.

Ein großer Theil der Vögel, die Zugvögel, welche im Frühlinge kommen, gehen im Herbste wieder von uns fort. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Das Reisekleid ist angezogen; den Zehrungsstoff, das Fett, tragen sie auf ihrem Leibe, und die Jungen haben die schwere Kunst des Fliegens erlernt. Einzelne Locktöne rufen die Einzelnen zu Heerden zusammen. Nun ordnen sie sich zu einem regulären Heereszuge. Den Vortrab bilden alle, die im Brüten unglücklich waren. Das Hauptcorps besteht aus glücklichen Eltern mit ihren zahlreichen Kindern, der Nachtrab aus späteren Bruten, aus Kranken und Krüppeln. Einige, wie die Schwalben, stellen eine Art Vorübung mit ihren Jungen an, ehe sie abziehen. — Meisen, Bachstelzen, Schwalben ziehen in unabsehbaren Reihen, Entenarten, Regenpfeifer, Kibitze, Reiher, Möven in einer schiefen Linie, Kraniche, wilde Gänse, Enten in Form eines Keils. Der Storch verläßt die Heimath in einem schönen Kreise schwimmend. Die Staaren bilden einen Wirbel. Zu Hunderten in eine einzige Wolke zusammengedrängt, schnurrend und wirbelnd, wie von der Windsbraut gejagt, stürmen sie einher. Alles drängt um die Mitte; immer kreiset der eine um den andern, und so wälzen sie sich fort in Saus und Braus, lärmend, schwär-

mend. Vergebens krümmt der hungrige Habicht seine Fänge; er wagt es nicht, dem rollenden Rade zu nahen; denn er würde widerstandslos mit fortgerissen werden. Jetzt bilden sie, in die Breite sich hinziehend, ein voll aufgespanntes Netz, dann hoch über einander steigend, verschwinden sie den Augen bis auf eine schwarze Linie, um endlich in vollem Schwung auf ihre Weide niederzufallen, oder lachend ins Schilf zu stürzen. Da hüpfen sie nun durcheinander, neigen und beugen sich, seufzen, pfeifen, singen, schwatzen. Zuweilen läßt sich die lärmende Schaar auf einen Baum nieder und wiegt sich hängend an den Aesten.

Nicht alle Zugvögel aber ziehen gesellig und in Schaaren; einige machen sich ganz einzeln auf den Weg, z. B. die Amseln, Nachtigallen, Haidelerchen und Gimpel, oder sie ziehen auch paarweise.

In Mitteldeutschland geht der Zug der Wandervögel, bezeichnend für den Herbst, von Morgen gegen Abend. In mondhellen Nächten des Septembers und Oktobers hört man das laute Geschrei der Wegziehenden hoch in der Luft, und die Sagen und Märchen vom wilden Jäger und wüthenden Heere finden hieraus ihre Erklärung. — Die Gefahren der Reise, schlechte Witterung, Verirrung, Hunger, weiß der vorahnende Sinn der Zugvogel zu umgehen. Im Mittelmeere angelangt, dienen ihnen Schiffe und Inseln als Ruhepunkt. Ihr Ziel ist meist das nördliche Afrika. Zuerst verlassen uns die insektenfressenden Vögel, dann diejenigen, welche von Samen leben. Zogen im August bereits Möve, Mauerschwalbe u. s. w., so folgen ihnen im September die im April, im Oktober die im März angekommenen. Im November sind unsere einheimischen Zugvögel fast alle fort; doch sieht man gegen

Weihnachten bisweilen noch einzelne junge Feldlerchen, die während der Mauserzeit den Zug verpaßt haben und nun vom Habicht weggeholt werden. Die Kraniche, welche unter allen Zugvögeln die längste und kühnste Reise unternehmen, ziehen aus den nördlichen Erdkreisen zuerst in die gemäßigte, wo sie einige Zeit verweilen, und dann erst wandern sie tief gegen den Süden bis in's Innere von Afrika. Sie fliegen in unermessenen Höhen dicht an einander geschlossen, so daß jeder seinen Schnabel auf dem Schwanze des ihm vorfliegenden ruhen läßt. Ist ihnen der Wind entgegen, oder werden sie von einem Raubvogel bedroht, so schließen sie augenblicklich einen Kreis. Dabei läßt der Anführer beständig ein Geschrei vernehmen.

Der Zeitpunkt der Abreise und der Ankunft wird von den Vögeln aus den Gesammtverhältnissen der Natur aufs Schärfste bestimmt. Die Schwalbe z. B. weiß genau, daß das Insekt, was ihr hier zu mangeln beginnt, wo anders sie erwartet, und man möchte sagen, nicht eine Stunde früher oder später geht die Reise ab.

---

19. Die letzte Nacht im Elternhause.

Der Tag der Abreise war gekommen. — „Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe!" sagte am Vorabend beim Zubettegehen der Vater, ein ehrsamer Dorfzimmermann, um seine Rührung zu verbergen, und den Sohn zu trösten, der morgen früh in die weitentlegene Stadt zur Schule sollte. Der Knabe war der jüngste von seinen Geschwistern, ein gutes, frommes Kind, und von jeher der Mutter Liebling gewesen, weil er ihr versprochen hatte, dereinst, wie der Herr Pfarrer, ein Diener Gottes zu

werden. Dazu war denn in seinem Dorfe freilich keine Gelegenheit.

Als er im Bette lag, kam die Mutter noch einmal leisen Schrittes in seine Kammer; sie hielt die Hand vor das Licht der Lampe, die sie trug, um den Schlafenden nicht zu stören. Er aber wachte noch, und die Mutter sagte, indem sie behutsam die Decke unter seinem Kinn festlegte und darauf mit der Hand über seinen Kopf fuhr: „Bet' auch recht! dann schläfst du gut. Gute Nacht!" —

Der Knabe weinte bitterlich, als die Mutter mit dem Lichte, wie ein Traumgesicht, verschwunden war, und er lag nun wieder in dunkler Finsterniß; es war ihm, als wäre er schon fern im öden, fremden, lichtleeren Hause; er dachte daran, daß morgen Abend seine Mutter nicht mehr so zu ihm käme, und weinte und schluchzte in die Kissen hinein. Dann dachte er auch an Vater und Geschwister, an Knecht und Magd und an alle Leute im Dorfe; sie waren immer so gut und freundlich zu ihm gewesen, und er hatte sie alle so lieb! Und an seine Gespielen dachte er, an seine Blumen im Garten und an die Kühe im Stall und an seine Tauben. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie es denn alle machen würden, wenn er nicht mehr zu Hause wäre; ob denn auch Alles gerade so fortginge ohne ihn, wie gestern, und wer dem Vater Säge und Winkelmaß nachtragen und der Mutter in Hof und Garten helfen würde? Er meinte, die Leute müßten ihn gerade so entbehren, wie er sich nach ihnen sehnte, und sein Weggehen, in ihrem Leben eine gleiche Veränderung machen, wie in dem seinigen. Er weinte um sich und um die Anderen, und seine Thränen flossen unaufhaltsam.

Endlich raffte er sich auf, faltete die Hände und

betete laut. Er gelobte es sich und seinen Eltern, ein fleißiger, frommer Schüler zu werden. Dafür solle ihm denn der liebe Gott daheim die Seinigen behüten, bis er wiederkäme und für Vater, Mutter und Geschwister sorgen, und für Haus und Hof und Dorf und seine Gespielen im Dorfe und für seine Tauben! — So schlief er sanft und ruhig ein. Ein süßer Traum des Wiedersehens führte ihn mit leichter Hand über die langen Jahre der Trennung hinweg, und er dankte Gott dafür, als er erwachte, und seine Zuversicht erleichterte ihm die schwere Abschiedsstunde.

---

20. Das Feuer im Walde.

Zwei Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Gluth,
Die wie ein helles Osterfeu'r
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,

Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf. —
Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh, ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: „Guten Abend!" wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
„Wer bist du, guter alter Mann?" —
„Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunersdorf
Das Bein verlor und, leider Gott's!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf. „Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!"
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscher aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie;
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg." — „O Gott!"

Sprach Hans und sah den Töffel an
Und fühlte sich nach seinem Bein;
„Mein Seel! ich werde kein Soldat
Und wand're lieber hinterm Pflug;
Da sing' ich mir die Arbeit leicht
Und spring und tanze wie ein Hirsch
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelm-Franzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl
Und unser Heu und Korn dazu,
Dann nehm' ich einen rothen Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr;
Dann komm nur her, du Schelm-Franzos!" —
„Hans," sagte Töffel, „lang einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gib dem Mann
Von unserm Käs und Butterbrod.
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh, das Feuer sinket schon."

---

21. Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben
Der Mutter immer schwerer fällt.

„Was willst du," spricht sie, „draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Das längst gesung'ne Reiselied.

Er meint: „Die Fremde nur macht Leute,
Nicht in der Nähe wohnt das Glück."
Drum sucht er's gleich recht in der Weite,
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hilfe ruft man alle Basen,
Und jede gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Trotzkopf will nun einmal fort.

Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie und ist nicht dummer
Als mancher weit gereiste Mann."

Der Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut, ich wünsche Glück und Segen;
Fort darfst du; doch nun säum' auch nicht!"

Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß ihn nicht kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
Gleich nach dem Essen geht er heut';
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und Alles schwimmt in Traurigkeit.

Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,

Und weil dort ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen,
Doch still wird Peter, mäuschenstill;
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"

Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt, man soll nur sitzen bleiben,
Denn weiter lass' er Keinen geh'n.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut;
Nach jeden hundert Schritten steht er
Und denkt: „Wie ist die Welt so weit!"

Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es weht der Wind so rauh und kalt.
Er glaubt: „Es kann noch heute schneien,
Und schneit's nicht heut, so schneits doch bald."

Jetzt schaut er bang zurück; jetzt geht er
Und sinnt, wie weit er heut' noch reist.
Jetzt kommt ein Kreuzweg; ach, da steht er,
Und Niemand, der zurecht ihn weist.

„Ach," seufzt er, „so was zu erleben,
Gedacht ich nicht, daß Gott erbarm!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß' ich jetzt noch weich und warm."

„Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen;
Ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt ich an diesem Kreuzweg um."

Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' ihn mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram mit Essen
Und tranken tief gerührt dazu.

Der Peter läßt sie gern beim Schmause,
Ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Noch ungesehen in die Stadt.

Doch ist er kaum erst angekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein — er macht sich nichts daraus.

Man spaßt: „Du mußt mit Siebenmeilenschuhen
Gewandert sein; drum setz' dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch."

Er thut's. Nun treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach Gott, wo mag nun Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt ihr denn? Hier bin ich ja."

Die Mutter jauchzt; der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: „Schon wieder da?“

„Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen;
Die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich hab's dem Jungen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird.“

Die Mutter jubelte durchdrungen
Vom frommen Dank: „'s ist besser so,
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, deß bin ich froh!“

Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit.“

---

22. Das nördliche Bayern.

Das nordwärts der Donau gelegene bayerische Land gehört nur zum kleineren Theile den alten bayerischen Provinzen an. Im Osten sind es der nördliche Theil von Niederbayern und die Oberpfalz, die von jeher bayerisches Land gewesen. Als nämlich das Volk der Bayern den heimathlichen Boden, das von Waldhöhen umkränzte Quellenland der Elbe verlassend, sich jenseits der Donau neue Wohnsitze suchte, blieb ein Theil desselben diesseits des Stromes zurück und behauptete nicht nur den schmalen und waldigen Südwestabhang des böhmischen Waldes zur Donau, sondern breitete sich auch längs der nordwestlichen Fortsetzung desselben über das Land am Regen, der Naab und Altmühl bis an das Fichtelgebirge aus.

Oberbayern streckt um Ingolstadt einiges Land über die Donau hinüber; im Westen breitet die Provinz Schwaben den Riesgau nordwärts des Stromes aus; alles andere Land aber bis an die nördliche Landesgrenze gehört zu den fränkischen Provinzen.

Die heutige Oberpfalz bildet einen Theil des alten Nordgaues. Durch den Hausvertrag zu Pavia — 1329 — wodurch Kaiser Ludwig mit seines Bruders Rudolf Söhnen das Land theilte, bildete sich eine neue Linie des Hauses Wittelsbach, welche wegen des Besitzes der Pfalz am Rhein den Namen der pfälzischen erhielt. Diesen Namen trug sie auch auf ihre im Nordgaue gelegenen Lande — Amberg, Neumarkt, Sulzbach, welche beide letztere in der Folge von Landestheilungen die Hauptstädte der nach ihnen genannten wittelsbachischen Nebenlinien wurden, und andere Orte — über, die zum Unterschiede der untern Pfalz am Rhein allmählich die obere Pfalz geheißen wurden. Amberg war die Hauptstadt der Oberpfalz. Die unseligen Theilungen, die im Jahre 1410 auch in der pfälzischen Linie begonnen und bis zur Wiedervereinigung Bayerns und der Pfalz — 1777 — dauerten, brachten manches Unheil über das Land.

Franken, es ist der freundliche Name eines freundlichen Landes. Weit, fruchtbar und lieblich breitet es sich im Herzen von Deutschland aus, bedeckt mit den gesegnetsten Fluren, welche Alles hervorbringen, was das Vaterland zu seinen edelsten, industriellen und klimatischen Erzeugnissen zählt, geschmückt mit großen und berühmten Städten, durchströmt von Schiffe tragenden Flüssen, deren Ufer mit dem weichen Laub der Weinrebe bedeckt sind, durchzogen von Gebirgen, in deren Thälern die romantische Sage und der Gewerbfleiß friedlicher Menschen

wohnt, und überwölbt von einem Himmel, unter welchem der Leisten- und Steinwein reift.

Als in Folge der Napoleonischen Kriege das fränkische Land mit Bayern vereinigt wurde, erhielt dieses in demselben seine reichsten und seine anmuthigsten Provinzen, die drei Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, das reiche Nürnberg und noch verschiedene andere Reichsstädte, Grafschaften und Herrengebiete, den Mainstrom mit seiner Schifffahrt und seinen gesegneten Gauen.

Wie im Süden an der Landesgrenze der Felsenwall des Alpengebirges sich hinzieht, so ist auch der Osten und Norden des nördlichen Bayerns von nicht unbedeutenden Gebirgen umrahmt.

---

23. Das Fichtelgebirge und der Frankenwald.

Zieht man von Regensburg nach Norden eine Linie, so gelangt man an das Fichtelgebirge, welches mit Recht als eine der wichtigsten Gegenden Deutschlands sowohl in Bezug auf Verkettung der Gebirgszüge, als auf Scheidung des Wasserlaufs angesehen wird. In der Mitte Deutschlands, ja fast Europa's gelegen, gehen von ihm strahlenförmig vier Gebirge nach den vier Hauptnebenweltgegenden, vier Flüsse aber nach den vier Hauptweltgegenden aus. — Nach Nordost zieht das Erzgebirge, nach Südwest der Frankenjura, nach Südost der Böhmerwald, nach Nordwest der Franken- und Thüringerwald; nach Süden fließt die Naab, nach Norden die thüringische Saale, nach Osten die Eger, nach Westen der Main. Und da Saale und

Eger in die Elbe, der Main in den Rhein, die Naab aber in die Donau sich ergießen, so grenzen im Fichtelgebirge drei Stromgebiete zusammen.

Das ganze Fichtelgebirge stellt ein Hochland mit sanften Bergkronen dar. Wald und Moorstrecken überdecken das Gebirge; häufig auch ist Seecharakter und Moorgrund ineinander verwebt. Insbesondere scheint das ganze innere Plateau — sprich Platoh d. i. Hochebene — in einer frühern Periode ein lang aufgestauter, großer See gewesen zu sein. Der Kern des Gebirges besteht aus Granit, welcher von Gneis und Glimmerschiefer umgeben ist. Die höchsten Erhebungen sind der Schneeberg — 3250′ — der Ochsenkopf — 3170′ — und der Nußhard — 3016′ —, welche als wenig umfangreiche Felsspitzen einem desto breitern, abgerundeten, hochgewölbten Gebirgsstocke aufgesetzt sind. An sie schließt sich die zweigipfelige Kößein — 2860′ — die wie ein Wahrzeichen von vielen Seiten her immer in gleicher Form aus weiter Ferne sichtbar das Fichtelgebirge kenntlich macht.

Wie in allen Granitgebirgen Mitteldeutschlands sind auch hier die Spuren des Zusammenbrechens der höhern Kuppen sprechend klar vorhanden. Wahre Haufenwerke umher gestreuter, oft weit gegen die Tiefe hinabgerollter Granitblöcke, zuweilen kolossale Massen in abenteuerlicher Gruppirung zeigen die Gipfel und Rücken der kuppenförmigen Berge des Fichtelgebirges.

Die sanftern Gehänge der Berge und die Schluchten sind mit ausgebreiteten Lohen (Sümpfen) bedeckt. Wie in den Alpen die Gletscher, sind hier diese Lohen die unerschöpflichen Wasserbehälter, welche die Flüsse ernähren.

An die Centralmasse des Fichtelgebirges lehnt sich westlich das Bayreuther Unterland, nördlich die

Thonschieferterrasse des bayerischen Voigtlandes. Das Bindeglied zwischen dem Fichtelbergischen Centralstocke und dem Thüringerwald bildet der Frankenwald, ein weit ausgedehntes, hohes Thonschieferplateau, welches durch sehr zahlreiche, tiefe und enge Thalfurchen in eine Menge rückenförmig gestalteter Berge zerspalten wird. Der Döbra und Plaßberg sind seine Endpunkte.

(Zeichnen und Beschreiben.)

Ein rauher Himmel wölbt sich über dem Fichtelgebirge. Früh schon fällt der Schnee, nicht in Flocken, sondern in kleinen Körnchen, die durch die engsten Spalten der Häuser dringen; sieben Monate hindurch bedeckt er Gebirg und Thäler mit gewaltigen Massen. — Unter dem rauhen Himmel liegt ein wenig ergiebiger Boden. Nur die unermüdliche Arbeitsliebe der Fichtelberger, ihr treuer Muth und ihre seltene Genügsamkeit hat es möglich gemacht, daß dieser kalte Himmelsstrich eine weit größere Anzahl Bewohner nährt, als die geringe Fruchtbarkeit des Bodens gestattet haben würde. — Wo es nur möglich war, da hat der Mensch auf gesprengten Felsen, in gelichtetem Walde und ausgetrockneten Mooren fruchtbaren Boden geschaffen. Wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, da muß die Hacke das steinige Feld zur Aussaat bereiten. Und für die unsägliche Mühe gibt die Ernte nur geringen Lohn; das Getreide trägt magere Aehren; die Kartoffel allein ist ergiebig und schmackhaft, und auch der Flachs geräth so wohl, daß er weit und breit mit großem Nutzen verkauft wird. An Obst und Gemüse erzielt man wenig. Der wahre Reichthum des Landes sind der Bergbau, die Viehzucht und die Forsten, wiewohl die Landschaft nicht so dicht bewaldet ist, als man bisweilen glaubt. Unter den Baumarten ist die

Fichte — im Frankenwald die Tanne — vorherrschend; doch nimmt die Föhre im Nachwuchs mehr überhand. Laubholz fehlt fast gänzlich. Nur selten begegnet man der Linde, dem Ahorn oder der Roßkastanie; die Eiche kommt einigermaßen in den östlichen Grenzgegenden, in nennenswertheren Mengen die Buche, häufiger die Birke vor.

Der Metallreichthum des Landes, der in älteren Tagen bedeutend, doch nie so groß war, als man ihn träumt, hat zu vielen Sagen Veranlassung gegeben: wo der Bergmann seine Stollen schlägt und zur Grube fährt, gedeiht auch das Märchen am wundersamsten. Wenn am güldenen Sonntage oder am Johannistage — erzählt eine Sage — in Bischofsgrün zum Vater unser geläutet wird, da öffnet der Ochsenkopf seine Kammern und zeigt seine Goldwände, von denen das edle Metall wie Eiszapfen, und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. So lange der Pfarrer zu Bischofsgrün das Evangelium liest, kann der fromme und einfältige Mensch die Wunderblume pflücken, die am Eingangsfelsen wächst. Sie dient ihm als Schlüssel, welcher die Pforten dieser Goldhallen öffnet, und er kann sich daraus Schätze holen, so viel er eben zu tragen vermag. Nur darf er den Zeitpunkt nicht versäumen, wo das Evangelium schließt, sonst wird er in der Tiefe zurückbehalten.

Die glitzernden Steine auf dem Gebirge haben auch jenes Sprüchwort hervorgerufen: „Auf dem Fichtelberge wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr werth, als die Kuh."

Der Bergbau auf dem Fichtelgebirge ist der älteste in Deutschland und reicht wohl in das neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung hinauf. Schon im Jahre 1005 wurden Bergleute aus dem Fichtelgebirge nach den im

Jahre 968 entdeckten Erzgruben am Harze gerufen. Solche auswandernde Bergleute scheinen dem Gerüchte von dem Erzreichthum ihrer heimathlichen Berge eine rasche Verbreitung gegeben, und aus Nah und Fern gewinnbegierige Erzsucher herbeigezogen zu haben.

Wirklich gab es auch Zeiten, während welcher der Bergbau eine für damalige Verhältnisse erstaunliche Menge Goldes und anderer Metalle zu Tage förderte. Die Blüthezeit des Bergbaues fällt bis in die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege. Die goldreichen Erzgänge von Goldkronach, die Zimmerwerke bei Seehaus und Silberhaus, die Eisenerze bei Wunsiedel und Arzberg, die Kupfererze bei Naila, Issigau und Tiefengrün u. v. a. schienen unerschöpfliche Ausbeute zu geben. Aber diese glücklichen Zeiten nahmen bald ein Ende; denn die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges erstreckten sich auch über die fichtelbergischen Bergbaue. Die meisten der Gruben kamen zum Erliegen; viele waren zudem von Tag herein bereits abgebaut und mußten wegen Wasserzudranges in der Tiefe verlassen werden. Alle Vorsorge und Beihilfe der verschiedenen Landesregierungen zur Hebung des Bergbaues ist bisher nur von wenig Erfolg gewesen; der gehoffte Erzadel zeigte sich nicht. So konnten nur mehr noch wenige Zechen dauernd in Betrieb gehalten werden, und selbst von diesen liefern nur einzelne noch Ausbeute. Unter letztern zeichnen sich besonders aus die Eisenerzgruben bei Arzberg und die Steinkohlengruben bei Stockheim und Reitsch. — Außer den Erzen und Kohlen werden auch erdige Mineralien gewonnen, wie Porzellanerde, Töpferthon, Feldspath und Quarz &c. Das häufige Vorkommen des letztern in sehr reiner weißer Farbe mag die erste Veranlassung zur

Errichtung von Glashütten, die schon in der ältesten Zeit im Fichtelgebirge betrieben wurden, gegeben haben.

Auch die Verarbeitung mancher Gesteins- und Felsarten liefert reichen Ertrag. Am wichtigsten sind die zu Dach- und Tafelschiefer brauchbaren Thonschiefersorten. Das Brechen und Zurichten des Schiefers bildet in manchen Gegenden eine wichtige Nahrungsquelle für die Bewohner, noch mehr das sogenannte Tafelmachen, mit welchem in den Bezirken von Ludwigstadt und Nordhalben eine ganze Klasse der Bevölkerung, „die Tafelmacher", sich beschäftigt.

Der Granit des Fichtelgebirges wird vielfach gewonnen, zu Grabdenkmälern, Tischplatten, Sockeln zu Monumenten ꝛc. verarbeitet und weithin versendet.

Außer diesen Schätzen des Mineralreichs zählt das Fichtelgebirge gegen 30 Mineralquellen, unter denen das Alexandersbad bei Wunsiedel, das Stahlbad bei Wiesau und die Quellen zu Untersteben in weiten Kreisen einen Ruf gewonnen haben.

Die Bewohner des Landes sind germanischer und slavischer Abstammung.*) Im fünften Jahrhundert setzten

---

*) Der Name Germanen wird von Ger (Gerra, d. i. Krieg, Gêr, Gâr, Schwert, Wurfspieß) abgeleitet und bedeutet so viel als Wehrmänner. Dem germanischen Volksstamm gehören an die Deutschen, die Skandinavier (Norweger, Schweden und Dänen), die Engländer.

Slaven — mächtiger, weitverbreiteter Volksstamm, dessen Name von Slawa, d. i. Ruhm, abgeleitet wird. Zu den slavischen Völkern gehören die Serben-Wenden in der Lausitz, die Tschechen in Böhmen, Mähren und im nördlichen Ungarn, wo sie Slowaken genannt werden, die Polen in Polen und Galizien, die Illyrier in dem nach

sich die Serben-Wenden, von der Oberelbe kommend, im Fichtelgebirge fest und breiteten von da aus im Laufe zweier Jahrhunderte ihre Siedelungen aus niederwärts dem Main entlang bis an Rednitz und Aisch und südwestlich bis an die Wörnitz. Fleißige Anbauer des Landes, und des Bergwesens wohl kundig, dankt ihnen das Gebirg seine ersten Schachte und Eisenhütten, und das Flußufer die Anfänge einer geregelten Landwirthschaft. Unverkennbar sind noch heutzutage in den betriebsamen Bewohnern mancher Gegenden, z. B. um Bayreuth und Bamberg, die Spuren slavischer Abstammung. Tiefliegende, kleine kluge Augen, stark hervortretende Backenknochen und dunkles Haupthaar, namentlich bei den Kindern neben dem germanischen blonden auffallend, sind nicht einzelne Vorkommnisse.

Die Dörfer des Fichtelgebirges liegen zum größten Theil ganz in der Thalsohle und bauen sich nur wenig das Gelände hinan. Die Granitblöcke und riesigen Trümmer, womit die Bergkuppen bedeckt sind, gestatten keine Siedelung auf der Höhe; an den sanftern Gehängen ziehen sich aber großentheils ausgedehnte Lohen hin, für den Bau menschlicher Herdstätten nicht geeignet.

Eine namhafte Reihe von Ortsnamen trägt unverkennbare Spuren wendischen Ursprungs; — Redwitz, Selbitz u. a. — Gleiches findet sich bei vielen Familiennamen. Es bestunden also wohl germanische und slavische Siedelungen neben einander, ohne sich gegenseitig zu verdrängen. Hiefür sprechen insbesonders jene Orts-

---

ihnen genannten Königreiche, die Slowenzen in Steiermark, Kärnten und Krain, die Kroaten, die Serben und Bulgaren auf der Griechisch-Slawischen Halbinsel und die Russen.

namen, die aus deutschen und slavischen Wörtern zusammengesetzt sind. So Kulmbach (chlum d. i. Berg), Mockersdorf (mokry, naß, feucht), Hebnitzbrunn, Slaversbach u. a. — In den rein deutschen und den slavisch-deutschen Ortsnamen drückt sich auffallend häufig ein Merkmal der umgebenden Natur aus; erstere enden meist mit den Ausgängen bach, brunn, berg, au, haig, hag, holz, thal ꝛc. An die unterirdischen Schätze des Fichtelgebirges und seiner Vorlande deutet eine Masse von Dorfnamen, die mit allen Metallgattungen verbunden sind, wie Eisenbühl, Arzberg, Goldkronach, Kupferberg, Silbermühl u. a. So ist der Ortsname nicht selten das Wiederbild einer mannichfaltigen, wechselvollen Natur und der scharf bezeichnende Ausdruck für die landschaftliche Gestaltung und Eigenthümlichkeit des Landes.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung soll schließlich nicht unerwähnt sein. Die slavischen Siedelungen zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß die Herdstätten im Oval, Kreis oder Halbkreis an einander gebaut sind, die Mitte des Raumes freilassend. Die polnischen, die slavischen Bauern bauen ihre Dörfer noch ebenso, wie ihre Urväter. Der Grundgedanke des Planes ist aus der Natur geschöpft. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen, — die Köpfe stecken sie dicht in der Mitte zusammen, und mit den Hinterfüßen schlagen sie mächtig dem schnobernden Wolf oder Bären auf den lüsternen Kopf, — so ungefähr sind die polnischen Dörfer angelegt. In ovaler Rundung liegen die Häuser, hinter denen die Felder grenzen, aneinander gereiht; nur ein Zugang führt in's Dorf hinein, dort muß man auch wieder hinaus. Nach innen gekehrt sind die Köpfe der Häuser.

Eine überraschende Aehnlichkeit mit diesem Bilde, das ein Reisender in seinen Schilderungen über Polen entworfen hat, bieten einzelne Ortschaften des Frankenwaldes. Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch im Landgerichte Kronach, noch auffallender Förtschendorf an der Haslach, und eine weitere Reihe von Dörfern, bei welchen theilweise eine spätere Siedelung den innern Plan des Ringes überbaute, sind nicht nur ihrem Namen, sondern augenfällig auch ihrer Anlage nach Slavendörfer.

---

24. Der Bergbau.

Unendlich hat die Natur das Gewinnen ihrer unterirdischen Schätze erschwert. Durch Erde und Gestein muß der Bergmann oft viele hundert Ellen darnach graben, und je tiefer er geht, mit desto mehr Gefahren hat er zu kämpfen. Die Metalle sind selten rein und gediegen, sondern meist mit andern Stoffen vermischt und sowohl in jenem, als in diesem Zustande heißen sie Erze, welche mannichfache Gestalten annehmen. Gewöhnlich erscheinen sie nur eingesprengt d. h. in eingewachsenen Körnern, Blättchen, Fäden, Geschieben u. s. w. Die Erze liegen höchst selten zu Tage (obenauf), sondern meist tief im Schooße der Erde, gleich Adern, die bald nur einige Zolle, bald mehrere Ellen breit sind, bald in die Höhe, bald in die Tiefe gehen. Unter Flözen versteht man ganze Lager oder Schichten. So findet man meist nur Zinn und Steinkohlen. Die Erze gewinnt man entweder durch Schachte oder durch Stollen. Erstere sind enge, brunnenartige, meist senkrechte, oder nur wenig schief gehende Oeffnungen, durch welche der Bergmann auf fest-

gemachten Leitern, Fahrten genannt, in den Schooß der Erde steigt. Das Ein- und Aussteigen nennt er An- und Ausfahren, das Gehen in den Gängen Fahren.

Stollen sind am Fuße der Gebirge in fast horizontaler Richtung eingearbeitete, unterirdische Gänge, durch welche man theils die Erze auf Schultern herausschafft, theils Wasser abführt, theils den Schachten frische Luft zuleitet. Die Schachte sind nicht selten viele hundert Ellen tief; die Stollen laufen in vielfachen Windungen und mit geringem Ansteigen labyrintisch oft viele tausend Ellen unter der Erde fort.

Wenn der Bergmann mit gewöhnlichem Werkzeuge, wie Fäustel, Schlägel, Bohrer u. s. w., das Gestein nicht zu bewältigen vermag, sprengt er es mit Pulver oder lockert es wenigstens auf. Gesteine und Erze, welche man nicht in Karren durch Stollen ausfahren kann, werden in Kübeln aus den Schachten gewunden. Letzteres geschieht entweder durch den von einigen Männern in Bewegung gesetzten Haspel, der immer einen Kübel hinabläßt, während er den andern heraufzieht; oder bei den tiefsten Gruben durch weit künstlichere Maschinen, Göpel, auch Treibewerke genannt, die theils von Wasser, theils von Pferden in Bewegung gesetzt werden. Des Bergmanns gefährlichster Feind und doch auch hilfreichster Freund ist das Wasser. Denn je tiefer er in den Schooß der Erde dringt, desto mehr schießt es von allen Seiten zu, und doch kann er sich und die Grube vorm Ersaufen meist nur durch Wasser schützen; denn dieses setzt in Schachten die sogenannten Kunstgezeuge in Bewewegung, welche das Wasser einsaugen und heben und dann in die Stollen zu Tage gießen. Dergleichen Maschinen, mit ungeheuern Rädern und Gestängen, gibt es über und

unter der Erde, und der Bergmann, neben dessen Leiter sie meist mit donnerndem Getöse gehen, kann bei der geringsten Unvorsichtigkeit leicht von ihnen zermalmt oder in den Abgrund gestürzt werden.

Ist das Erz zu Tage gefördert, so wird es gepocht, gewaschen, im Feuer geröstet, um es von unnützen Theilen zu reinigen, und endlich entweder geschmolzen oder amalgamirt. Das Amalgamiren oder Anquicken findet nur statt bei minder reichhaltigen Erzen und besteht in der Kunst, Metalle, ohne Feuer, bloß durch Hilfe des Quecksilbers, aus gepochten oder gewaschenen Erzen zu scheiden, wodurch viel Kohlen und Holz erspart werden.

Des Bergmanns tägliche Arbeitszeit, Schicht genannt, sind 8, in besonderen Fällen nur 4—6 Stunden. Die Arbeiter lösen stets einander ab, und es gibt in der Woche keine Stunde des Tages, wie der Nacht, wo nicht Bergleute den Schooß der Erde durchwühlen. Vor dem An-, wie nach dem Ausfahren wird in dem Huthause, oder, wo dies fehlt, in einer dazu gemietheten Stube Betstunde gehalten, Gott um Schutz auf gefährlichen Berufswegen zu bitten, oder dafür zu danken.

Die Sprache des Bergmanns hat viele Eigenheiten.

Seine Grubenleitern nennt er Fahrten, die Tiefe Teufe, die Grube Zeche, die Luft Wetter, die Axt den Kaukam, die zum Betriebe seiner Arbeit nöthigen Wasser den Aufschlag, den Verein von Personen zum Baue einer Grube Gewerkschaft, die einzelnen Theilnehmer Gewerken, die Beiträge derselben Zubuße, die Antheile an der Zeche Kuxe, den reinen Ertrag Ausbeute, die Huthäuser Pochwerke, die Bergschmieden u. s. w. einer Grube Taggebäude. Sein Gruß ist: Glück auf!

25. Der Bär.

Wenn man im Bayerland überall eine Denktafel errichten wollte, wo ein Bär oder Wolf geschossen oder gefangen worden, man würde erschrecken, und das ganze Land würde mit solchen Tafeln fast übersäet sein. Besonders im siebenzehnten Jahrhundert, nachdem der dreißigjährige Krieg manche Oede geschaffen, waren sie zahlreich verbreitet, und auch noch im vorigen gab es viel Arbeit damit, so daß z. B. in der ersten Hälfte desselben nur allein um Tegernsee 24 Bären erlegt wurden. Am zahlreichsten aber waren die Bären im Fichtelgebirge und im bayerischen Walde. Die Namen Bärenholz, Bärenfilz, Bärenleite, Bärnau ꝛc. erinnern noch an sie. Gegenwärtig sind sie in Bayern ganz ausgerottet; nur als außerordentliche Seltenheit erscheinen sie noch einzeln im oberbayerischen Gebirge und im bayerisch-böhmischen Walde. Die Naturaliensammlung in München hat drei inländische Thiere dieser Art aufzuweisen, wovon das eine zu Zwiesel in Niederbayern, die andern beiden (im Jahre 1822 und 1835) in der Gegend von Traunstein erlegt wurden. In dem benachbarten Tyrol aber und in der Schweiz, besonders im untern Engadin, gibt es noch immer zahlreiche Bären, die unter den Schaf- und Rinderheerden oft furchtbare Verheerungen anrichten. Man unterscheidet drei verschiedene Arten von Landbären: den großen schwarzen, den großen grauen und den kleinen braunen Bergbären. Ein ausgewachsener Bär mißt oft mehr als 7 Fuß in der Länge. Der Bär stand seit den ältesten Zeiten seiner Gewalt und Größe wegen in Deutschland in einem gewissen Ansehen, und wie der Löwe in seiner Heimat, so galt er bei uns als der König der Thiere. Man ge-

traute sich seinen Namen nicht geradehin auszusprechen, ebensowenig wie beim Wolf; sondern nannte ihn, gleichsam freundlich schmeichelnd, wenn er es etwa höre, den alten Großvater, Schwarzzahn, Süßfuß 2c.; die von ihm hergenommenen Eigennamen Bernhart, Berwin, Adalbern, Reginbern 2c., und der Gebrauch seines Bildes in Wappen bezeugen ebenfalls, daß er sich Achtung erworben. Er galt als ein zwar grober, aber sonst ehrlicher und tapferer Geselle, ohne Tücke und Falsch, der nicht lang lauert und den Jäger zu umgehen und von hinten zu überfallen sucht; sondern der dem Feind mit breiter Brust entgegengeht und ihn mehr durch Umarmung erdrückt, als durch seine Zähne zerfleischt. Kein anderes Raubthier ist so drollig, von so gemüthlichem Humor, so liebenswürdig, wie der gute Meister Petz. Seine ganze Erscheinung, mit dem langen, feinen, zottigen Haar, mit der stumpfen Schnauze, den kleinen, braunen, gutmüthigen Augen, dem kurzen Schwanz, den breiten Sohlen, dem behaglichen Gange, hat etwas Nobleres, Zutraulicheres, Menschenfreundlicheres, als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seines Gleichen, lungert nicht des Nachts in den Dörfern herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt im Wald, Berg und Alp als seinem eigentlichen Jagdrevier. Er ist ein großer Freund der Fische, namentlich der Forellen, und ein Liebhaber von süßen Kastanien, Trauben, süßen Beeren, Milch und Honig. Will er rasch laufen, was aber bergab ziemlich langsam geht, so geschieht es auf allen Vieren; trägt er aber etwas seiner Höhle zu, so marschirt er aufrecht; ruht er, so sitzt er auf dem Hintertheil, wie die Hunde.

Von der Gutmüthigkeit und Langsamkeit des Bären macht man sich jedoch öfters ganz unrichtige Vorstellungen.

Ist der Bär auch von vorherrschendem Phlegma, so läuft er doch auf ebenem Boden so rasch, daß er einen Menschen leicht zu ereilen vermag, und klettert sehr behende auf Bäume. Ist das Thier oder seine Jungen in Gefahr, so verändert sich sein ganzes Naturell bis zur reißendsten Wuth; eben so gefährlich ist der verwundete Bär. Nur selten flieht er; gewöhnlich wendet er sich um und geht aufrecht auf den Verfolger los, und wäre derselbe noch so gut bewaffnet. Er fordert ihn gleichsam zum Zweikampf heraus, umspannt ihn, wenn er nicht vorher die tödtliche Kugel in's Herz erhält, mit seinen mächtigen Pranken und ringt männlich mit ihm, bis Einer von Beiden fällt.

Die Jungen kommen blind zur Welt, sind niedliche, unbeholfene Thierchen und nicht größer als eine Ratte. Nach vier Wochen öffnen sich ihre Augen; sie haben schon zolllange Haare und sind doppelt so groß als bei ihrer Geburt. Die Bärin säugt und hütet emsig die jungen Thierchen, während der Bär dieselben wahrscheinlich auffressen würde. Naht sich der Bär den Jungen, so steht die Bärin hoch auf ihren Hinterbeinen, vertheidigt muthvoll ihre Kinder und sucht den Gemahl durch lautes Brüllen und derbe Ohrfeigen von seinem ruchlosen Vorhaben abzuhalten. Nach vier Monaten sind die Bären schon von der Größe eines Pudels, dabei ungemein possierlich, geschickt im Klettern, immer mit einander spielend und balgend, aber sehr furchtsam. Ihre gelbliche Farbe verliert sich immer mehr in's Braune und Schwarze. Im Februar, wo der Hirsch sich hörnt, häuten sich die breiten Fußsohlen des Bären, was ihm das Gehen für mehrere Tage fast unmöglich macht.

Den Winter über schlafen die Bären mehr als im

Sommer und liegen in ihren Höhlen, oft in einfachen Steinklüften, oft in großen Nestern, die sie aus Reisig und Moos bauen und von außen zustopfen. Bei hoher Kälte schlafen sie etliche Tage lang ununterbrochen fort, ohne zu erstarren; indessen weckt sie bald der Hunger, wenn auch die Bären in den herben Wintermonaten weniger fressen als sonst. Sie kommen dann hervor (dies auch bei geringer Störung ihrer Ruhe) und äsen mit großem Behagen junges, fettes Gras, junges Winterkorn, Gemüse, Wurzeln und Vogelbeeren. Um zu Birnen und Trauben zu gelangen, gehen die Bären im Herbst oft viele Stunden weit in die Thäler hinunter und kehren immer vor Tagesanbruch wieder zu ihren Stationen zurück. Oft zerstören sie die großen Ameisenhaufen und fressen die Thierchen um ihrer Säure willen, worauf sie aber nach Fleisch begierig werden.

Ungereizt und ohne vom Hunger gequält zu sein, greift der Bär keinen Menschen an; hat er aber einmal Fleisch gekostet, so ist er sehr begierig darnach. Man versichert mit Bestimmtheit, er sei übrigens so friedlich, daß er einst einem erdbeersuchenden Mädchen traulich die Beeren aus dem Korbe geholt habe, ohne das Kind zu verletzen, daß er sich überhaupt von einem schreienden Kinde in die Flucht schlagen lasse.

Eine alte Tyrolerin erzählte einem ebenso berühmten Gelehrten als Jäger, daß ihr als Mädel von 14 Jahren beim „Wurzngrabn" ein Bär begegnete. Beide standen plötzlich regungslos einander gegenüber, sie mit hocherhobener Wurzenhacke, vor Schrecken aber keines Lautes mächtig, der Bär betroffen und verblüfft über die Erscheinung. Nachdem er das gleichsam versteinerte Mädel eine Zeit lang angeschaut, wandte er sich um und ging

einem Dickicht zu; da war's, als wäre der Zauber ihrer Glieder gelöst, und sie floh wie ein gescheuchtes Reh vom Platz des Schreckens. Als der Gelehrte die alte Tyrolerin fragte, was sie gethan hätte, wenn der Bär auf sie losgegangen wäre, sagte sie lächelnd: „Woaß es selm nit; gmoant haat i' wöll, i' schlüg' zua, bal' er kaam."

Wenn man die mancherlei Bärengeschichten liest, die aufgezeichnet sind, so ist eigenthümlich, wie einerseits Proben von ungewöhnlichem Muth und Geistesgegenwart vorkommen, und manche Jäger mit den Bären verfahren, als wären's nur Frischlinge, anderseits aber die stärksten Männer von einer Furcht gepackt werden, die sie ganz den Kopf verlieren läßt. Bei einer Bärenjagd zu Sulzriegel, 1812, ging der Bär auf den Jagdschützen, einen der stärksten Männer in der Gegend los; dieser warf die Flinte weg und schrie, vor Furcht ergriffen, so gewaltig, daß der Bär umkehrte und beide vor einander flohen.

In einem Gedichte von 1675, welches eine Bärenjagd am Königssee beschreibt, wird erwähnt, daß der Jäger und Fischmeister Fürstmüller 25 Bären erlegt habe. Einst kam ein Bär von den Höhen des Watzmanns durch einen felsigen Graben herunter, welcher Rinnkanal heißt, und wollte über den See schwimmen. Fürstmüller, davon benachrichtigt, rief eiligst seine Knechte zusammen, die sich mit Büchsen, Aexten und Griesbeilen (lange Stangen mit Eisenspitzen und Haken, um schwimmendes Holz aufzufangen,) bewaffneten. Sie fuhren nun in einem Kahn dem schwimmenden Bären entgegen, der anfangs wieder dem Lande zueilte, als sie aber näher kamen, sich gegen sie wendete. Der Fischmeister schoß und verwundete den Bären, und nun mit furchtbarem Brüllen trachtete dieser nach dem Kahn und faßte die Planken. Da schlugen sie

mit den Aexten auf ihn los und stachen mit den Stangen; aber so wüthend war der Bär, und so wenig machte er sich aus den Streichen der kräftigen Männer, daß diese verzweifelnd ihr Ende vor Augen sahen. Mit den Griesbeilen drückten sie ihn endlich unter das Wasser und hielten ihn mit großer Noth, bis sie glaubten, daß er ertrunken sei; als sie ihn aber dann heraufzogen, begann er den Streit noch wüthender und zerbiß Stangen und Ruder, bis sie ihm den Schaft eines solchen tief in den Rachen stießen, worauf er verendete.

Wer nach St. Bartholomä kommt, findet die Begebenheit in Bild und Reimen dargestellt.

Jagen die Bären Vieh, so lauern sie dasselbe in der Regel bei der Tränke ab. Die Ziegen, denen er nicht nachkommt, werden über die Felsen hinunter getrieben oder Nachts aus dem Stalle geholt. Greift er etwa einmal eine weidende Rinderheerde an, so geschieht es am ersten unvermerkt im Nebel. Er zerreißt das Rind und frißt zuerst die Nieren und das Euter; den Rest vergräbt oder verträgt er. Wird er aber von dem übrigen Vieh bemerkt, so sammelt es sich sogleich schnaubend und brüllend um ihn und beobachtet ihn unverrückt. Dann greift der Bär nicht mehr an. Auf Pferde geht er selten, und wenn es geschieht, geräth es ihm oft übel. Auf Schafe hat er es am liebsten abgesehen.

Junge Bären sind nicht schwer zu zähmen. Sie gewöhnen sich bald an den Menschen und können ohne alle Fleischfütterung täglich mit 2, alte mit 3—4 Pfund Brod erhalten werden. Den älter werdenden ist jedoch nie ganz zu trauen.

---

26. Das ostbayerische Grenzgebirge.

Im Osten Bayerns breitet sich nordwärts von der Donau ein vielgestaltiges Bergland aus, dessen höchste Kuppen wenig über 4500′ sich erheben und mit geringen Ausnahmen bis zum Gipfel bewaldet sind. Von einem Höhenpunkte bis in blaue Fernen übersehen, erscheint es, wie ein in seinen langen Wellenlinien stehen gebliebenes Meer. Die Höhenpunkte treten wenig hervor; nur die Steinmassen, welche sich häufig den höchsten Punkten aufgesetzt finden, bald als thurmartig übereinander geschichtete Felsblöcke, bald als wirr durcheinander geworfenes Trümmerwerk, geben in der Nähe sichere Anhaltspunkte zur Unterscheidung der einzelnen Gipfel.

Die Hauptlängenkette zieht in der Richtung von Nordwest nach Südost mit der Landesgrenze zwischen Bayern und Böhmen von dem Düllenberge bei Waldsassen bis hinab zum Dreisesselberge und zur Dreisteinmark, von wo dann dieselbe längs der Grenze zwischen Böhmen und Oesterreich sich fortsetzt. Von jenen weitausgedehnten Gebirgsrücken, die, als Ganzes zusammengefaßt, das bayerisch-böhmische Waldgebirge ausmachen, fällt das Land mit stufenförmigen Terrassen und welligen Vorbergen beiderseits zu den Ebenen Bayerns und Böhmens ab.

Die Römer nannten diesen großen waldigen Bezirk im Zusammenhange mit dem Fichtel- und Erzgebirge, dem Franken- und Thüringerwalde, dem Harz, Rhön und Spessart den hercynischen Wald; den Altvordern aber ist er mit dem Fichtelgebirg und dem Thüringerwald als Nordwald bekannt.

Soweit nun dieses Gebirge mit seinen Gipfeln und

Rücken, mit seinen Gehängen und Abdachungen Bayern angehört, macht es ein ziemlich gut abgeschlossenes Ganzes aus, welches nicht unpassend als das ostbayerische Grenzgebirge bezeichnet werden kann. Es umfaßt den von der Donau nördlich gelegenen Theil Niederbayerns und die östliche Oberpfalz mit einem Flächeninhalte von ungefähr 150 Quadratmeilen.

Im Norden und Nordwesten wird es von dem Fichtelgebirge durch eine große Verebenung getrennt; nach Osten schließt die Landesgrenze ab. Im Westen wird es von einem Tiefland an der Naab begrenzt, welches von Regensburg in nördlicher Richtung bis Kemnath sich zieht und die fränkische Alp vom ostbayerischen Gebirge scheidet. Südwärts bespült die Donau von Regensburg bis Vilshofen den Fuß des Waldgebirges. Von Vilshofen bis Linz hinab durchbricht die Donau das Gebirg und trennt einen südlich derselben gelegenen Theil als Vorgebirg von dem Hauptstocke ab. Bayerischerseits ist es der Neuburgerwald zwischen Inn, Wolfach und Sulzbach, welcher, obwohl südlich der Donau gelegen, durch alle natürlichen Verhältnisse aufs engste mit dem Hauptgebirge verbunden ist.

(Zeichnen und Beschreiben.)

Durch eine großartige Vertiefung, welche insbesondere durch das Regenthal nach Cham und von da aufwärts längs der Chamb bis Furth gebildet wird, wird das Gebirge in zwei Haupttheile getrennt, von welchen der nördliche der Oberpfälzerwald, der südliche der bayerische Wald, vom Volke „der Wald" genannt wird.

Im Hauptzuge nächst der Landesgrenze, welcher als hinterer Wald oder Grenzgebirge zu bezeichnen ist, sind

als höchste Punkte zu nennen: der Arber, der höchste Punkt des Gebirges, 4543′ hoch, welcher demnach nicht ganz die halbe Höhe des höchsten Punktes der bayerischen Alpen (Zugspitze 9153′) erreicht; der kleine Arber, 4332′, der Ossa, 4002′, der Rachel, 4488′, und der Lusen, 4222′ hoch.

Der Höhenzug am Rande des südlichen Gebirges, welcher nahe an die Thalung der Donau tritt und diese von Regensburg abwärts als Falkensteiner-, Ruseler- und Passauer-Gebirge bis in's österreichische „Mühelviertel" begleitet, trägt als Gegensatz zum Hauptzuge passend den Namen vorderer Wald oder Donaugebirge. In ihm sind die bedeutendsten Höhenpunkte der Falkenstein, der Hirschenstein bei Deggendorf, der Predigtstuhl, der Dreitannenriegel bei Rusel, der Muschenriederberg bei Regen, sämmtliche nur über 3000′ hoch.

Zwischen diesen beiden Hauptzweigen liegt ein mehr hügeliges Land, welches seiner Länge nach von einer Quarzfelsbildung, „Pfahl" genannt, 120 Schritte breit und 16 Meilen lang, durchzogen wird. Wo der Pfahl auf seinem schnurgeraden Wege durch Berg und Thal als ein mauerartiger Kamm zu Tage tritt, ragt er in nackter, weißzackiger, mit Burgen (Weißenstein, Thierlstein, Schwarzenberg) gekrönten Felswänden an 120—180, bei Hitzelsberg 420′, über die Thalsohle empor. Wo er von Flüssen oder von Thälern und Schluchten unterbrochen wird und verschwindet, tritt er auf dem Rücken des Gegengebirges wieder zu Tage.

Im Oberpfälzerwald überschreiten die Höhen des Hauptzuges das Maß von 2500′ nicht. Die höchsten Punkte des Gebirges liegen nordwärts der Chamb alle schon auf böhmischen Gebiete.

(Zeichnen und Beschreiben.)

Der Wald ist steinreich, sagt ein Sprüchwort. In der That ist er ein wahres Steinland; denn mit jedem Schritt und Tritt begegnet der Wanderer größern und kleinern Gesteinstrümmern, welche den Gesteinsarten entstammen, die in geringer Tiefe unter der Vegetationserde durch das ganze Land sich ausbreiten und an der Oberfläche mehr oder weniger stark und tief verwittert und aufgelockert, mit organischen Ueberresten und mit Salzen vermengt, den Pflanzenboden darstellen, während die minder leicht veränderlichen Schichten und Partieen ein endloses Haufenwerk von Gesteinstrümmern liefern.

Alle diese Gesteine gehören fast ausnahmslos den sogenannten Urgebirgsfelsarten an, welche im ostbayerischen Grenzgebirge wichtige nutzbare Mineralstoffe — Schwefelkies, Porzellanerde, Graphit und Quarz enthalten. Die Schwefelkieslager zu Bodenmais, welche das Material zur Bereitung von Eisenvitriol, gemischtem Vitriol, Alaun ꝛc. liefern, die Gewinnung der Porzellanerde im Landgerichte Wegscheid, die reiche Ausbeute von Graphit, dem Material zur weitberühmten Schmelztiegelfabrikation in Obernzell, beschäftigen Hunderte und sind eben so viele Quellen des Wohlstandes geworden. — Zu den wichtigsten Industriezweigen des bayerischen Waldes gehört die Glasfabrikation. Zur höchsten Blüthe hat sich die Steigerwald'sche Fabrik in Schachtenbach erhoben, welche durch ihre herrlichen Fabrikate wahrhaft einen Weltruhm erworben hat. Nennenswerth sind auch die Fabriken zu Oberzwieselau, Buchenau, Lamberg, Lohberg, Ludwigs- und Theresienthal u. a.

Der bayerische Wald war ehedem ein Waldland. Noch ist er dies in seinen Hauptzügen; der vordere Theil

dagegen ist längst schon Kulturland. Wiese, Feld und Wald wechseln hier bunt durcheinander gewürfelt und machen das Vorland zu einer lieblichen Landschaft. Im Wassergebiet der Ilz hat der Drang nach Licht und Luft die menschlichen Wohnungen auf die Höhe der Berge geführt. Gerade die höchsten Punkte der Berge sind da — ganz im Gegensatz zum Fichtelgebirge — von Dörfern und Märkten bedeckt. Rings um sie ist Feld, tiefer unten am Hange ein Gürtel von Wald, und unten im quellendurchsprudelten Thale sind üppige Wiesen. Auch die Straßen nehmen ihre Richtung hier mit Vorliebe über die Höhen, quer über Hügel und Thal, die am frühesten vom Schnee durch Wind und Sonne befreiten Punkte aufsuchend. Der Bewohner des Waldes kämpft lieber Jahr aus Jahr ein mit der Steigung des Weges, als mit der Unwirthlichkeit des Thales im Winter.

Zum Vorlande bildet der Anblick des Grenzzuges einen mächtigen Gegensatz. Da tritt der Wald uns in großartiger Pracht entgegen. Die lang gedehnten, mit dunklem, starren Wald bedeckten Rücken richten sich auf vom Dreisessel zum Lusen, vom Lusen zum Rachel, vom Rachel zum Arber. Unabsehbarer Wald bis hinan zu dem einförmigen Kamme, und soweit das Auge reicht nach rechts und links, nichts als Wald!

Das ist aber kein Wald wie andere Wälder. Das ist ein majestätischer, hehrer Wald, ein heiliger Wald, der unsere frühern Vorstellungen von Waldesgröße außer aller Beziehung setzt. Wir sehen uns in einem Dome; Schwiebbogen gleich wölben sich die Gipfelzweige der grünen Buchen zu gothischem Sprengwerke, das dann vom dunkeln Tannendache bedeckt wird. Feierliche Stille herrscht in diesem geheimnißvollen Halbdunkel, die nur Morgens

und Abends von der melodischen Stimme der Drossel unterbrochen wird. Und treten wir näher, so setzen uns die gewaltigen Baumsäulen in neues Erstaunen. Die riesenhaften, bis zum schwindelhohen Gipfel astreinen Säulenschäfte stehen um so weiter von einander, je mehr sich der einzelne übermüthig Raum für Licht und Luft erkämpft. — Was unter der dunklen Wölbung seines dichten Laubdachs wurzelt, muß geduldig und ohne Kampf die Herrschaft des Gewaltigen anerkennen; es kriecht am Boden, verkümmert und verdämmt, bis im Gewitter ein Blitzstrahl, der Sturmwind oder die langsam das Mark zerfressende Zeit den halbtausendjährigen Urbaum zu Boden wirft und den Unterdrückten Licht, Luft und Leben gewährt.

Weithin erschütternd ist immer der Sturz des Gewaltigen. Andere zerschmetternd, reißt er sie mit sich nieder in das Verderben, und wie auf einem geisterhaften Schlachtfelde liegen die Riesenleiber der Gefallenen wirr übereinander geschichtet. Mancher fand noch einen treuen Genossen, an den er sich im Falle gehalten; mancher steht noch mit zerschlagenem Haupte, ohne sich von dem tödtlichen Streiche je wieder zu erholen. Doch aus den Leichen keimt neues Leben; noch liegen sie starr und trotzig, wie sie gestanden, gerade und ungebrochen über die Felsblöcke und Schluchten des Sturzbachs, nur da und dort auf den harten Kanten mit tiefen Rissen zersplittert. Noch lang behalten sie die strammen Formen, bis sie, von Moos überkleidet, durch die Verwesung im Innern vermodern. Auf ihrem Rücken erwächst das junge Geschlecht in üppigster Fülle, Tausende von jungen Tannen und Fichten im frischesten Grün. Wenn diese im gegenseitigen, sogleich beginnenden Kampfe sich wieder zu Hochstämmen erhoben haben, kann man aus der geraden, oft 150—200′ langen

Linie ihrer hintereinander stehenden Säulen die Lage des alten, längst in Humus aufgelösten Mutterstammes, aus dem die Riesensaat erstanden, noch erkennen.

So steht der Wald vor uns, Ehrfurcht gebietend, ein Zeugniß der Macht still thätiger Naturkräfte. Aber nicht bloß zu überwältigen vermag der Anblick des Waldes. Wenn er nach heitern Tagen in den Strahlen der scheidenden Sonne weithin erglüht in unbeschreiblich schönem dunkelpurpurviolettem Tone, wie ihn nur der südliche Himmel zu erzeugen vermag, dann wird das Gemüth tief erquickt und erwärmt. — Erhebend und erfrischend ist die Wirkung dieses Waldes, wenn er in Morgennebeln uns entgegenraucht; wenn der Schlag der Axt die Herrschaft des Menschen laut verkündet; wenn er mit seinem kühlen Dickicht uns umfängt und mit dem hochgewölbten Blätterdach die Gluth wehrt; wenn unser Blick emporgleitet an den pfeilgeraden, tadellosen Stämmen zu den schwanken Gipfeln, die von vergangenen Jahrhunderten erzählen. Und wer erst hätte ihn gesehen in des Herbstes buntfarbigem Prachtgewande, ohne daß ihm das Herz sich füllte mit Lust und Freude; oder im Frühlinge weiter oben am Regenflusse, wo umsäumende Birken mit dem lustigen Grün ihrer regsamen Blätter das Dunkel der Tannen erheitern.

Ueberall im Walde quillt es unter den graueu übermoosten Granitblöcken hervor und rinnt in tausend Bächen lustig den Thälern zu; eine endlose Menge kleinerer Weiher breiten sich in verebneten Niederungen aus. Eigentlichen Bergseeen begegnet man nur zuhöchst im Gebirge; sie sind im Umfange meist klein, aber von bedeutender Tiefe, mit dunklem Wasser erfüllt und zeigen in Mitte des

düstern schwarzen Waldes nichts von der Lieblichkeit unserer grünen Alpenseen. Die bemerkenswerthesten sind der große und kleine Arber-See, der Rachel- und Ossasee.

Unter den größeren Gewässern des Waldes sind die Naab, der Regen und die Ilz zu nennen.

Die Naab, die Tochter des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes, entspringt aus drei Quellen, der Fichtel-, Haide- und Waldnaab. Die Quelle der Fichtelnaab muß als eigentlicher Ursprung des Flusses angesehen werden. Sie kommt aus dem Moore, das ehemals der Fichtelsee war, und jetzt noch die Seelohe, d. i. Torfmoor, heißt. Die drei Naabquellflüsse durchfließen und durchfurchen in sanften Thalgründen ein zwischen Böhmerwald und Frankenjura ausgebreitetes weites Kesselland, aus dem der Parkstein und der rauhe Kulm inselartig und schroff, weithin sichtbar sich erheben. Es mag dies Thalland einst wohl das Bett eines mächtig aufgestauten Sees gewesen sein. — Bei Eschenbach vereinigen sich Fichtel- und Waldnaab, unterhalb Weiden fließt die Haidenaab zu. Nach seiner Vereinigung erhält der Naabfluß von den westlich und östlich umschließenden Höhen des Frankenjura und Oberpfälzerwaldes engere, mäßig hohe, bald sanftere, bald steilere Thalränder. Wo aber neuere Zuflüsse beitreten, da weitet sich selbst diese enge Thalung gewöhnlich zum kleinen Kessel, und in solchen sind dann die freundlichen Wohnsitze, wie Wernberg, Pfreimt und Schwarzenfeld, überraschend eingebettet.

Bei Pfreimt fließt aus dem Oberpfälzerwalde das Flüßchen Pfreimt zu. Eine kleine Meile aufwärts von der Mündung erhebt sich aus den dichten Tannenwäldern die Burg Trausnitz (Trausniht), wo Friedrich der Schöne

nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Ampfing — 1322 — drei Jahre als Gefangener saß.

Noch soll genannt werden die Schwarzach, die, vom Böhmerwald herkommend, bei Schwarzenfeld in die Naab mündet. An ihr liegen die Städtchen Waldmünchen, Rötz und Neunburg v. d. Walde. Eine Stunde südlich von beiden Letztern ist Hiltersried. Als im Jahre 1433 die Hussiten in die Oberpfalz verheerend eindrangen, trat ihnen Pfalzgraf Johann von Neumarkt mit dem Adel und dem Volk entgegen. Bei Hiltersried kam es zur Schlacht. Johann ergriff die Fahne und bat, auf die Kniee fallend, Gott um den Sieg. Nach hartem Kampfe wurden die Böhmen geschlagen; ohne die Gefangenen ließen sie mehr als 2000 Todte auf der Wahlstatt zurück. Diese Schlacht endigte die langjährigen Gräuel und das Elend der Hussitenkriege für diese Gegenden, die auch der Himmel bald darauf — 1438 — durch außerordentliche Fruchtbarkeit segnete. Viele vom pfälzischen Adel nahmen Antheil am Ruhm dieses Tages; Wenzl von Rötz brachte dem Fürsten nach der Schlacht „das Pottenbrodt, des Hauptmanß bluetig Schwerdt." Um die Kirche von Hiltersried bewahren noch Spuren von Schanzen das Andenken an diese Zeit.

Unterhalb Schwandorf tritt die Naab abermal in einen weiten Thalkessel; zahlreiche Teiche gemahnen an einen ehemaligen Seeboden. Von Burglengenfeld ab, und noch mehr vor dem Vilseintritte bei Kalmünz gehört das Naabthal völlig zum Frankenjura, dessen Schichten es steil einengen. Frei von der langen, düstern Engung erblickt endlich der Fluß die lachende Thalebene von Regensburg, aber nur, um sogleich sein Dasein im großen

Strome zu beschließen, der seine Wasser dem Meere zufluthet.

(Zeichnen und Beschreiben.)

Vom linken Ufer her empfängt die Naab bei Kalmünz die Vils, die aus den Weihern von Vilseck abfließt und an den Städten Sulzbach und Amberg vorbeikommt. — Ein Nebenflüßchen der Vils ist die Lautrach. Nahe an ihrer Quelle liegt Kastel, wo Seyfried Schweppermann, der Sieger von Ampfing, begraben liegt. Seine Grabschrift lautet:

Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles thuns und Wandels wohl gethan,
Ein Ritter Keck und Vest,
Der zu Sünderstorff im Stritt That das best
Der ist nun tod
Dem Gott genod
Obijt 1337
Jedem ein Ey
Dem frommen Schweppermann zwey.

---

27. Die Schlacht bei Hiltersried.

(16. September 1433.)

Hussiten! scholl der Schreckensruf aus Böhmen, —
Da goß Verderben nieder sich in Strömen,
Da ward die Saat zu Staub, die Erde kahl,
Die Burg zertrümmert und versengt das Thal.
Die Glücklichsten entrannen Mörderhänden,
Ihr Leben bald in Feuerqual zu enden.

Zu Neunburg saß der Pfalzgraf in dem Schlosse;
Da fliegt ein Reiter auf bestäubtem Rosse
Des Wegs daher und stürzet in's Gemach:

„Hussiten! Herr! Hussiten vor Walderbach!“
Johannes hört's; da hat er fromm nach oben
Zuerst den Blick zu seinem Herrn erhoben,
Darnach das Schwert erfaßt zum heil'gen Streit,
Und rasch der Ritter Schaar um sich gereiht,
Und alles Volk mit Sensen, Keulen, Waffen
Zu einem tapfern Kriegsheer umgeschaffen.
So zog zum Kampf bereit hinaus die Schaar,
Bald nahmen sie des mächt'gen Feindes wahr,
Bei Hiltersried, in reicher Fluren Mitten,
Da wimmelt's von dem Volke der Hussiten.

Der Pfalzgraf ordnet schnell sein kleines Heer;
Die besten Helden sieht er um sich her,
Die Wolfsteiner, die Fronberger, die Pfluge,
Der alte Zänger fehlet nicht dem Zuge.
Und wie der Fürst die Schlacht geordnet, kniet er,
Das Banner in der Rechten haltend, nieder:
„Wir haben, Herr! die Waffen Dir geweiht,
Verlaß die Deinen nicht im heil'gen Streit!“
Und kaum ergeht das Wort aus seinem Munde,
So hallt es wieder in des Heeres Runde,
Und alles Volk entbrennt in frommer Glut
Und stürzt zum Kampf in frohem Siegesmuth.

Und wie der Leu, wird er zum Kampf gezwungen,
Von einer Hunde Schaar in offnem Feld umrungen,
Mit jedem Schlag ein Paar zu Boden streckt
Und bald das Feld mit todten Feinden deckt,
So hat das Schwert der Pfälzer heut' gerichtet,
In kurzer Frist der Böhmen Schwarm gelichtet.
Die Erde troff vom Blut der Feinde roth;
Viel Tausend lagen auf den Feldern todt.

Der Pfalzgraf aber zog mit seinen Mannen
Nach Neunburg wieder frohen Muths von dannen.
Dort ward des Siegers Banner Gott geweiht,
Und jedes Jahr mit Siegesfreudigkeit,
Dem Herrn für seine Hilfe Dank zu sagen,
Im frommen Zuge durch die Stadt getragen.

---

28. Der Regen.

Der Hauptfluß des bayerischen Waldes ist der Regen. Er bildet sich aus drei Quellen, dem großen, kleinen und weißen Regen.

Jenseits der Grenze, bei Böhmisch-Eisenstein, schon im Böhmerlande, entspringt ein Wässerchen, Bömischwasser genannt, das ist die Quelle des großen Regens. Südwärts zieht das Flüßchen nach Bayern herein bis Zwiesel, wo es den vom Rachel kommenden kleinen Regen aufnimmt und nun schwarzer Regen genannt wird. Der Lauf des Flusses hat von da an das Eigenthümliche, daß er dem des Hauptstromes, mit dem er sich vereinigt, geradezu entgegengesetzt ist; denn während die Donau von Nordwest nach Südost geht, strebt der Regen von Südost nach Nordwest. In dieser Richtung zieht er nahe an Kötzting vorüber; dort eilt vom kleinen Arbersee der weiße Regen herzu, und die vereinigten Gewässer werden von nun an einfach Regen genannt. Da, wo die vom Böhmerwalde kommende Chamb einmündet, liegt Cham, die älteste Stadt im bayerischen Walde, vielgegrüßt wie keine andere im Bayerland.

Bei Stöfling verändert der Fluß plötzlich seinen Lauf und lenkt unter einem beinahe rechten Winkel süd-

wärts ein, um sich bei Stadtamhof in die Donau zu ergießen.

Der Regen durchschneidet den ganzen Gebirgszug und theilt den bayerischen Wald in den sogenannten „unteren“ und „oberen“, die sich beide sowohl in der Charakteristik der Gegend, als auch in den Sitten und Gebräuchen der Bewohner nicht unwesentlich von einander unterscheiden.

Das Regenthal könnte einem weit gewaltigern Gewässer, als dem bescheidenen Regenflusse zum Bette dienen; denn es ist sehr geräumig und ausgedehnt, ja selbst in seinen Engungen noch immer breit und in großen Linien gezogen. An manchen Stellen, wie bei Zwiesel, Kötzting, Cham, zeigt es weite Becken, die in der Urzeit Behälter von Seen gewesen sein mögen. Nach dieser Thalbildung richten sich die Ansiedelungen, indem längs des Regens fast alle größeren und kleineren Orte in der Tiefe am Flusse liegen.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

29. Cham.

Unter den vielen reizenden Punkten des bayerischen Waldes zeichnet sich besonders der Hohebogen aus. Von der Höhe seines Burgstalles schweift der Blick über eine entzückende Thalebene hin, durchflossen von dem kleinen Cham- und dem großen Regenflusse, begrenzt auf der einen Seite von leichten, duftigen Hügeln, auf der anderen von finstern gewaltigen Bergmassen, von deren waldigen Hängen und Geländen viele freundliche Ortschaften und die Ruinen zerbrochener Burgen niederschauen, das stolze Runding, der luftige Haidstein und das malerische Schloß Thierlstein, auf dem quarzigen Rücken des „Pfahls“ erbaut.

In der Mitte dieser Ebene steht ein altes Städtlein, so alt, daß, sobald die Geschichte im vierten Jahrhundert seinen Namen nennt, es bereits als die „Stadt Cham" auftritt. Es war nicht immer der kleine, bescheidene, friedliche Ort, wie er jetzt dem Auge von der Höhe des Berges erscheint, sondern eine Stadt, die ihres Reichthums halber gerühmt wurde und ein fester, gewaltiger Kriegsplatz, wovon noch heutzutage die großen Erdwälle, sowie die theilweise stehenden Mauern mit den vielen eckigen und runden Thürmen Zeugniß geben. Kaum eine Stadt des ganzen Bayerlandes hat mehr geduldet und gelitten, von keiner vermag die Geschichte mehr Beweise von Heldenmuth und Vaterlandsliebe zu erzählen, als von dieser.

Die Stadt soll schon in den allerersten Jahren des ersten Jahrhunderts n. Chr. von den Kelten gegründet worden sein, wofür auch der Name des Flusses spricht, da überall, wo Kelten hausten, der Name Chamb erscheint, — im südlichen Bayern, in Oesterreich, der Schweiz, in Belgien und England. — Bojer, Narisker, Hermunduren, Thüringer, Moraben, Slaven, Wenden und wie diese Völker sonst noch hießen, drängten sich da zusammen, bekämpften und vermischten sich.

Herzog Odilo — 737 — pflanzte auf diesen Bergeshöhen das Kreuzeszeichen für immer siegreich auf und schenkte dem Kloster St. Emeram zu Regensburg einen großen Landstrich um Cham, welches daselbst ein Klösterlein erbaute, das später so prächtige Chammünster, die Mutterkirche aller Kirchen im ganzen obern bayerischen Walde, und welches Cham zum Mittelpunkte aller Zivilisation daselbst machte.

Schon in frühesten Zeiten entwickelte sich in Cham ein blühender Handel. Bereits im achten Jahrhundert

ging das bayerische Salz von Reichenhall über Passau, und von da, von starken Saumthieren getragen, durch den Nordwald nach Bremen, Mähren, Schlesien.

Eine natürliche Verkehrsstraße auf- und abwärts war der Regenfluß; mit Regensburg, welches damals fast allein den Handel aus der Levante über Kiew besorgte, stand Cham in innigster Verbindung und dadurch im Handel mit Böhmen, Schlesien, Polen und selbst den Moskowitern. Nicht minder innig war die Verbindung mit Nürnberg. Wechselseitig hatten sie sich Zollfreiheit zugestanden; doch hatte alljährlich der erste, auf der Regensburger Messe erscheinende Chamauer Kaufmann der Stadt ein Pfund Pfeffer und ein Paar „schön geknüteter" Handschuhe an einem weißen Stabe zu überreichen. Eben so lebhaft und von großem Vortheil war der Handel der Stadt nach den südlichen Ländern, in's Oesterreich und Ungarland. Große Reichthümer wurden hiedurch gewonnen, und in Cham gab es so gut, wie in anderen Handelsstädten, Patriciergeschlechter — die Mautner, Falkensteiner, Stengel und viele andere, die ringsum Edelhöfe und Hofmarken besaßen.

Unsägliches Elend brachten die wilden Hussitenkriege über den bayerischen Wald, und Cham hatte von 1420 bis 1434 zahllose Kämpfe und tausendfache, namenlose Noth zu bestehen. So groß war der Schrecken vor Ziska's und Procopius fanatischen Schaaren, daß kein Ritter mehr Pfleger in Kötzting und Neukirchen sein wollte. Aber diese Periode gehört mit unter die rühmlichsten für Cham, dessen Bürger Wunder von Tapferkeit verrichteten. Mehrmal suchten die Böhmen die feste Stadt, die schützende Burg des oberen Waldes, in ihre Gewalt zu bringen. Im September 1429 zogen sie wiederholt mit großer

Macht heran und verwüsteten das Land bis an die Ringmauern. In Cham griff Alles zu den Waffen, und auch das Landvolk, welches in der Stadt Zuflucht gefunden hatte, schloß sich den Reihen der Bürger an. So ging man dem Feinde entgegen. In der Ebene zwischen Satzdorf und Chamerdorf am Chamb geschah das Treffen, und die Hussiten wurden auf's Haupt geschlagen.

Schrecklicher und verderblicher noch war für Cham der dreißigjährige Krieg. Banner, der schwedische Feldherr, hatte sich hier festgesetzt, und alle Leiden des jammervollen Krieges trafen die unglückliche Stadt. Stadt und Land weit umher waren verarmt, verwüstet und verödet. Nach dem Abzuge des Feldmarschalls Banner im Jahre 1641 konnte weder eine Gans, noch ein Lamm, noch ein Huhn irgendwo erfragt werden; im Jahre 1646 werden in der Gegend von Lüxenried ein Paar Ochsen als außerordentliche Seltenheit erwähnt, und in der ganzen Herrschaft Waffenbrunn waren nur zwei Kühe übrig. Der Werth der Häuser und Güter war zu einer kaum glaublichen Tiefe gesunken. So verkaufte am 26. Mai 1641 Hans Adam Erbner sein Gut am Ort gegen Gschwend mit allem Zubehör, Felder und Wiesen, um zwei Gulden; ein Häuschen mit Wiese und Garten wurde um 30 Kreuzer gekauft. Der große, schöne Janahof wurde um einen Metzen gedörrte Birnen, ein anderer Hof unweit Neunburg v. W. um eine Pfanne Mus hingegeben; er trägt noch heutzutage den Namen „Mushof." —

Trotz der darauf eintretenden langen Ruhe genas Cham von den Wunden des dreißigjährigen Krieges nie wieder. Das höchste Elend aber brachte über die Stadt ein während eines dreitägigen Sturmwindes am 30. Oktober 1657 ausgebrochener Brand. Binnen wenigen Stun-

den lagen alle Häuser, bis auf zwei, in Asche. Viele Bürger wanderten nach diesem verheerenden Brande, weil das Unterkommen mangelte, aus der Stadt und ließen sich an andern Orten nieder.

Neue Drangsale folgten im spanischen Erbfolgekriege. Nach hartnäckigem Widerstande wurde die Stadt von den Oesterreichern eingenommen und derselben schwere Brandschatzung auferlegt. Am 31. Dezember 1705, zur Zeit des allgemeinen Aufstandes der Bayern gegen die kaiserliche Landes-Administration, überrumpelte Florian Sigmund Müller, Pfarrer zu Oberviechtach, an der Spitze einer Schaar Patrioten die kaiserliche Besatzung und bemächtigte sich der Stadt Cham. Aber bald zog der kaiserliche Oberst d'Arnan mit großer Uebermacht heran; am 16. Januar 1706 kam es zur Kapitulation; freier Abzug ward zugestanden. Kaum aber waren die treuen Landesvertheidiger aus dem Thore in's Freie getreten, so wurden mehrere Hunderte derselben niedergeschossen oder in den Regen gesprengt, der Pfarrer aber und noch zwei Führer der bayerischen Männer in Ketten geworfen und hingerichtet. Man sah die treuen Unterthanen für Rebellen an, denen man das soldatische Ehrenwort nicht zu halten brauche.

Schrecklicheres Verderben, als alle vorhergegangenen Unfälle, brachte der österreichische Erbfolgekriege über Cham — 1742 —. Der Pandurenoberst Trenk ließ durch drei als Bauernweiber verkleidete Panduren die Stadt anzünden. Während die Flammen über die ganze Stadt sich ausbreiteten, erstiegen die Panduren die Mauern und wütheten gegen die Einwohner wie entfesselte Bestien. Gräßlich waren die Gräuel, die da verübt wurden; neun Tage dauerte das Plündern und Morden; selbst die Lei-

chen aus den Grüften wurden von den Unmenschen aufgewühlt, um das etwa verborgene Geld aufzuspüren.

Die Verwüstung muß schrecklich gewesen sein; denn kaum in neun Jahren war man im Stande, den Schutt der eingestürzten Mauern aus der Stadt zu schaffen, obschon die benachbarten Pfleggerichte Bayerns und der Oberpfalz zur Beihilfe aufgeboten wurden.

Die Schreckbilder seiner in Cham verübten Unthaten verfolgten den Pandurenhäuptling bis an das Sterbebett. Als er 1749, im Kerker auf der Festung Spielberg sitzend, sein Ende herannahen fühlte, bestimmte er, um seine Seele zu entlasten, im Testamente ein Kapital von 30,000 fl. zur Errichtung eines Spitals für mindestens 30 Personen in einer österreichischen Stadt, besonders für Leute aus Cham und dem Isarwinkel, die im letzten Kriege verdorben waren. Diese Trenk'sche Stiftung ward dem großen Armenhause in Wien einverleibt, und die letzte Person aus Cham wurde im Jahre 1828 dorthin gesandt und aufgenommen.

Weniger litt die Stadt in den napoleonischen Kriegen; was sie da erduldete, war Kriegsungemach und nicht zu vergleichen den Leiden früherer Perioden.

Noch einmal scheint die Stadt aus dem Dunkel der Vergessenheit hervortreten zu sollen, und was das Eisen früher an ihr gesündigt hat, scheint es jetzt sühnen zu wollen. Von Nürnberg und von Regensburg geht die Eisenbahn über Cham nach Böhmen, und die Schätze des Handels wandern wieder die alte Handelsstraße in das Land der Tschechen und Sarmaten.

Glück auf!

---

30. Die Ilz.

Ganz verschieden von dem Regenthal ist das Thal der Ilz. Dieses erscheint als eine eingeschnittene Schlucht, mit jäh gegen den Fluß abfallenden Berggehängen. Daher findet man die Ansiedelungen hier fast durchgehends auf den Höhen, indeß die wegen ihrer Steile dem Pfluge unzugänglichen Thalwände mit Wald bewachsen sind. — Das Flüßchen fließt südlich von Grafenau aus der großen und kleinen Ohe zusammen, deren Quellen östlich vom Rachel im Böhmerwalde liegen, und mündet Passau gegenüber in die Donau. Aehnlich dem Ilzthale sind die Thäler der Schwarzach, Geisach, Erla, Rana gebildet; welche in der Richtung der Ilz der Donau zugehen. Ja gegen diesen Strom selbst stürzen von Passau bis gegen Linz die Vorberge des Waldgebirges so steil ab und bilden so rauhe und verwachsene Felshänge, daß der Fremde, welcher das Land nicht näher kennt, streckenweise an einer vollkommenen Wildniß vorüber zu schiffen glaubt; denn daß oben auf den Plateau's angebaute Felder und Ortschaften zu finden seien, verräth dem in der Tiefe Wandelnden nur hie und da eine die Waldgipfel überragende Thurmspitze.

(Zeichnen und Beschreiben.)

31. Von den Muscheln.

Im Fichtelgebirge, im Oberpfälzer und im bayerischen Walde gibt es eine nicht geringe Anzahl von Bächen und Flüßchen, die reich an Flußperlenmuscheln sind. Stehen die aus diesen Muscheln gewonnenen Perlen an Schönheit, Glanz und Kostbarkeit auch den orientalischen

Perlen nach, so liefern sie doch immerhin eine schätzbare Ausbeute; ja eine im vorigen Jahrhundert in Bayern gefundene Perle wurde auf 1000 Reichsthaler geschätzt. Zu ihrem Fortkommen und Gedeihen erfordert die Flußperlenmuschel ruhige, über Ur- und Uebergangsgebirge laufende Gewässer, die mäßig beschattet sind und kiesigen oder sandigen Grund haben. — In Oberfranken zählt das Rentamt Hof 10, Gefrees 4, Wunsiedel 2 Perlenbäche. In Niederbayern kommt die Perlenmuschel im weißen und schwarzen Regen, in der Ilz, Erlau und Rana vor, sowie in vielen Bächen, die theils in die genannten Flüsse und Flüßchen, theils unmittelbar in die Donau sich ergießen. Das Rentamt Kötzting hat fünf, Viechtach und Regen jedes zwölf, Grafenau siebenzehn, Wolfstein dreizehn, Wegscheid fünfzehn, Passau sieben, (ohne das Laufenbächlein), das Rentamt Deggendorf eilf und Mitterfels fünf Perlenwässer. Die Perlenbäche der Oberpfalz münden wieder zum Theil in den Regen oder in die Donau, zum Theil auch in die Naab, und es finden sich zwei im Rentamte Cham, sieben im Rentamte Waldernbach, drei im Rentamte Neunburg vorm Wald und vier im Rentamt Stadtamhof.

Die Perlenmuscheln, wie überhaupt alle Muscheln, gehören in die große Klasse der Weichthiere oder Mollusken. Die Muscheln sind höchst unvollkommen gebildete Thiere, selbst der Kopf fehlt ihnen; demungeachtet sind viele von ihnen mit Augen oder wenigstens mit Augenflecken versehen, welche Licht vom Dunkel unterscheiden können. Nur der Mund fehlt keinem, und auch Gehörorgane hat man ziemlich allgemein bei ihnen entdeckt. An der Rückenfläche ihres Leibes tritt zu beiden Seiten ein ansehnlicher Hautlappen hervor, der eine kalkartige Schale absondert.

So entsteht die zweischalige Muschel, in welcher diese Thiere, wie ein Buch in seinem Einbande, liegen, und wodurch sie gegen die Angriffe ihrer Feinde geschützt werden.

Die Schnecke zieht sich bei drohender Gefahr in ihr einfaches Gehäuse zurück, dessen Oeffnung sie mit einem Deckel verschließt; die Muschel dagegen schlägt ihre Flügelthüre zu und sucht auf diese Weise allen unangenehmen Berührungen mit der Außenwelt zu entgehen. Ein starkes elastisches Gliederband verbindet beide Schalen und sperrt sie weit auf, wenn die Muskelzusammenziehung, die sie geschlossen hat, nachläßt. Muscheln findet man allenthalben in Bächen, Flüssen, Teichen und Seen; zahlreicher, größer und schöner jedoch in den Meeren des heißen Erdstriches. Da sitzen sie auf Klippen, auf Pflanzen und an Schiffen, oder auch auf dem Sande des Meerbodens fest; andere schwimmen umher, indem sie ihre Schalen schnell öffnen und schließen.

Mannichfaltig ist der Nutzen, den der Mensch aus ihnen zieht. Viele geben eine leckere Speise, von einigen Arten erhält man das schöne Perlmutter; in Holland, wo es an Kalksteinen fehlt, werden ganze Schiffsladungen von Muschelschalen gesammelt und Kalk aus ihnen gebrannt. Aber das kostbarste Geschenk erhalten wir von der Perlenmuschel.

An der innern Seite der Schalen, hauptsächlich gegen den Rand hin, theils angewachsen, theils freiliegend an dem Thiere und im Innern desselben, findet man die Perlen, welche an Werth nur dem Diamant, Rubin und Saphir nachstehen. Ueber den Ursprung derselben ist man noch nicht ganz im Klaren; wahrscheinlich sind sie krankhafte Erzeugnisse des Thieres. Einige meinen, daß die Thiere Sandkörner, welche in sie hineingefallen sind und

sie drücken, in der Absicht mit Schleim überziehen, um sie weniger schmerzlich zu machen, und daß die Perlen aus diesen Schleimanhäufungen entständen. Da aber bei weitem die meisten Perlen keine Sandkörner einschließen, so glauben Andere die Entstehung derselben durch die Annahme zu erklären, es bohrten Würmer, z. B. Pholaden, die Schalen der Muscheln von außen an, um das Thier auszusaugen; die Muschel aber suche den Eindringling dadurch abzuhalten, daß sie an dem Orte, wo er einbohren will, oder wo sie auf sonstige Weise beschädigt worden ist, einen schleimigen Saft anhäufe, der, vertrocknet, zur Perle werde. Wieder nach Andern sollen wir die Perlen einer dem Thiere eigenthümlichen Krankheit verdanken, welche eine so starke Absonderung der perlmutterartigen Substanz veranlaßt, daß diese sich nicht mehr schichtenweise auf dem Boden der Schale ablagert, sondern hier und dort Auswüchse bildet, die in mehr oder minder regelmäßigen Formen erhärten. — An den Flußperlenmuscheln hat man beobachtet, daß sie Perlen aus ihrer Schale ausstoßen, die man dann im Sande findet, sowie, daß die Perlen sich von Zeit zu Zeit im Thiere wieder auflösen und also verschwinden.

Die Perlen bestehen aus äußerst feinen, kreisförmigen Lagen derselben Masse, welche die Schichten der Schale bildet und den eigenthümlichen, bald silber-, bald milchartigen Glanz zeigt. Ihre Farbe ist weißlichblau oder gelb; am meisten werden die mit Silberglanz geschätzt; man findet auch braune und schwarze, welche aber nicht in den Handel kommen. Die Perle bedarf bis zur vollkommenen Ausbildung sieben Jahre, nach deren Ablauf das Thier stirbt.

Die herrlichsten Perlen rühren von der Perlenmuschel her, die man an vielen Stellen des indischen und stillen Oceans, vorzüglich bei der Insel Ceylon findet. Die Perlenmuscheln liegen da an besonderen Perlenbänken, die sich oft einige Meilen weit von der Küste unter dem Wasser hin erstrecken, in großer Anzahl beisammen, und an diesen Orten wird die Perlenfischerei betrieben. — Hartwig erzählt in seinem „Leben des Meeres" hievon Folgendes: „Vor Beginn der Fischerei läßt die Regierung jedesmal die Bänke untersuchen und verpachtet sie alsdann an die Meistbietenden, oder betreibt das Geschäft auch wohl auf eigene Kosten und Gefahr. Um nicht alle Bänke auf einmal zu berauben, läßt man wohlweislich jährlich nur einen Theil derselben, einen nach dem andern ausbeuten und verschafft sich auf diese Weise eine sichere und dauerhafte Ernte. Die Fischerei fängt im Februar an und muß Anfangs April beendigt sein. Die damit beschäftigten Boote stechen auf das Signal eines Kanonenschusses alle zugleich, 10 Uhr Abends, in die See, erreichen die Bänke gegen die Morgendämmerung und fischen bis zur Mittagsstunde. Alsdann gibt ein zweiter Kanonenschuß das Zeichen zur Rückkehr, wo die Eigenthümer sie erwarten und mit aufmerksamen Augen das Ausladen überwachen, welches vor der Nacht beendigt sein muß. Auf jedem Boote befinden sich 20 Mann und 1 Patron; 10 von ihnen rudern und ziehen die Taucher herauf; die 10 andern lassen sich, jedesmal zu fünfen, in's Meer hinab und erhalten auf diese Weise, abwechselnd tauchend und ruhend, ihre Kräfte bis zum Ende der Tagesarbeit. Wenn Einer tauchen will, so ergreift er mit der Zehe des rechten Fußes einen Strick, an welchem ein Stein zum schnelleren Versinken befestigt ist, während der andere Fuß

ein beutelförmiges Netz erfaßt. In die rechte Hand nimmt er einen zweiten Strick, hält sich mit der linken die Nasenlöcher zu und erreicht auf diese Weise rasch den Boden. Hier füllt er sein Netz mit großer Geschicklichkeit, da er dem Einsammeln nur etwa zwei Minuten widmen kann.

Da diese Taucher an ihre Arbeit von Kindesbeinen an gewöhnt sind, so fürchten sie nicht, sich bis zu Tiefen von 50 und 60 Fuß zu versenken und dieses mühselige Geschäft öfters zu wiederholen. Sie tauchen wohl 50 Mal an einem Morgen und sammeln jedesmal an die 100 Muscheln. Zuweilen jedoch sind sie von der Arbeit so angegriffen, daß ihnen das Blut aus Mund, Nase und Ohren fließt. Obgleich sie gewöhnlich nur zwei Minuten unter Wasser bleiben, so halten es einige auch wohl vier und sogar fünf Minuten aus.

Während des Fischens stehen immer eine Menge von Zauberern und Götzenpriestern am Ufer, welche eifrig damit beschäftigt sind, die Taucher durch ihre Beschwörungen vor der Gefräßigkeit der Haifische zu schützen. Diese Raubthiere werden von den Fischern sehr gefürchtet; aber ihr Zutrauen zu den Talismanen und Gebeten der Priester ist so groß, daß sie alle andern Vorsichtsmaßregeln darüber vernachlässigen. Die Taucher werden mit Gold bezahlt oder erhalten einen Theil der noch geschlossenen Muscheln, im Verhältniß zur Menge, die gefischt worden ist. Sie müssen sehr strenge beaufsichtigt werden, da sie sich sehr häufig Unterschleife erlauben; zuweilen sogar verschlucken sie die Perlen, die sie auf dem Meeresgrund in den aufgesperrten Schalen finden; doch entgehen auch diese nicht den sehr genauen Untersuchungen der Kaufleute.

Die an's Land gebrachten Muscheln werden von den

Eigenthümern auf Matten, in wohlverschlossenen Räumen hingelegt, bis die Thiere sterben. Alsdann kann man die Schalen mit Leichtigkeit öffnen und sowohl die losen, als die festsitzenden Perlen heraussuchen.

Nach beendigter Perlenernte werden die größten, dicksten und schönsten Schalen ausgesucht, welche die Perlenmutter des Handels liefern; das Uebrige läßt man liegen, und diese bedeutenden Anhäufungen von Mollusken verpesten längere Zeit die ganze Umgegend. Nichts desto weniger sieht man manchen Indier noch Monate nachher in der faulenden Masse herumwühlen, in der Hoffnung, einige vergessene Perlen aufzufinden.

Die Perlen werden im Lande selbst durchlöchert und eingefädelt, eine Arbeit, die mit bewundernswerther Schnelligkeit und Geschicklichkeit vor sich geht. Um sie zu reinigen, abzurunden und zu poliren, bedient man sich eines Pulvers aus zerstoßenen Perlen." —

Die ceylon'schen Perlen, welche versendet werden, treibt man durch 10 übereinandergesetzte Siebe, deren oberstes die größten nicht durchläßt; die nach diesem die größten sind, bleiben im zweiten Siebe u. s. w., bis die kleinsten in's unterste fallen. So erhält man der Größe nach zehn Nummern, die man aber nicht Nr. 1, 2 rc. nennt, sondern Nr. 20, 30, 50, 80, 100, 200, 400, 600, 800 und 1000, d. h. von Nr. 1000 wiegen 1000 so viel als 20 von Nr. 20.

Glanz, Größe und eine vollkommene Regelmäßigkeit der Form sind die wesentlichsten Eigenschaften einer schönen Perle. Wenn es schon selten ist, alle diese Bedingungen in einem einzigen Exemplar vereinigt zu finden, so ist es natürlich noch weit schwieriger, eine Anzahl Perlen von derselben Größe und Schönheit zu einem kostbaren Schmucke

zusammen zu bringen. Die Gestalt und Größe gibt also den Perlen ihren hauptsächlichsten Werth. Die großen und dicken Schalen der Perlenmuschel, die unendlich weniger kosten, sind aus demselben Stoffe gebildet und zeigen innerlich einen ähnlichen schillernden Glanz.

32. Der Franken-Jura.

Der weit ausgedehnte Höhenzug, welcher in vorherrschend nordöstlicher Richtung durch Mittelfranken, Oberpfalz und Oberfranken zum Fichtelgebirge streicht, ist ein Theil des deutschen Juragebirges.

Unweit Basel, am rechten Ufer des Rheins, beginnt der deutsche Jura*). Zwischen der Donau und dem Neckar bildet er ein eigenes mächtiges Gebirge, die rauhe Alb, schwäbische Alb, dringt dann, seiner Richtung gegen NO. getreu, immer der Donau zur Linken bis in die Gegend von Regensburg, wo er, unfern Donaustauf, sich an die Urgebirge des bayerischen Waldes anlegt. Von da an wendet sich der Jura fast unter einem rechten Winkel gegen Norden bis an den obern Main, an dem er bei Lichtenfels in die Sandsteingebilde des Koburgerlandes steil herabfällt.

Der Theil des Jura, welcher Bayern angehört, wird als Gegensatz und Seitenstück zum schwäbischen Jura Frankenjura genannt. Das Wörnitzthal, das bei Donauwörth gegen die Donau sich öffnet, bildet die Scheidewand zwischen beiden. Die äußersten Glieder des

*) Jura = ein Kalkgebirge, reich an Versteinerungen. Der Jura beginnt in der Schweiz, westwärts vom Genfersee, zieht westlich vom Neuschateller- und Bieler-See, der Westgrenze der Schweiz entlang, in nordöstlicher Richtung nach Basel, wo er durch den Rhein setzt.

schwäbischen Jura umschließen da im Westen, die des fränkischen im Osten die fast cirkelrunde Thalung um Harburg, das schöne Becken des Rieses an der Wörnitz.

Der südlichste Abschnitt des Frankenjura, im Munde der Anwohner in seiner Westhälfte Hahnenkamm — zwischen Wörnitz und Altmühl —, in seiner Osthälfte Eichstädter Alp geheißen, zeigt sich an den Durchbrüchen der Wörnitz und Altmühl von tiefen Thälern zerrissen. — Weiterhin nach Osten nimmt der Jura sehr sanfte Formen der Oberfläche an, die als einförmige Ebene, seltener als Wellenland sich darstellt und allmählich, der Donau entlang, abstuft, bis sich um Kelheim neuerdings zerstörte Formen sichtbar machen.

Der Südrand des Gebirges folgt von Donauwörth bis Weltenburg ziemlich genau dem Laufe der Donau. Unter den Anhöhen ist der weit in's Land schauende, blutgetränkte Schellenberg zu nennen.

Unterhalb Neustadt a. d. Donau, am Ausflusse der Abens, setzt der Jurakalk durch das Bett der Donau und bildet, weitausbeugend, eine Berggruppe am rechten Ufer, die bis vor Regensburg hin sich ausbreitet.

Bei Weltenburg bildet der Jura Felsen, welche wie eine mit Thürmen unterbrochene Mauer längs dem Donaubette fortlaufen, das sie bedeutend verengen. An mehreren Stellen hängen diese Felsenmassen über die Donau herein, und man fährt unter dem drohenden Dache hinweg. Wie mit einem Zauberschlage wähnt man sich zwischen die höchsten Zinnen der Alpen versetzt, wenn man in die großartigen, schauerlichen Schluchten des Weltenburger-Kessels eintritt, wo die Felsen sich so ineinander verschieben, daß er ringsum völlig geschlossen erscheint.

Das Südostende des Jura lagert zwischen Regensburg und Donaustauf. Von da weg, wo bei Regenstauf der Regenfluß das Gebiet des Jura beschreitet, zieht der östliche Theil des Gebirgs in der Richtung auf Burglengenfeld und Schwandorf gegen das Naabland hin, geht dann über Amberg und Sulzbach und verflacht sich über Hirschau und Vilseck in öden Sandstrecken voll Haidekraut und verkrüppelter Föhrenwaldung gegen die Thalgründe der Haidenaab.

Der Ostrand des Frankenjura wird demnach durch das Naabthal bezeichnet, der Westrand ungefähr durch das Rednitz- und Regnitzthal; die Süd-Enden bezeichnen die Eckpunkte Donauwörth und Regensburg, das Nord-Ende Lichtenfels.

Von manchen Gegenden der Oberpfalz und aus der mittleren Donauebene angesehen, stellt sich der Frankenjura durchaus nicht als Gebirge dar; er bildet vielmehr Plateauformen und zwar in der Weise, daß das ganze Gebilde von Südwest gegen Nordost langsam und sehr stetig sich absenkt.

Doch ist die Scheitelfläche keineswegs eine völlig einförmige und durchaus tafelartige Hochebene; es wechseln vielmehr wellenförmige Unebenheiten des Bodens mit sanftgerundeten Bergplatten, nnd nicht selten finden sich einzelne aufgesetzte buckelartige Kuppen, kolossale Dolomitwände,*) Grotten und Dome. — Unter den vereinzelten Bergkegeln ist besonders zu nennen der Hesselberg zwischen Dinkelsbühl und Gunzenhausen, die Wülzburg bei Weißenburg und der Hohenstein an der Pegnitz, von dessen Felsenstirne die Ruinen einer alten

*) Ein Gestein, aus Kalk und Bittererde bestehend.

Burg herniederschauen, voll Erinnerungen an jenen unglücklichen Konradin, der, wie seine kaiserlichen Ahnen, hier oft weilte und sein glückliches Urebach (Auerbach) im friedlichen Thalgrund freudig grüßen mochte. — Rings in weitem Kreise von reizend wilden Bergen, grünenden Wäldern, Feldern und Wiesen umgürtet, gewährt die Ruine die herrlichsten Weitsichten bis an den düsteren Böhmerwald und an das Fichtelgebirge, über große Theile des Frankenjura bis zur Veste Wülzburg und zur Ehrenburg bei Forchheim. Eine Menge anderer Burgen, zum Theil nur noch Ruinen, erheben sich auf den benachbarten Bergkuppen, z. B. Wildenfels, Stierberg, Strahlenfels, Spies, Hauseck, Lichtenstein, Hartenstein, Lichteneck, Reicheneck, die Bergveste Rothenberg ꝛc. Das untere Pegnitzthal und die Ebene von Nürnberg bis an Erlangen liegen wie ein Plan ausgebreitet zu den Füßen des Beschauers.

Der nördlichste Theil des Frankenjura, von der Pegnitz bis an den Main, das Dreieck zwischen Bayreuth, Bamberg und Erlangen, ist durch ganz Europa als die große Naturmerkwürdigkeit des Muggendorfer Gebirges berühmt.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

33. Pingen und Hungerbrunnen.

Wahrhaft bezeichnend ist die Wasserarmuth oben auf der Scheitelfläche des Frankenjura. — Während die Thalbewohner nicht selten durch Ueberschwemmungen Bedrängniß erleiden, werden gleichzeitig die Bewohner der Platte droben vom Wassermangel heimgesucht, so daß beide zugleich Wassersnoth erfahren, nur in völlig entgegengesetzter Weise. Aus dem zerklüfteten Gestein voll unter-

irdischer Höhlen läßt sich diese Erscheinung leicht erklären. Die Wasser des Niederschlages versickern auf den Höhen schnell in den zahlreichen Pingen und treten erst im Thale, meist mit großer Fülle, wieder zu Tage. So verschwindet unter anderen die Gailach, östlich von Monheim, beim Dorfe Rögling in einem Erdfalle und wird erst beim Dorfe Mühlheim wieder sichtbar, wo sie als Forellenbach aus einem Felsen sprudelt. Verschwindet doch selbst einer der Hauptflüsse des Muggendorfer Gebirges, die Pegnitz, im Wasserberge an der Hohlmühle der Altstadt des Städtchens Pegnitz eine zeitlang und tritt etwas später in drei Armen aus Höhlen wieder zu Tage.

Pingen sind trichterförmige Vertiefungen von oft 30—50′ oberem Durchmesser und an 20′ Tiefe *) Sie sind alle ohne Zweifel durch den Einsturz unterirdischer Höhlen veranlaßt worden und bilden gleichsam kleine Thäler, deren Alter man noch an den hohen Bäumen ermessen kann, die aus ihnen emporwachsen. Andere entstehen noch täglich. Man bemerkt anfänglich nur eine geringe Einsenkung, nach welcher sich das Regenwasser aus den Furchen der Felder hinzieht und dort versinkt. Nach jedem Regen vermehrt sich die Vertiefung, und das Erdreich sinkt endlich so tief hinab, daß ein größerer oder kleinerer Kessel entsteht. Gewöhnlich liegen mehrere solche Pingen beisammen und öfters sogar nach einer gewissen Richtung hin, wie denn überhaupt die zahlreichen Höhlen uud Grotten dieses Gebirges zusammenhängend, wie an Schnüren gereiht, erscheinen.

Mit dem Verschwinden des Wassers in den Pingen hängt unmittelbar eine andere Erscheinung zusammen,

*) Eine ganz ähnliche Erscheinung trifft man auf dem Boden des Cirknitzersees.

nämlich die der periodischen Quellen. Da sie nur in nassen, also Theuerungsjahren fließen, werden sie auch prophetische Brunnen, Hungerbrunnen genannt.

Die bekannteste und großartigste solcher periodischen*) Quellen, deren Zahl sehr groß ist, ist der Edelbach (Irlbach) hinter dem St. Walpurgiskloster zu Eichstädt. Dieser bricht nur zuweilen, aber stets mit Gewalt und großem Geräusche aus einem etliche Klafter hohen, weiten Felsenloche am Südfuße des Galgenberges hervor und läuft durch den Klosterhof unter der Erde fort und weiterhin unter dem Stadtpflaster in die Altmühl. Seine Entstehung hat er auf der weiten Oberfläche des Galgenberges; auf diesem sind nämlich mehrere Pingen, dort „Reindeln" genannt, worin sich das Wasser sammelt, das tiefer in dem Berge einen Wasserbehälter bilden mag, woraus eine immerwährende Quelle hinter der Kapelle in der Westenvorstadt abläuft. Bei langem oder starken Regen scheint nun die Ueberfülle des Wasserbeckens schneller auch nach einer andern Seite, durch die Bergklüfte sich zu entleeren und den Edelbach zu erzeugen, dessen kürzerer oder längerer Erguß allezeit in genauem Verhältniß zu der Menge und Andauer des gefallenen Niederschlages steht.

34. Die Wörnitz.

Die Wörnitz hat ihre Quellen unweit des Schlosses Schillingsfürst und mündet bei Donauwörth.

Der Höhenrand um Schillingsfürst und die weite, wohlbebaute Ebene von Rothenburg bildet die fränkische Höhe. Auf dem kleinen Raum von etwa zwei Geviertmeilen scheiden sich eine große Anzahl von

*) periodisch = abwechselnd, zeitweise, vorübergehend.

Quellen, um mehreren Flußgebieten und mittelst dieser zweien Stromgebieten sich einzuverleiben. In vollem Zirkel herum liegen die Quellen der Wörnitz, Altmühl, fränkischen Rezat, Aisch und Tauber; der Quellen der vielen andern kleinern Flüßchen nicht zu gedenken. — Vom Schillingsfürster Schlosse läuft es längst im Volksmunde um, wie die Güsse der beiderseitigen Dachtraufen zwei verschiedenen Meeren zuflössen.

Südwärts läuft die Wörnitz und zieht an Dinkelsbühl, dem Geburtsort des edlen Christoph v. Schmid, an Wassertrüdingen, Oettingen und Harburg vorüber der Donau zu. An einem Nebenflüßchen, der Eger, in fruchtbarer und getreidereicher Gegend, liegt Nördlingen, die bedeutendste Stadt im sogenannten Ries. Nach der Stadt wird gewöhnlich die Schlacht am 6. September 1634 benannt, in welcher die Schweden unter Herzog Bernhard von den Kaiserlichen und den Bayern — diese unter Johann von Werth — fast gänzlich aufgerieben wurden. — Durch diesen glänzenden Sieg wurde unser Vaterland, wenigstens für den Augenblick, von den Schweden befreit und die Uebermacht derselben in Deutschland gebrochen.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

35. Die Altmühl.

Von Burgbernheim an, wo die Altmühl entquillt, bis unterhalb Pappenheim, bleibt der Fluß der Wörnitz zur Seite. Von da an verändert er seinen südlichen Lauf in einen östlichen und mündet, nachdem er in zahllosen Windungen den Jura durchbrochen, bei Kelheim in die Donau.

Pappenheim ist der Sitz einer gräflichen Familie, aus welcher der berühmte Heerführer des dreißigjährigen Krieges, Graf Gottfried Heinrich stammt. In der Schlacht bei Lützen — 1632 — starb er den Heldentod.

In der Nähe von Pappenheim, bei dem Dorfe Graben, sind noch Spuren der berühmten fossa Carolina, der im Jahre 793 durch Karl den Großen versuchten Verbindung der Donau und des Rheines. — Ueberhaupt ist das Altmühlthal reich an geschichtlichen Erinnerungen. So zieht sich durch dasselbe nach Gunzenhausen der sogenannte Pfahlgraben, die Teufelsmauer. Es war dies ein hochgelegener Wall aus Pfählen und Erde gebildet, mit Thürmen und befestigten Lagern. Es sollte der Wall eine ungeheure Kette sein, welche die Kriegslust der Deutschen fesseln und die tributpflichtigen Stämme und Colonieen schützen sollte.

In dem Engthale, in welchem die Altmühl durch den Frankenjura sich windet, liegt das Dorf und Kloster Solnhofen mit seinen berühmten Steinbrüchen, welche die ganze Welt mit lithographischen Steinen versehen. An den Gipfelrändern dieses Thales, wo der weiße oder hellgelbe, dünngeschichtete Kalkstein die oberste Decke des Plateaus bildet, befinden sich die darin angelegten Steinbrüche, die, schon in der Entfernung von mehreren Stunden Weges sichtbar, für das Auge so überraschend sind. Seit Jahrhunderten aufgeschlossen, um Steinplatten für ganz Europa und selbst einen Theil von Asien zu liefern, erscheinen jene Aushöhlungen und Schutthalden von Weitem wie die Werke einer Festung von unermeßlicher Größe, welche die größten Höhen des Landes krönt. Da hört man beständig den hellen Klang des Hammers; Hunderte von Arbeitern sind beschäftigt, die

dünnen Schichten abzuheben und zu regelmäßigen Tafeln zurechtzuschlagen; die werden, seit Senefelders Erfindung für Lithographen aller Welttheile versendet. Nirgends anderswo auf Erden wie hier hat man einen Stein von so feinem Korn, wie die Kunst des Zeichnens oder Gravirens es erfordert, aufgefunden. Außerdem liefern die Steinbrüche um Solnhofen auch noch Erzeugnisse zu gemeinen Zwecken, wie zum Dachdecken, zum Täfeln u. dgl.

Die dünnen Schichten des Jurakalksteines sind aber auch noch ausgezeichnet durch die sehr vielen Ueberreste von Fischen, Krebsen, Ammoniten, Sepien, Seesternen und noch anderen untergegangenen Meeresthieren. Und dieses Vorkommen hat unter den Steinbrechern von Solnhofen ein besonderes Gewerbe hervorgerufen, nämlich den Handel mit Versteinerungen.

Am linken Ufer der Altmühl liegt Eichstädt, die erste Pflanzstätte des Christenthums in Mittelfranken. Sein erster Fürst war der hl. Willibald, den St. Bonifacius 745 zum Bischofe geweiht und Graf Suidger von Hirschberg mit der Ansiedelung Eichstädt und anderem Lande beschenkt hatte. Nach mehr als tausendjährigem Bestande wurde das Fürstenthum mit Bayern vereinigt — 1806 —.

---

36. Pappenheims Tod.

(In der Schlacht bei Lützen 1632.)

Zu Lützen auf dem Felde,
Da geht was Großes vor,
Da blickt die Sonn' so blutroth
Durch dichten Nebelflor.

Zu Lützen auf dem Felde,
Da zieh'n die Heere ein
Mit Schwedens Gustav Adolph,
Mit Deutschlands Wallenstein.

Doch sagt, was stellt dem Auge
Sich Pappenheim nicht dar?
Der streift auf Halle's Feldern
Mit seiner Reiterschaar.

Die Schlacht beginnt zu donnern,
Daß weithin es erkracht;
Er hört's — das ist die Botschaft,
Ruft er, der Lützner Schlacht!

Und furchtbar, wie der Bergstrom
In's Thal herniedersaust,
Nach Lützen auf das Feld hin
Der Pappenheimer braus't.

Und wie er fliegt und rennet,
Der Tag doch fast vergeht;
Blutroth, wie sie erwachte,
Die Sonn' im Westen steht.

Das Schlachtfeld — welch' ein Anblick!
Verzweiflung hier und dort;
Ob auch schon spät, doch rieselt
Das Blut noch immer fort.

Gefallen ist der Schweden
Gekröntes Heldenhaupt;
Des Tages Ruhm dem Friedland
Sein blut'ger Schatten raubt.

Und rings wogt finstrer Nebel
Und hüllt voll Grabgeruch

Die blutgetränkte Erde
Wie in ein Leichentuch.

Ist Alles denn verloren?
So ruft der Wallenstein;
Da trifft mit seinen Reitern
Der Pappenheimer ein.

Es ist, als ob gewartet
Die Schlacht mit ihrem Schluß
Auf noch ein großes Opfer,
Das jetzt verbluten muß.

Wie auch die Reih'n durchbrochen,
Wie auch das Herz geschwächt,
Der Pappenheim verzagt nicht
Und kömmt noch eben recht.

Schnell ordnet er die Glieder
Und sucht in vollem Lauf
Mit seinen Regimentern
Den Schwedenkönig auf.

Mit dem ist's ihm vor Allem
An diesem Tag zu thun;
So lange der noch athmet,
Kann Pappenheim nicht ruh'n!

Nun saust's, — welch wilder Regen;
Nun pfeift's, welch scharfer Wind!
Ich wette, dies die Kugeln
Der Schwedenflinten sind.

Und wie gerade mitten
In dickster Kugelsaat
So recht gepackt die Feinde
Der Pappenheimer hat,

Und was die Brust ihm drängte,
Der Arm vollführet frei —
Da trifft den Unerschrock'nen
Der Kugel tödtlich Blei.

Er steht — an seine Wunden
Die eine Hand gepreßt,
Indeß er mit der andern
Noch hält den Degen fest.

Die Stirne zornentflammet,
Die Augen wild gerollt —
Sucht er nur jenen Einen,
Dem all' sein Inn'res grollt.

Erst als er hört die Kunde,
Daß Gustav Adolph todt,
Läßt frei sein Blut er fließen
In Strömen purpurroth.

Und rufet laut: Willkommen
Mir jetzt der Tod erscheint,
Da er zugleich gefallen,
Der meines Glaubens Feind.

Und wie er stets gestanden,
Ein wackrer Kriegesheld,
So stirbt er, hoch berühmt auch,
Den schönen Tod im Feld.

Dies ist das Lied von Gottfried
Dem Grafen Pappenheim,
Dort hängt sein Reiterdegen,
Sein Leib, der ruht daheim.

---

37. Das Elbegebiet in Bayern.

Bisher wurde das Land besprochen, das an den Gewässern liegt, die aus dem nördlichen Bayern zur Donau ziehen. Kehren wir nun zum Fichtelgebirge zurück: von demselben fließt nach Norden die voigtländische Saale, nach Osten die Eger; beide finden sich in der Elbe wieder und ziehen mit dieser der Nordsee zu.

Die Eger nimmt auf bayerischem Gebiete die Rösla auf, an welcher Wunsiedel mit dem nahen Alexandersbade liegt. Wunsiedel ist der Geburtsort des Dichters Jean Paul, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Die Eger wird erst bedeutender, nachdem sie in Böhmen eingetreten ist. Da liegt an ihrem Ufer die Stadt Eger; ihr Name ist mit blutgetränktem Griffel in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges eingegraben.

Wallenstein, durch seinen Ehrgeiz und das hinterlistige Betragen seiner Gegner zum Verräther an Kaiser und Reich geworden, war am 24. Februar 1634 mit seinen Vertrauten Ilow, Tertzka und Kinsky, von 10 Reiterschwadronen begleitet, in Eger eingezogen. Es galt, mit den Schweden in Verbindung zu treten. Im Hause des Bürgermeisters hatte er seine Wohnung genommen. Buttler, von Geburt ein Irländer, der ihm gleichfalls gefolgt war, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini versprochen, ihnen den Wallenstein lebendig oder todt zu liefern. Das Letztere dünkte ihm das Sichere. Er gewann die Schotten Gordon und Leßlie, von denen der erstere, als Befehlshaber der Citadelle, die Freunde Wallenstein's zum Abendessen einlud, bei welchem sie von dreißig in das Geheimniß ge=

zogenen Dragonern niedergehauen wurden. Darauf ging Buttler mit noch zwei Hauptleuten und einer Anzahl Dragoner in die Stadt hinab und besetzte die Wohnung Wallenstein's, der bereits schlief. Dort drang Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in's Vorzimmer und stieß einen Kammerdiener nieder, der sie zurückweisen wollte. Von dem Lärm geweckt, sprang Wallenstein aus dem Bett und eilte an's Fenster, um die Schildwache zu fragen, was es gäbe. Schon aber hatten die Dragoner die Thüre erbrochen, und Deveroux ging mit vorgehaltener Hellebarde und mit den Worten auf ihn zu: „Bist du der Schelm, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupt reißen will? Du mußt jetzt sterben!" — Schweigend empfing Wallenstein den tödtlichen Stoß und wälzte sich röchelnd in seinem Blute.

Der Kaiser hatte weder direct, noch indirect seine Ermordung veranlaßt. Als er dieses traurige Ende seines Generalissimus erfuhr, ward er zu Thränen gerührt und befahl, 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. — Wallensteins reiche Güter wurden eingezogen und an seine Feinde vertheilt.

An und in der Nähe der Eger finden sich in ihrem weiteren Laufe die berühmten Bäder Franzensbrunn, Teplitz und Karlsbad.

Die Saale durchfließt die voigtländische Hochebene, die sich in mächtigen Schieferbänken und Kalklagern nordöstlich dem Fichtelgebirge anschließt. Das Ländchen ist reich an Mineralquellen (Steben), welche dem unter der Erde ruhenden Eisen ihre Entstehung verdanken. — Der Boden ist wenig erträglich; dagegen ist es insbesondere die Weberindustrie, die im Voigtlande ihren Hauptsitz hat. Weitaus überwiegend ist die Baumwollweberei. Münchberg, Stadtschwarzenbach

und insbesondere die reiche Fabrik- und Handelsstadt Hof, alle an der Saale gelegen, bilden den Mittelpunkt der oberfränkischen Wollen- und Baumwollen-Industrie.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

38. Der Main und das Land am Main.

Hoch auf dem Fichtelgebirge, unter dem Felsen des Ochsenkopfes, zwischen diesem und dem Schneeberge, befand sich vor nicht zu langer Zeit ein See. Der war mit finstern Wäldern umgeben; das Bild des heitern Himmels zeigte sich schwarz in seiner düstern Fluth, und die Einsamkeit, die rings auf derselben herrschte, ward nur zuweilen unterbrochen, wenn wildes Geflügel mit lautem Schreien darüber hinzog.

Der See ist jetzt Sumpf und Moor geworden. Zu Ende des 17. Jahrhunderts ließ die markgräfliche Regierung ihn zur Verstärkung des Naabflusses durch einen tiefen Stollen abgraben, was zur Folge hatte, daß er nach und nach zuwuchs und von einem mit Moos und Binsenstöcken zusammengefilzten Rasen überzogen wurde.

In diesem ehemaligen See entspringt eine der Quellen des Mains, der weiße Main. Wie die Gespielen zum Gespielen eilen alsbald kleine Bäche herbei, um sich mit dem jungen Fluß zu vereinigen, der in nordwestlich gekrümmtem Laufe bei dem freundlichen Städtchen Berneck das Gebirge verläßt und in die fruchtbare Niederung tritt.

Wandert man mit dem Flüßchen, so kündet sich bald in weiter Ferne Kulmbach durch seine hohe Bergfeste, die Plassenburg, an. Die war einst der glanzvolle Sitz der Kulmbacher Fürsten. Noch zeugen die zehn Fuß dicken Mauern des östlichen wie nördlichen Theiles der alten

Burg mit ihrem in's Gevierte gestreckten Hofraume und dem 684 Fuß tiefen Radbrunnen von dem stolzen Herrschersitze.

Früher im Besitze der Grafen von Andechs, welche auch den Titel Herzoge von Meran führten, dann den Grafen von Orlamünde gehörig, kam im Jahre 1336 die Herrschaft Plassenburg um 4000 Pfund gute Heller an das burggräfliche Haus der Hohenzollern, eines der wenigen Geschlechter, die in jener wüsten Zeit durch weise Sparsamkeit nach sicherm Erwerbe strebten. Von diesem hochbegabten Fürstengeschlechte, das allmählich zur größten Macht in Deutschland gelangte, sei hier Folgendes eingeflochten.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts kam das Burggrafenamt zu Nürnberg, das in der Wahrung der kaiserlichen Rechte daselbst bestand, in die Hand der Hohenzollern. Die vermehrten die burggräflichen Besitzungen theils durch die Gunst der Kaiser — Burggraf Friedrich, Ludwig des Bayern treuer Geleitsmann auf dem Zuge nach Rom und tapferster Kämpe auf Mühldorfs Wahlstatt, erhielt Hof und das Regnitzland —, theils durch Erbschaft, z. B. der Stadt Bayreuth, Ansbach, das zum Fürstenthum erwuchs, theils durch Ankauf, z. B. von Kulmbach, Berneck, Goldkronach, woraus in der Folge das Fürstenthum Kulmbach-Bayreuth entstand. Burggraf Friedrich VI. empfing von Kaiser Sigmund für die Verschreibung von 400,000 fl. die Mark Brandenburg und wurde als erster Kurfürst darin der Gründer der hohenzollern-brandenburgischen Macht (1415), aus der sich das Königreich Preußen entwickelte. Unter den Nachkommen Friedrichs wurden die Markgrafenthümer Ansbach und Kulmbach-Bayreuth getheilt, und die

Plassenburg sah sich zur bleibenden Hofstatt der Kulmbacher Fürsten erhoben.

Das waren für Kulmbach glanzvolle Tage; aber auch manch' düsterer Bilder aus dem Leben der Markgrafen gedenkt die Geschichte. Und auch die Tage des Jammers blieben für Stadt und Veste nicht aus. Im Hussitenkriege — 1430 — wurde die Stadt von den Hussiten überfallen, niedergebrannt und seine Bewohner mit der Grausamkeit jener Zeit gequält und ermordet. Nicht mindere Drangsale erlitt es im 30-jährigen Kriege. Im Jahre 1664 wurde der Sitz der Hofhaltung nach Bayreuth verlegt. Wenn auch die Markgrafen noch öfters hier verweilten, so konnte das den dauernden Verlust nie ersetzen. Kulmbach's frühere Bedeutung ging an Bayreuth über.

Als i. J. 1769 die Bayreuther Linie erlosch, fiel ihr Fürstenthum an den Markgrafen Karl Alexander von Ansbach, welcher später — 1791 — diese beiden Markgrafschaften an Preußen abtrat und sich in's Privatleben zurückzog. Bei Auflösung des deutschen Reiches — 1806 — kam Ansbach an Bayern, Kulmbach-Bayreuth unter französische Verwaltung und aus dieser 1810 auch an die bayerische Krone.

Kulmbach ist ein freundlicher Ort mit hübschen Häusern, reinlichen Straßen und gemüthlichen Bewohnern, deren Wohlstand auf blühenden Gewerben beruht. — Auf der Plassenburg, dem einstigen Fürstensitze, arbeiten jetzt Sträflinge.

Unterhalb Kulmbach vereinigt sich mit dem weißen Main die andere Quelle des Flusses, der rothe Main.

Im oberfränkischen Landgerichte Pegnitz liegt ein ver-

ödeter Hof, genannt Simelbuch. Auf jenem Hofe entspringt eine klare Quelle guten Wassers, in der Gegend der Rothmannsbrunnen geheißen, und bildet den Ursprung des rothen Maines, eines lieblichen, aber gar kleinen Baches. Am Städtchen Creussen vorüber eilt das Flüßchen in schönen Windungen der Hauptstadt von Oberfranken zu.

Bayreuth liegt in einer freien, lachenden Thalebene, die um sich einen Kranz von Bergen und Wäldern schlingt. Der jugendliche Fluß spiegelt wohlgefällig die Stadt mit ihren Thürmen, breiten, regelmäßigen Straßen und Palästen. Früher war Bayreuth mit Glanz erfüllt, und prunkliebende Fürsten und Fürstinnen haben überall ihre Spuren zurückgelassen, die jedoch allmählich verblichen. Unter der Regierung des Markgrafen Friedrich, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, stieg die Stadt zum höchsten Glanze; die Bibliothek, die Academie der freien Künste und Wissenschaften nebst der Kunst- und Naturalien-Sammlung, das in goldener Pracht lange Zeit unübertroffene Opernhaus, das Theater, waren fürstliche Vermächtnisse von Bedeutung. Eine Stunde von Bayreuth, beim Pfarrdorf St. Johannis, liegt das Lustschloß, die Eremitage; ein anderes Lustschloß in der Nähe heißt Phantasie. An dem Wege zur Eremitage steht das unscheinbare Haus der Rollwenzel, wo Jean Paul (sein eigentlicher Name ist Friedrich Richter) so manche seiner unsterblichen Werke geschaffen. — Der Dichter brachte einen großen Theil seines Lebens in Bayreuth zu und ist daselbst 1825 gestorben. Ein ehernes Denkmal auf der Südseite des Gymnasiumsgebäudes erinnert an den großen Mann.

Von Bayreuth aus schlängelt sich der Fluß zwischen Dörfern und Rittersitzen hin. Bei dem Schlosse Stein-

hausen, dem wunderschön gelegenen Landsitze des alten Frankengeschlechtes der Freiherrn v. Guttenberg, strömen die beiden Arme des Maines zusammen, um dann in inniger Vereinigung den Segen des fränkischen Landes dem Rheingestade zuzuführen. Nordwärts von dem Schlosse hinab strömt der Main, nun schon ein kräftiger Strom, bald durch heitere Ebenen, bald am Saume waldiger Höhen, in muthwilligen Windungen hundertfach geschlängelt. Sein Lauf ist dem der Donau entgegengesetzt.

Die scharfen Kniebiegungen, unter welchen die beiden Quellflüsse von ihrem Ursprung bis zu ihrer Vereinigung sich winden, sind gleichsam ein Vorbild von dem Laufe des Mains durch das fränkische Land. „Schlangenwindung" soll das keltische Wurzelwort von „Main" bedeuten, und in der That sind es auch gewaltige Ausbeugungen nach Nord und Süd, die der Fluß durch das Land gebrochen; denn während die gerade Linie von der Quelle bis zur Mündung nur 34—35 Meilen beträgt, mißt die ganze Ausdehnung des langen vielgekrümmten Stromlaufes gegen 80 Meilen.

Viermal dringt er nach Norden vor, und eben so oftmal biegt er weit nach Süden aus. Seine erste nördliche Krümmung macht er bei Lichtenfels, die zweite oberhalb Schweinfurt, die dritte bei Gemünden, die vierte, nachdem er den bayerischen Boden verlassen, bei Hanau. Seine erste südliche Krümmung macht er bei Bamberg, die zweite und zwar südlichste, bei Markt Breit und Ochsenfurt, die dritte bei der badischen Stadt Wertheim und bei Miltenberg, die vierte bei seiner Mündung in den Rhein, Mainz gegenüber.

In seiner ersten und letzten nördlichen Krümmung

bringt er am weitesten gegen Norden, in seiner ersten und letzten südlichen Krümmung am mindesten nach Süden vor. — Von Bamberg nach Süden eine Linie gezogen führt an die Lechmündung, eine Linie von Ochsenfurt südwärts führt etwas östlich von dem Donaueintritt nach Bayern.

(Zeichnen des Mainlaufes a bis Bamberg, b von Bamberg bis zur Mündung.)

(Zur Erläuterung: Ziehe von Bamberg aus nach Westen eine sanft gekrümmte, etwas nach Norden ansteigende Linie! Theile diese Linie in drei gleiche Theile, jedoch so, daß der mittlere etwas kleiner, als die beiden äußern sind! Setze auf den 1. Punkt von Bamberg aus: Schweinfurt, auf den 2. Gemünden, auf den 3. Hanau! Ziehe von Schweinfurt nach Süden eine Linie, welche an Länge dem mittleren Theile gleich kommt! Setze an das Südende Markt Breit und etwas westlich davon Ochsenfurt! Ziehe von Ochsenfurt nach Gemünden eine Linie in nordwestlicher Richtung! Ziehe von Gemünden eine Linie nach Süden, welche aber der vorigen südlichen Linie an Länge nicht ganz gleichkommt und setze westlich vom Südende Wertheim! Ziehe von Wertheim nach West eine in der Mitte nordwärts gebogene Linie, welche an Länge ungefähr die Hälfte der Linie Gemünden-Werthheim beträgt und setze an das westliche Ende Miltenberg! Ziehe von da nach Hanau eine nordwestlich gekrümmte Linie!)

---

39. Mainreise bis Bamberg.

Oberhalb Lichtenfels nimmt der Main vom Norden her die Rodach auf, an welcher Kronach liegt, der Geburtsort des berühmten Malers Lukas Kranach. Hoch über dem Städtchen ragt die Festung Rosenberg empor. Im Hussitenkriege, im Bauernkriege und im 30-jährigen Kriege zeichneten sich die Bewohner der Stadt durch unerschütterliche Treue gegen ihren Landesherrn, den Bischof von Bamberg, und durch unerschrockene Tapfer-

keit aus. Die Schweden begingen die Grausamkeit, vier gefangene Bürger lebendig zu schinden, deren Bild später in das Stadtwappen aufgenommen ward. — Zur Erinnerung an die Zeiten des 30-jährigen Krieges begeht die Stadt im Juni jeden Jahres ein großes, religiöses Fest, bei welchem die Frauen und Jungfrauen, weil sie in den Tagen der Noth den Männern kämpfend zur Seite gestanden, den Vortritt haben.

Mainabwärts von Lichtenfels ragt am rechten Ufer des Stromes das neunthürmige Banz stolz in die Höhe. Einst eine berühmte Benediktiner-Abtei, in welcher Kunst und Wissenschaft die edelste Pflege fanden, ist es jetzt die prachtvolle Sommerresidenz des Herzogs Max von Bayern. Von der großen Terrasse des Schlosses genießt man eine entzückende Aussicht. Da liegt das ganze Mainthal im Kranze seiner Gebirge ausgebreitet, wie ein lieblicher Garten. Der Fluß, in zahllosen Windungen, als sträubte er sich, dies schöne Thal zu verlassen, leuchtet wie ein silbernes Band aus dem Grün der Wiesen und der ihn beschattenden Ulmen herauf. Voll Entzücken schweift der Blick hin über die Städte mit ihren spitzen Thürmen, über die Dörfer, die rebenbedeckten Abhänge der Hügel, die Saatfelder. Zwei Gegenstände nehmen die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch — die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, welche auf der andern Seite des Thales, Banz gegenüber, liegt, und ihr schönes Portal mitten aus dem sie umgebenden Walde erhebt, und der Staffelberg, ein seltsam gestalteter, basaltartiger Fels, dessen Stirne mit einer Kapelle und mit Kreuzen geziert ist. Keine Gegend kann reicher an Petrefakten*) sein,

*) Versteinerungen von Pflanzen und Thieren.

als diese; der Staffelberg und die benachbarten Fluren sind mit Muscheln, Ammonshörnern, Abdrücken von Pflanzen und Thieren förmlich bedeckt.

Da, wo der Main seine erste große Krümmung nach Süden macht, ergießt sich in denselben die von Süden her kommende Regnitz. An derselben breitet sich, eine kleine Stunde vom Main entfernt, inmitten eines fruchtbaren Geländes an und auf den östlichen Ausläufern des Steigerwaldes die Stadt Bamberg aus. Die ganze Umgegend ist durch den Fleiß seiner Bebauer zu einem unermeßlichen Garten umgeschaffen. Was in andern Ländern der Gärtner hinter Zäunen erzieht, das wird hier auf diesem glücklichen Boden in freiem Felde gewonnen. Da sieht man unermeßliche Beete von Gartenbohnen, Spargel, Salat, Radieschen, Armeen von Kohlköpfen, die wogenden Federbüsche von Millionen gelber Rüben, Anis, Koriander, Mohn und anderer Kräuter.

Zur Zeit der Karolinger war Bamberg der Sitz der mächtigen und streitbaren Babenberger. Nach dem Sturze derselben kam es zuerst an das Reich und dann durch Schenkung an den Bayernherzog Heinrich II. — 973 —. Als dessen Sohn unter dem Namen Heinrich II. — der Heilige — Deutschlands Kaiserkrone trug, gründete derselbe den herrlichen Dom und errichtete da einen Bischofsitz. So reich stattete er das neue Bisthum mit Landgebiet und Begünstigungen aus, daß es alle andern Bisthümer an Glanz übertraf, und der Papst es unter seinen besonderen Schutz nahm. — In dem Dome ist das Grabmal des frommen Kaisers und seiner Gemahlin; auf einem mächtigen Sarkophage liegen Heinrich und Kunigunde; fünf erhabene Bildwerke an drei Seiten geben Vorstellungen aus dem Leben Beider.

Bambergs Bischöfe im 12. und 13. Jahrhundert regierten Stadt und Land im Frieden und bewiesen eine besondere Thätigkeit in Gründung von Klöstern, unter denen Ebrach, Banz und Theres hervorragten. Durch die Sorgfalt vieler wohlmeinender Bischöfe wuchs der Wohlstand in Stadt und Land. Dennoch kam es im 15. und 16. Jahrhundert zu manchem blutigen Kampfe zwischen Bischof und Bürgern. Gefährliche Nachbarn waren den Bischöfen in den Markgrafen von Brandenburg erwachsen. Insbesonders der rohe, räuberische Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth war es, der durch seine Vergewaltigungen Bamberg in große Bedrängniß brachte. Noch mehr aber hatte das Land im 30-jährigen Kriege unter dem Druck der Schweden zu leiden. Eine neue Heimsuchung erlitt die Stadt im siebenjährigen Kriege durch die Preußen, wo die Stadt Brand und allgemeiner Plünderung Preis gegeben war. Nicht mindere Drangsale erlitt sie in dem letzten Franzosenkriege. In Folge des Lüneviller Friedens kam Bamberg an Bayern.

Der beste und edelste Herrscher, dessen Bamberg sich erfreute, war Franz Ludwig, Freiherr von Erthal, Bischof von Bamberg und Würzburg, gleich ausgezeichnet durch treue Vatersorge für seine Unterthanen, wie durch unermüdete Pflege der Wissenschaften. Wohl wenige Fürsten, die je Scepter oder Inful getragen, können mit dem unvergeßlichen Manne verglichen werden. Er war das Vorbild und die Bewunderung seiner Zeit, und keiner seiner Vorgänger hat mehr gethan für sein Land, und, soweit er es vermochte, für das ganze deutsche Reich, in dessen Ständetagen sein Name stets einer der einflußreichsten war. Bamberg zählt 24,000 Einwohner. Der hochgelegene vierthürmige Dom, der Michelsberg mit seiner

prächtigen Kirche, die Residenz und noch mehrere Thürme und ansehnliche Gebäude geben der Stadt ein reiches, vornehmes Ansehen.

Die nahe Altenburg war ehedem die Sommerresidenz der Bischöfe. In Mitte des Hofes erhebt sich ein hoher runder Thurm. Ein unermeßliches Panorama bietet sich hier dar; das Auge schweift bis in die Gegenden von Nürnberg, Würzburg, Coburg, Bayreuth, und kann den Lauf des Mains meilenweit verfolgen.

Einige Geschichtsschreiber verlegen den Mord des Königs Philipp von Hohenstaufen durch den Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach in eines der Zimmer des Thurmes. Das ist jedoch nicht richtig; die grauenhafte That geschah in der alten Burg in der Stadt selbst.

---

40. Von Bamberg bis Schweinfurt.

Nordwärts von dem mit trotzigen Thürmen und Zinnen bewehrten Städtchen Haßfurt umlagern in einem gewaltigen Halbbogen die waldreichen Höhen der Haßberge das flache Binnenland wie ein mächtiger Wall. Die bedeutenderen Punkte dieses Bergrückens sind von Süd gegen Nord die Hochwann, ein alleinstehender Berg mit einem von Andächtigen oft besuchten Kreuze und weiter Aussicht bis Bamberg und die Rhön, der Bramberg mit einer der schönsten Fernsichten des Frankenlandes, die Bettenburg, ausgezeichnet durch ihr Bergschloß, die hübschen Parkanlagen und ihre Obstkultur, die Schwedenschanze. Das Grabfeld am mitternächtigen Rande des Haßwaldes bildet den Uebergang zu dem basaltreichen Gebiete der Rhön.

Die Haßberge sind eigentlich nur die Fortsetzung des Steigerwaldes, von dem sie durch den Main geschieden werden, sowie der Steigerwald wieder nur die Fortsetzung der Frankenhöhe bildet, von der ihn die Einsenkung des Aischgrundes trennt.

Der Steigerwald bildet ein sanftes Waldgebirge, dessen höchste Punkte die Höhe von 2000′ nicht erreichen. Man findet hier mehr Laub- als Nadelholz. Besonders gedeiht die Eiche, die Rothbuche, die Esche und die Linde sehr gut; in den östlichen Bezirken herrschen Tannen und Fichten vor, und zahlreiche Wachholderstauden liefern den heilsamen Wachholderbrei, eine Latwerge. Das Gebirge zieht in der Richtung des Mainlaufes von Schweinfurt nach Marktbreit. Seine höchsten Punkte sind im Süden der Landsberg und der Frankenberg, im Norden, Haßfurt gegenüber, der Zabelstein, dessen Höhe die Trümmer eines im Bauernkriege zerstörten Schlosses krönen. Die ungemein zahlreichen Burgruinen dieses Gebirges verschönern dessen landschaftlichen Anblick und geben zu erkennen, daß dereinst viel ritterlicher Adel in diesen Gegenden hauste.

Mainabwärts von Haßfurt liegt die Stadt Schweinfurt. Die Geschichte des alten Schweinfurt reicht bis in die Zeit Karls des Großen hinauf. Sie ist, besonders in den Zeiten des Mittelalters, wo das Räuberwesen immer kecker überhand nahm, eine fast ununterbrochene Kette von Fehden und Drangsalen. Im Jahre 1253 entbrannte ein wilder Kampf um Schweinfurts Besitz zwischen dem Bischof von Würzburg und den Grafen von Henneberg. Die Stadt wurde von den Hennebergern in einen rauchenden Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt. Als mit der Wiederaufbauung begonnen ward,

geschah diese nicht an derselben Stelle, sondern weiter westwärts, mehr den Fluß hinab, am sanft ansteigenden rechten Ufer des Mains, an dem sich ihre Mauern noch heutigen Tages hinziehen. Wo die alte Herdstätte war, sind jetzt Rebenhügel, deren Wein zu den besten in Franken zählt, vortreffliche Obstpflanzungen, Ziergärten und fruchtbare Felder.

Im Bauernkriege stürmten die wilden Haufen auch in das Schweinfurter Gebiet und zwangen die Stadt, ihnen die Thore zu öffnen. Schwer hatte die arme Bürgerschaft den erzwungenen Einlaß der Bauern zu büßen; die Acht traf sie und unter harten Bedingungen mußten sie sich dem Besieger des Bauernaufstandes, Georg Truchseß von Waldburg, ergeben.

Größer noch waren die Leiden und Drangsale, welche die Stadt in den Religionskriegen traf.

Im Jahre 1814 kam Schweinfurt mit dem Großherzogthum Würzburg an Bayern.

Schweinfurt ist die Geburtsstätte des Dichters Friedrich Rückert, der durch seine Geisteswerke eben so hoch Männer und Jünglinge zur Vaterlandsliebe und zu allem Edlen zu begeistern, als in seinen Märchen und Liedern den Kindern eine Kinderheimath zu eröffnen verstand.

---

41. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,

Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte;
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah' dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

---

42. Von Schweinfurt bis Würzburg.

Immer lieblicher, immer reicher und entzückender wird das Mainthal. Stundenlange Weinberge, Schloß an Schloß, Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen spiegeln sich in den Fluthen des Stromes. Da liegt inmitten der gesegneten Gegend, reich durch Handel, Schifffahrt und Landbau, zu beiden Seiten des Wassers die Stadt Kitzingen. Der Name wird von Manchen also abgeleitet: Kitz ist die Abkürzung des Namens Kidurich — ziegenreich —, gerade wie Fritz von Friedrich, Dietz von Dietrich, Lutz von Ludwig; die Silbe ingen oder ungen, mit welchen so manche Ortsnamen endigen, bedeuten „Nachkommen" oder „Angehörige", so: die Karolingen, Merovingen, Nibelungen. Der Ortsnamen Kitzingen heißt also: bei den Leuten des Kidurich.

Hadeloga — Adelheid — die Tochter des Königs Pipin soll hier das Frauenkloster gegründet haben; es er-

hielt großen Ruf, und in demselben wurden Töchter des höchsten Ranges erzogen. — Das Grabmal der Stifterin ist unter den Altarstufen des Klosters; im Bauernkriege wurde es von den entfesselten Horden zerstört.

Von den blutdürstigen Rohheiten des Mittelalters weiß Kitzingen viel zu erzählen, und auch die fortwährenden Streitigkeiten, die sowohl zwischen Würzburg und den Markgrafen, den Gebietern der Stadt, als im Innern des Bisthumes selbst vorfielen, kosteten der Stadt oft genug Blut und Geld. Im Bauernkriege erklärte sich die Bürgerschaft — 1525 — für die Sache des heranziehenden Bauernheeres, huldigte dessen Anführern und leistete ihm bewaffnete Hilfe. Die Bürgerschaft stellte am Ostersonntag auch ihre Artikel auf, in welchen sie unter Anderm forderte, „daß das Weinmaß künftig solle größer gehalten und die Metzgerzunft solle gehalten sein, die Würste fortan fetter zu machen."

Nach der Niederlage der Bauern hatte die Stadt furchtbar zu büßen. Mit unmenschlicher Grausamkeit wüthete Markgraf Kasimir unter den Bürgern; die er für schuldig hielt, wurden in den Keller des „Leidenhofes" gesperrt, und sieben alsbald ohne Recht und Urtheil geköpft. Tags darauf ließ er auf öffentlichem Platze 57 Bürgern die Augen ausstechen; zwei andere hatten alsbald dasselbe Schicksal, weil sie gesagt haben sollten, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen. Außer diesen wurden Viele an Zunge, Händen und Füßen verstümmelt, und Alle, die so Schreckliches gelitten, noch dazu ihres Vermögens beraubt.

Im dreißigjährigen Kriege, im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege, in den Stürmen des siebenjährigen Krieges und der französischen Feldzüge erhielt

Kitzingen sein redlich Theil zugemessen von den Lasten und Bedrängnissen, welche das Hochstift trafen, und hatte überdies in den Jahren 1764 und 1784 die Schrecknisse gefahrvoller Ueberschwemmungen durchzumachen. — Mit Würzburg kam Kitzingen an Bayern; seitdem hat es, und namentlich in den letzten Jahrzehnten, einen industriellen Aufschwung genommen, der dem Verständnisse und der Thatkräftigkeit seiner Bürger alle Ehre macht.

Bei Markt Breit und Ochsenfurt macht der Main die südlichste Biegung.

Ochsenfurt, das thürmereiche Städtchen, ist der Hauptort des gesegneten Ochsenfurter Gaulandes. Schon zu heidnischer Zeit soll auf der Stelle, wo der Wartthurm sich erhebt, eine Opferstätte gewesen sein. Geschichtlich steht fest, daß im Jahre 725 hier, unter der Leitung der hl. Thekla, die später Aebtissin in Kissingen wurde, ein Nonnenkloster entstand.

In den Kämpfen des Mittelalters haben die Ochsenfurter sich stets als tapfere Männer bewährt. Noch erinnert „die rothe Brücke" daran, wie die Bürger die eingedrungenen Schaaren des Ritters Leopold Küchenmeister aus den Mauern hinausdrängten und bei der Brücke beinahe alle niederhieben. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg mußte unverrichteter Sache vor den Mauern abziehen, als er, 1440, Ochsenfurt an sich bringen wollte.

Im dreißigjährigen Kriege war die Stadt abwechselnd von allen feindlichen Heeren besetzt, und auch alle folgenden Kriege, unter denen Deutschland blutete, waren für Ochsenfurt verhängnißvoll.

Ueberbleibsel aus den streitsüchtigen Tagen des Faustrechtes sind die beiden Wartthürme, deren einer nicht weit von der rothen Brücke, der andere aufwärts am andern

Mainufer steht. Sie dienten auch zu Signalen, die man mittels einer fortlaufenden Reihe solcher Warten oberhalb bis über Brückenau geben konnte. Das „Schlößlein" ist von hohem Alter und war eine feste Schirmburg der Ochsenfurter.

Vom Schmiede Stock zu Ochsenfurt erzählt die Sage, daß er des unglücklichen Konradins Schaaren aus Italien nach Deutschland geführt, als der junge Held mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden durch Verrath in die Gefangenschaft seines Gegners, Karls von Anjou, gefallen war.

---

43. Würzburg *).

So recht im Herzpunkte der fränkischen Mainländer, umgeben von einer milden, reichgesegneten Natur, liegt Würzburg, die Hauptstadt der Provinz, und nach Frankfurt die angesehenste Stadt, welche sich in den dunklen Mainfluthen abspiegelt.

Der Main spaltet die Stadt in das Mainviertel mit dem Marienberge, oder Würzburg links des Maines, und in die eigentliche Stadt am rechten Flußufer.

Auf jenem, hoch oben am Marienberge, ist die erste Ansiedelung der Stadt zu suchen. Möglich, daß schon die Römer auf demselben ein Castell hatten; so viel ist gewiß, daß die Burg auf dem Marienberge die Residenz der ostfränkischen Herzoge war. Später haben die Fürstbischöfe sie bezogen und bis in's 18. Jahrhundert hinein bewohnt. 1650 wurden Schloß und Stadt befestigt. An

*) Die älteste uns erhaltene Namensform (704) ist Wirzburg; sie bedeutet „Burg auf einer Anhöhe.

der Ost- und Südseite des Festungsberges wächst der König der Frankenweine, der Leistenwein.

Um das Ende des 7. Jahrhunderts kam aus dem fernen Irlande der hl. Kilian an den Hof der ostfränkischen Herzoge, dort die christliche Lehre zu predigen. Er fand mit zwei Gefährten in der Gegend von Würzburg den Martyrertod — 688 —.

Erst gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde das Bekehrungswerk der Ostfranken von dem hl. Bonifaz unter Mitwirkung der fränkischen Hausmaier vollendet und durch die Errichtung mehrerer Bisthümer fester begründet. Unter denselben war auch Würzburg. Der erste Bischof war Burghart, ein Landsmann des hl. Bonifaz. So hat das Hochstift 742 begonnen, 1801 hat es geendigt. In Folge des Friedens zu Lüneville kam es an Bayern. Nochmals aber sollte Würzburg auf kurze Zeit die Hauptstadt eines fürstlichen Gebietes werden. Napoleon hatte den Großherzog von Toskana, Ferdinand, früherhin zur Entschädigung für das ihm weggenommene Land nach Salzburg gesetzt; im Jahre 1806 wurde ihm statt dieses Landes Würzburg gegeben. Ferdinand waltete freundlich und mild. Als er nach Napoleons Sturz in sein Stammland zurückkehrte, kam Würzburg — 1814 — bleibend an Bayern.

Würzburg im engeren Sinne oder die eigentliche, größere Stadt ist, wie Regensburg, ohne Hauptstraße. Eine der wenigen geradlinigen und zugleich etwas ansehnlichen Wege ist die Domstraße. Der Dom war schon 983 gegründet. Im Laufe der Zeit hat er vielfache Ansätze und wahrscheinlich auch die vier kreuzförmig zusammengestellten Thürme erhalten. Das Stift Neumünster hängt mit ihm zusammen. Es war dieses der erste christ-

liche Bischofsitz in Franken. Die Kirche, in welcher die Gebeine des hl. Kilian ruhen, soll an der Stelle stehen, wo der Heilige den Tod erlitten. — In dem Stifte Neumünster endigte sein Leben der herrlichste Dichter des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, 1160 bis 1230. Er hatte in seinem Vermächtniß verordnet, daß man ihn im Garten des Stiftes versenke und auf den Grabstein täglich Futter für die Vögel streue. In der Mitte des vom Kreuzgang umschlossenen Grasgartens unter einer Linde war der Atzungsherd, auf dem in vier dortselbst eingehauenen Vertiefungen die Vögel täglich Körner und Wasser erhielten.

An die alte bischöfliche Pracht erinnern unter den Gebäuden Würzburgs die Marienkirche und die Residenz, an das segensreiche Wirken der Fürstbischöfe die Universität, vor Allem das Juliusspital. Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, 1573—1616, war der Gründer der beiden letztgenannten Anstalten. Im Jahre 1582 wurde die Universität, ausgestattet mit allen Freiheiten der Universität zu Bologna und der deutschen Universitäten, eröffnet; 1576 war der Grundstein zum Juliushospital gelegt worden. Nach der Stiftungsurkunde sollte es sein „ein spital für allerhand sortten arme krankhe unvermögliche auch schadhaffte leuth, die guter warth, wundt- und anderer artzeney nottürftig seyen, deßgleichen verlassene wayssen und dann fürüberziehende pilgram und dürfftige personen.“ Das großartige Institut zum Wohle der leidenden Menschheit sucht seines Gleichen in Europa. Sein Vermögen beträgt gegen sechs Millionen. Aber solchen Mitteln entsprechen auch vollauf die Leistungen. Nicht nur, daß es 300 Kranken, ohne Unterschied des Glaubens, Pflege und Heilung gewährt; es gibt auch einer

bedeutenden Anzahl Pfründnern gesunde Nahrung und Obdach. Ueber hundert Personen sind bei der Verwaltung beschäftigt.

Die Marienkirche entstand an der Stelle einer Synagoge, die bei einer Judenverfolgung gefallen war. Ihr Grundstein wurde im Jahre 1377 gelegt. Der Chorbau war im Jahre 1392 vollendet; der Bau der Schiffe, des Thurmes und der drei prachtvollen Portale zog sich fast das ganze folgende Jahrhundert noch hindurch unter rührender Theilnahme aller Stände. Nicht bloß, daß fast in allen Testamenten eine Stiftung für den Kirchenbau Unserer lieben Frau geschah, man opferte auch Geld, Wämser, Sporen, Schleier, Kleider, selbst Rosse zu diesem Werke in Fülle. So wurde es die Perle der Gothik in Unterfranken. Die Bauhütte zu Würzburg galt damals als vorzügliche Lern- und Uebungsschule der Steinmetzkunst.

Die Residenz ist eine der würdigsten Fürstenwohnungen Europa's; sie stammt aus der Zeit von 1720 bis 1744. In den unterirdischen, großartigen Räumen des Residenzschlosses, im k. Hofkeller, liegen die edelsten Perlen aus der Reihe der Frankenweine.

Unter den vielen in Würzburg gehaltenen Reichstagen ist für Bayerns Geschichte besonders der daselbst von Friedrich Barbarossa im Jahre 1180 gehaltene wichtig; es wurde da Heinrich der Löwe wegen seiner Treulosigkeit vom Kaiser seiner Würden und Lande entsetzt.

44. Von Würzburg nach Gemünden und an die Quellen der fränkischen Saale und Sinn.

Am rechten Ufer des Mains in reizender Gegend liegt Karlstadt, ein alterthümliches Städtchen mit Mauern und Warten. Jenseits des Mains ragte einst auf steiler Felshöhe die stolze Karlsburg empor. Die Burg wurde von Karl Martell, dem Retter des christlichen Abendlandes, gegen die Einfälle der Thüringer erbaut, und auch Karl der Große verweilte öfters hier, wenn er auf dem Strome nach seinem Lieblingsschlosse, der Salzburg am Strande der fränkischen Saale, fuhr.

Von der mächtigen Burg ist kaum noch der Sockel eines Thurmes und eine Fenstermauer übrig; aber der Landmann hat den „eisernen" Karl treu im Gedächtnisse bewahrt. Noch jetzt bezeichnet die Sage einen Ahorn als den Sprößling eines Baumes, welchen Karl einst selbst gepflanzt. — Erst im Bauernkriege, — bis dahin hatte sich das Denkmal alter Herrlichkeit erhalten, — wurde die Karlsburg zerstört. Aber selbst die rohen Bauern schwankten und zögerten lange, bis sie sich zur Vernichtung der Burg entschlossen, die den Namen des großen Kaisers trug.

Bei Gemünden vereinigen sich die fränkische Saale und die Sinn mit dem Main. Von dieser Mündung hat die Stadt ihren Namen. Hier war vormals die Grenze zwischen den Hochstiften Würzburg und Mainz.

Die fränkische Saale entquillt unweit der Stadt Königshofen dem Grabfelde, der Heimat vieler Gewässer, welche alle die Saale auf ihrem vielgewundenen

Laufe durch den sanften, wohlbebauten Saalgrund nähren. —

Um Neustadt a. d. S. weitet sich eine herrliche Thalebene. Am rechten Ufer der Saale, unfern der Stadt, erheben sich auf schroffem Kalkfelsen die Trümmer der uralten Salzburg. Die Ringmauern sind zerbröckelt; dachlos ragen die Zinnengiebel empor; aber glänzende Erinnerungen aus der Geschichte knüpfen sich an die weitschichtigen Ruinen der ehemaligen Kaiserburg.

In ihren Räumen gab vor mehr denn eilfhundert Jahren der hl. Bonifacius den ersten Bischöfen von Würzburg und Eichstädt die Weihe. Hier hielt Karl der Große schon i. J. 790 Hoflager; hier empfing Karl die Gesandten des griechischen Kaisers; hier endlich hielt der große Kaiser i. J. 804 einen Reichstag und beschloß die Versetzung der unterjochten Sachsen ins Frankenland. Auch seine Nachfolger, Ludwig der Fromme, Ludwig III. und Arnulph hielten dort Einkehr.

Die Sage erzählt, Kaiser Karl sei einmal mit seiner Hausfrau am Erkerfenster des Gadens gestanden, der noch heutzutage als sein Gemach gezeigt wird. Da habe die Kaiserin, erfreut von dem Anblick des schönen gesegneten Saalgrundes den Wunsch ausgesprochen, daß drüben über'm Flusse eine Stadt stünde und eine Kirche zur Ehre Gottes. Der Kaiser habe seiner Gemahlin Wunsch erfüllt, und so sei Neustadt entstanden.

Das Gebiet der Saale ist reich an Heilquellen. Die Stahlquellen in Bocklet werden von den Leidenden aus den fernsten Ländern besucht. Noch größeren Ruf aber haben die Heilquellen in Kissingen, namentlich der Maxbrunnen, der Pandur und Ragoczy.

Ein reiches, blühendes Landschaftsbild breitet sich um

Kissingen aus. Fruchtbare Saatfelder und blumige Wiesen, darüber hinauf sanfte Anhöhen, wechselnd mit steilen Hügeln und Bergen, denen hübsche Hochwaldung entsproßt, indeß die sonnigen Lagen mit Wein bepflanzt sind, umlagern die freundliche Stadt mit ihren geschmackvollen Häusern, ihren großartigen Curbauten und reizenden Anlagen.

Die Saline zu Kissingen war schon um das Jahr 823 bekannt.

Oestlich von Neustadt und Kissingen liegt in einem anmuthigen Thale Münnerstadt, eine der sieben Rhönstädte, die ein alter Spruch also bezeichnet:

Mellerscht*) hat's Feld,
Münnerscht hat's Geld,
Flade hat's Holz,
Neuscht hat'n Stolz,
Kiss'ge hat's Salz,
Kingshufe hat's Schmalz,
Bischume hat'n Fleiß;
So hast den Rhöner Kreis.

Hammelburg ist durch den herrlichen Wein berühmt, der am südlichen Bergabhange des Schlosses Saaleck wächst.

Das Bad Brückenau an der Sinn hatte unter der Regierung König Ludwigs I. seine glänzendste Zeit. Es erhielt da neue, umfangreiche Curgebäude und einen großartigen Cursal. Die vielen Fremden brachten Leben und Verdienst in das Städtchen. Seit Jahren aber hat der Fremdenbesuch bedeutend abgenommen.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

*) Dialektbezeichnung für Mellrichstadt; die übrigen Städte sind: Münnerstadt, Fladungen, Neustadt, Kissingen, Königshofen und Bischofsheim.

45. Das Rhöngebirge.

Die Hügel und Berge an der Saale und Sinn gehören dem Rhöngebirge an. Gleich dem Fichtelgebirge ist dieses ein riesiger Grenzstein zwischen Nord- und Süddeutschland und weist seine Gewässer beiden zu; diesem die Sinn und die fränkische Saale, jenem die Fulda und die Ulster, die in der Weser sich vereinigen.

Aus der breiten Ebene des Saalgrundes wächst mit seinem Südfuße die gewaltige Masse des Kreuzberges — 2800′ — hoch empor. Oben plattet sich der Scheitel zu einer geräumigen Hochwiese, auf der sich das fernhin sichtbare hölzerne Kreuz von riesiger Größe erhebt, das dem Berge den Namen verleiht. Unterhalb des Kreuzes steht ein Kloster mit einer vielbesuchten Wallfahrtskirche. — Westlich vom Kreuzberge liegt die breite Kuppe des Dammersfeldes, von wo aus die Rhön im Südwesten mit dem Spessart zusammentritt. Nordwärts vom Kreuzberge, bis hinauf nach Tann und Kaltennordheim zieht sich ein langer, plateauartiger Rücken, fast ganz aus Basalt *) gebildet. Außerdem sind um das Nordende des Gebirges noch eine Anzahl Berge gehäuft von abenteuerlichster Gestalt, in Kuppen-, Kegel-, Sarg- und Glockengestalt.

Um diese vier Haupttheile des Gebirges schlingen sich die Thäler der fränkischen Saale, der Fulda und der Werra.

---

*) Basalt, weit verbreitete Felsart aus der Reihe der vulkanischen Gebirge. Er ist ein aus dem Innern der Erde im feurigflüssigen oder erweichten Zustande hervorgequollenes Gestein und erscheint nicht selten in kantigen, eng aneinander geschlossenen Säulen, manchmal dammartig, manchmal in wunderbaren Domen zu Tage tretend.

Die Rhön in ihrer Ausdehnung nach Norden ist ein rauhes, unwirthliches Land. Nur magere Triften ziehen sich an den sonderbar geformten, spärlich bewaldeten Einzelkuppen hinan. Der Basalt, aus dem dieser Theil der Rhön aufgebaut ist, widersteht eben hartnäckig jeder Zerstörung, die bei anderem Gestein durch die Einflüsse der Atmosphäre bewerkstelligt wird, und hilft auch deßhalb nicht, eine fruchtbare Dammerde zu bilden.

Todtenstille herrscht droben auf dieser Höhe. Wanderer und Lustreisende sind hier nirgends; nur der einsame Bauer, der Viehhändler durchkreuzen hie und da die Wildniß. Außer einigen Hütten für Torfstecher kein Dorf, kein Gehöfte weit und breit. Selbst die Namen der wenigen Ortschaften Sparbrod, Wüstensachsen, Steinau, Dürrfeld, Kaltennordheim ꝛc. erinnern an die Dürftigkeit, die allenthalben auf der Rhön herrscht.

Bei alle dem hängt der Rhöner Bergländer zäh an seiner Heimat, und Auswanderungen sind äußerst selten. Ist das kleine Hauswesen besorgt und tritt Mangel an Verdienst ein, so zieht er südwärts in's „Franken" oder in die Wetterau — das sogenannte Niederland, arbeitet den Sommer, Herbst und Spätherbst hindurch bei den Bauern als Taglöhner und kehrt gegen Weihnachten in seine tiefverschneiten Thäler, auf seine neblichten, übereisten Höhen, in seine arme Hütte zurück.

Der Winter im Rhöngebirge steht dem hochnordischen am Nord-Cap und in Sibirien an Großartigkeit und Schrecknissen wenig nach. Grimmige Kälte und brausende Stürme, abwechselnd mit frostigen Nebeln, Regen und finsterem Schneegestöber währen da ununterbrochen bis Ende April, oft bis Mitte Mai. Der 30—40' hohe, festgefrorene Schnee trägt den Menschen über unsichtbar

gewordenes Buschwerk und Bäume hinweg; nur die höchsten Wipfel ragen um etliche Fuß aus der allgemeinen Oede hervor. Verloren ist da auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Fußweg. Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege.

Da herrscht im genügsamen Völkchen große Noth. Wenn dann der karge Wintervorrath zu Ende, frißt das vor Hunger brüllende Vieh das magere Haidekraut; der Preis des Viehes sinkt bis zur Hälfte herab, jener des Futters und der Menschennahrung — Erdäpfel — wächst zum Doppelten an. In der unerträglichen Kälte greift der Aermere wegen Holzmangel die Gerüstwerke seiner Scheune an, um seine Kleinen dem Erfrieren zu entreißen.

Die beträchtlichste Höhe des ganzen Rhöngebirges ist die große Wasserkuppe und in der Nähe derselben die kleine Wasserkuppe, an derem Fuße die Fulda entspringt. An den beiden Wasserkuppen lagern sich fast alle Tage des Jahres hindurch wenigstens für die Dauer einiger Stunden Wolken.

Die eigenthümlichen Formen mancher Rhönberge, ihre kraterartigen Vertiefungen, welche ringsum von gleichmäßig gebildeten wie aus geschmolzenen Felsenmassen bestehenden Wänden umschlossen sind, lassen die Rhön als ein Glied der erstorbenen Vulkankette zwischen Rhein und Elbe erscheinen.

Manche der ehemaligen Krater sind nun mit Wasser gefüllt, so der Frickenhäuser See, eine halbe Stunde von Mellrichstadt. In der Mitte soll er fast unergründlich sein. Das Wasser ist hell, ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, gleichwohl auch ohne Zu- und Abnahme, und niemals faulig.

Von ähnlicher Unergründlichkeit sollen die zahlreichen

Moore auf der Rhön sein. Sie sind von Basaltgebilden umschlossen und dehnen sich über große Räume, um welche her der Boden schon bei ferner Annäherung feucht und schwankend wird. Der unvorsichtige Betreter würde spurlos in denselben versinken; denn ein großes, ästiges Wassermoos überzieht die tiefen Wasserdümpfel mit einer betrügerischen grünen Matte, die mehrere Fuß über den gewöhnlichen steinigen Wiesboden in die Höhe tritt.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

46. Heuernte auf der Rhön.

Wenn die liebliche Zeit eintritt:

„Wo der Kukuk ruft, wo erwachen die Lieder,
Wo die Erde mit Blümlein sich kleidet neu,
Wo die Brünnlein fließen im lieblichen Mai!" —

so gewinnt Alles auf der Rhön in Hainen und Thälern ein verändertes Ansehen.

Aus dem kalten Weiß treten zuerst die schwarzen Felszacken der Basalte hervor, bald zeigen sich die zarten röthlichen Sprossen der Buchen in den Waldungen; frühe Stauden schmücken sich mit Blumengehängen. Aus ferner Hütte wird der frühwache Hahn hörbar; das Schnarren der Waldschnepfe läßt erwärmende Tage hoffen. Fürchterlich schön rollen die Waldwasser aus den Schluchten über klippiges Gestein hinab zu den hochangeschwollenen Flüßchen. Sanfter murmeln in kleinen Thälern die Gießbächlein durch lechzende Auen. Der Ersten einer kommt der Jäger mit den durchnäßten Hunden wieder auf die Höhen; schäkernde Mädchen sammeln die Erstlinge der Kräuter in den Gehölzen und tragen die schweren Lasten hinab durch enge Waldpfade; Gesang erfüllt die Waldplätze. Auch

der fromme Pilger vergißt des Winters Ungemach und säumt nicht länger mit dem Wallen zum Heiligthume. Endlich erscheint der Frühling in vollster Pracht; später als in der Ebene, aber unaussprechlich liebreizender thut sich der Schooß der Erde auf. Prachtvoll ist der Anblick der ersten grünen Waldsäume. Das Wild belebt wieder die Höhen, hundertstimmiger Chor den Hain. Im Gefilde ertönt des Landmannes Morgenlied, am Hange des Hügels schalmeit der Hirte; an den Hängen weiden die trefflichen Rhönhammelheerden. Ueberall frohe, arbeitsame Menschen: der Köhler, der Holzhauer, der Sammler. Höher steigt in ihrer jährlichen Bahn die Sonne und mit ihr dringen die wandernden Heerden, die sich erst in den Thälern zeigten, höher und höher empor. Die geputzten und lustigen Mähder, unter Jauchzen und Singen, beginnen zuletzt in den Bergwiesen ihre Geschäfte, nachdem sie es in den Thälern längst beendigt. Da widerhallen die Wälder vom Jubel, vom Wohlgeruche der Mahd duften Hang und Höhen; die mondhelle Nacht wird unter Zelten in wahrer Lagerfröhlichkeit hingebracht. Die Heuernte der Rhöner ist dasselbe Fest, wie die Weinlese am Main und Rhein. Diese Arbeit und Feier wird von den jungen Leuten begierig erwartet, und Alles freut sich der Zeit, die sie auf die Berge ruft. Fast vier Wochen lang wohnen da die Rhöner auf dem großen Riesenplateau ihres Gebirges. Mit dem ersten Blick der Morgensonne fängt das Tagwerk an und dauert bis in die Nacht. Nur Kinder und alte Leute findet man zu dieser Zeit in den Dörfern des Thales.

47. Von Gemünden bis zur Mainmündung.

Die große Mainbiegung zwischen Gemünden, Wertheim, Miltenberg und Aschaffenburg umschließt in Hufeisenform ein hügeliges Waldgebirge, das sich nordwärts bis zur Rhön erstreckt. Es ist der Spessart, in alten Zeiten Spechteshardt genannt. Das ganze Gebirge ist ein hochbewaldeter, rauhwilder Landstrich, von Schluchten durchkreuzt, in denen dürftige Dörfer liegen. Märkte und Städte gibt es im Spessart nicht. Obschon die höchsten Punkte nicht 2000′ Höhe erreichen, so kennt man doch hier wie in der Rhön fast nur zwei Jahreszeiten, den Winter, über sieben, und den Sommer, kaum fünf Monate lang. An den nördlichen Bergwänden und in den Schluchten findet man oft noch im Juni bedeutende Schneemassen. — Der Ackerbau ist gering; die arme Bevölkerung ist fast nur auf die Kartoffel angewiesen.

Den Reichthum des Spessarts bilden seine herrlichen Eichen- und Buchenwaldungen. Aus keiner deutschen Waldgegend wird so viel und so schönes „Holländerholz" ausgeführt, als aus dem Spessart, dessen Eichen sich durch Länge, Geradschäftigkeit und Stärke auszeichnen.

Ueber den Rücken des ganzen Gebirges zieht sich der „Eselspfad" hin. Schon die ältesten Bewohner, und nach ihnen die Römer, hatten denselben als Straße und theilweise als Grenzwehre benützt. So hat man auf dem Geiersberge, dem höchsten Punkte des Gebirges, Spuren von Wällen entdeckt, die schon vor Ankunft der Römer von germanischen Stämmen aufgeworfen wurden.

So rauh und unwirthlich der Spessart in seinem Innern ist, so freundlich und fruchtbar sind seine Vorberge gegen den Main hin, so lieblich und anmuthig ist das Thal am

Maine, das ihn umsäumt. Am Maine, von den Vorbergen des Spessart im Halbrunde umschlossen, liegt Lohr, der Hauptstappelplatz für die Holländer Flösse.

An der südlichen Biegung des Stromes, auf badischem Boden, zeigt sich im Kranze zierlicher Landhäuser und Gärten Wertheim, der Wohnsitz der Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Die Fürsten von Löwenstein sind die Nachkommen des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, einem der kräftigsten Herrscher aus dem Geschlechte der Wittelsbacher, und seiner Gemahlin, der edlen Klara Dettin.

Das alte Schloß auf mächtiger Höhe ist eine der schönsten und besterhaltenen Ruinen in Deutschland. Die gewaltigen Thürme, die festen Mauern geben eine eindringliche Vorstellung von der Macht und dem Reichthum jener alten Herrschergeschlechter, welche von ihren Horsten herab mit Adlerblicken auf ihr Gebiet, — und zuweilen auch auf das des Nachbars lauernd herniederschauten.

Der Stadt Wertheim gegenüber liegt der bayerische Marktflecken Kreuzwertheim. Im Mittelalter wurde der Ort einstmals vom schwarzen Tode fast gänzlich entvölkert. Nur acht Bewohner blieben übrig, sie theilten alles Eigenthum unter sich und hießen fortan die Achtherren. Als von diesen acht im Laufe der Zeit der Letzte nun auch sterben sollte, so befahl er seinen Söhnen, sie sollten zum Gedächtniß des erlittenen Elendes alljährlich in den Wald ziehen, dort den schönsten Baum fällen und ihn mit Weib und Kind lustig umtanzen; dann sollten sie ihn verkaufen und aus dem Erlöse mit dem ganzen Dorfe ein jubelndes Gelage halten. Die Söhne thaten nach des Vaters Willen, und noch jetzt feiern die Kreuzwertheimer die Erinnerung an jene traurigen Tage.

Bei Wertheim kommt die Tauber aus Südost her in den Main. Auf der Frankenhöhe entspringend, berührt sie nur einen kleinen Theil unsers Vaterlandes und geht nach kurzem Laufe nach Baden über. Nahe an ihrer Quelle liegt Rothenburg, der Sitz der Hohenstaufen, dann eines mächtigen Dynastengeschlechtes, die hochangesehene Stadt des alten deutschen Reiches. „Der Bürger Wohlstand und Macht ist das Fundament der Stärke und des Reichthums der Genossenschaft," galt da als Grundsatz. Und bei der Freiheit dieser Genossenschaft und dem Schutze, den sie gewährte, trachteten auch Edelleute, Bürgerrecht zu nehmen, wobei sie ihren Länderbesitz beibehielten und dem Schutze der Stadt unterstellten. So ward Rothenburg reich und mächtig. Davon zeugt noch das großartige Rathhaus, der im reinsten gothischen Stile durchgeführte prachtvolle Bau der St. Jakobskirche.

Schlimmere Tage kamen für Rothenburg. Rothenburg war die Esse des fränkischen Bauernkrieges. Schwer hatte die Stadt dafür zu büßen. Die Kriege der folgenden Jahrhunderte brachen vollends den Reichthum der einst so mächtigen Reichsstadt. Seit 1802 ist sie der Krone Bayern anheimgefallen.

Das Gebirge, das westwärts von der Tauber sich ausbreitet, ist der Odenwald. Er ist das Bindeglied zwischen Schwarzwald und Spessart, von welch letzterem er durch den Main von Kreuzwertheim an bis zur Landesgrenze getrennt wird.

Halbwegs zwischen Wertheim und Miltenberg liegt am rechten Ufer des Mains Stadt-Prozelten.

Stadt-Prozelten mit seiner großartigen Burgruine ist eine glänzende Zierde der Gegend. Die Burg war einst eine der stärksten Vesten am Main. Auf dem

Raubzuge der Franzosen, im Jahre 1688, wurde sie von denselben zerstört. Weithin bedecken die Trümmer den Rücken des Berges, und es mag wohl nicht leicht eine Schloßruine am Main und am Rhein geben, die dem Kenner alter Baukunst merkwürdiger wäre.

Von Lohr bis Miltenberg ist kaum ein Punkt, der nicht seine eigenen Reize darböte; aber Allen voran stehen Lohr, Wertheim, Miltenberg; Lohr durch liebliche Anmuth, Wertheim durch großartige Umschau, Miltenberg durch stille Erhabenheit seiner Landschaft.

Oberhalb Miltenberg beginnt das Gebiet der alten Römer; dies ist der Boden, der die heißesten Kämpfe der unermüdlich anstürmenden Alemanen und Hermunduren gesehen. 350 Jahre lang walteten hier siegreich die römischen Adler. Alles Land, das die Römer besetzten, umzogen sie an der Grenze mit Wall und Graben; von Strecke zu Strecke erhob sich ein befestigtes Lager zur kräftigen Abwehr des Feindes; Thürme erhielten durch weithin sichtbare Zeichen die Verbindung der einzelnen Vesten unter einander.

Eine solche Befestigung, die oberrheinische genannt, lief vom Gestade des Rheinufers durch den Taunus und Spessart, zog in der Nähe von Obernburg über den Main, lief an dessen linkem Ufer bis Bürgstadt und von hier der Donau zu.

Die Ueberbleibsel dieses Grabens sind noch heutzutage erkennbar; man bezeichnet sie mit dem Namen Pfahlgraben, Pfahlhecke, Teufelsmauer. Hinter diesen Grenzwällen hausten, zu stetem Kampfe mit den angrenzenden Germanen gerüstet, die römischen Krieger, die Familien der Ausgedienten, denen man das eroberte Land mit einer Art von Lehensverfassung zur Benutzung übergab. Und

wie überall, wo der römische Soldat erschien, die Urwälder fielen, fleißige Anbauer dem Boden dichte Saaten entlockten, und aus den Lagerstätten bleibende Wohnsitze, aus den Wohnsitzen blühende Dörfer und Städte entstanden, so geschah es auch an den Ufern des Mains. Miltenberg, Obernburg, Seligenstadt, Aschaffenburg und andere Ortschaften bezeichnen die Punkte, wo Römer sich niederließen und der Bildung und dem Reichthume eine bleibende Heimat schufen.

In der Nähe von Miltenberg ist die ehemalige Benediktiner-Abtei Amorbach. Als das Kloster von dem „hellen Haufen", den Götz von Berlichingen anführte, ausgeplündert worden war, und der Anführer in dem Saale des jetzigen Landgerichtsgebäudes, der damaligen kurmainzischen Kellerei, beim Mahle saß, zu dem er auch den Abt Jakob lud, soll er diesen, der das traurige Schicksal seiner Abtei beklagte, getröstet haben: „Lieber Abt, seid wohlgemuth! Bekümmert euch nit: ich bin dreimal verdorben gewesen, aber dennoch bin ich hier. Ihr seid's halt noch ungewohnt!" —

In dem Walde bei Klein-Heubach sieht man 7 behauene, aus dem Sandstein des Gebirges gebrochene Säulen von 20—27′ Länge und zwischen 2—3′ Durchmesser. Das Volk nennt sie Heunsäulen (Hünn, d. i. Riese). Ohne Zweifel sind sie ein Römerwerk. Den römischen Ursprung beweisen viele römische Münzen, die man hier gefunden, und ein antikes Glasgefäß, das man tief im Boden unter einer der Säulen entdeckte. Römische Steinmetze mögen sich hier aus deutschen Steinbrüchen Material zu den stolzen Palästen und Castellen der Eroberer geholt haben; doch wurde die Arbeit plötzlich unter-

brochen durch den stürmischen Einfall der lange unterdrückten, doch nicht unterworfenen Landessöhne.

Auch auf dem anderen Stromufer sind noch Spuren römischen Waltens; so die Heunschüssel, eine ungeheuere Opferschale, die, wie hier die Säulen, in der Arbeit unvollendet geblieben ist. Sie liegt auf einem Hügel der sogenannten Eselshöhe.

Klingenberg. Schon vor der Zeit der Römer sollen die Germanen auf dem Schloßberge Befestigungen angelegt haben. In den zerstörten Steinwällen und den Vertiefungen umher mag man wohl die Spuren eines altdeutschen Ringwalles und Grabens erkennen. Dann trug der Hügel einen römischen Wartthurm. — Jetzt ist der Berg mit Reben überrankt, aus denen trefflicher Wein gekeltert wird.

Aschaffenburg*). Die Natur gab ihm Schönheit; die Künste haben es reichlich bedacht; die Gunst seiner Fürsten und die Vortheile seiner Lage überschütteten es mit dem Segen des Wohlstandes. Seinen Namen hat es von dem Bache Aschaff, der unterhalb der Stadt in den Main fällt. Die Geschichte Aschaffenburgs reicht in die graue Vorzeit hinauf. Bis hieher hatten die Römer ihre siegreichen Waffen getragen; Steine, Münzen, Waffen ꝛc., die man aus der Erde gegraben, sind Zeugen des früheren Römeraufenthaltes. — Als die Macht der Römer gebrochen war, bauten auf dem zerstörten römischen Standquartiere die siegreichen Alemanen ihre Hütten. Ihnen folgten im Besitz die Franken.

Um das Ende des 10. Jahrhunderts wurde Aschaffenburg Eigenthum des Mainzer Bischofsstuhles. Um den

---

*) = Burg, die an dem Eschenwasser liegt.

Handel der Stadt zu heben, ließ Erzbischof Willigis — 989 — eine hölzerne Brücke über den Fluß schlagen. Mit besonderer Liebe waren die Mainzer Kurfürsten Aschaffenburg zugethan. Die herrliche Lage des Ortes und die nahen Forste, die der Jagdlust reiche Nahrung boten, lockten sie oft dorthin. Allmählich wuchs die Stadt und ward eine der glänzendsten und reichsten Perlen an der Inful des Mainzer Erzbischofs.

Die Kriege der folgenden Jahrhunderte bis in die jüngste Zeit herein schlugen der Stadt schwere Wunden.

Am 25. November 1631 wurde Aschaffenburg von Gustav Adolf besetzt. Damals rettete der Capuziner-Guardian, Pater Bernhard, die Stadt vor Raub und Brand. Als nämlich nach der Einnahme Würzburgs die Heersäulen der Schweden gegen Aschaffenburg sich bewegten, flüchtete Alles, was nur fliehen konnte. Geistliche und weltliche Obrigkeit hatte ebenfalls die Stadt verlassen; nur Pater Bernhard wich nicht. Muthvoll nahm er die Zügel des geistlichen und weltlichen Regiments in die Hand und sprach mit hinreißender Beredsamkeit zu Gustav Adolf. Der Schwedenkönig ward durch die Worte des frommen, gottvertrauenden Mannes zur Milde gestimmt und sagte zu dem ehrwürdigen Capuziner: „Deinetwegen hat die Stadt Gnade gefunden, und es soll ihr nichts Uebles widerfahren."

Das herrlichste Gebäude Aschaffenburgs ist die Johannisburg, ein wahrer Prachtguß aus rothem Sandstein mit vier 180′ hohen Eckthürmen. Auf hochgemauerter Terasse führen vom Schlosse reizende Laubgänge dem Main entlang zum Pompejanum, das sich in der wahrhaft italienischen Landschaft bedeutungsvoll auf der namhaftesten Pflanzstätte römischer Cultur in Franken erhebt.

König Ludwig I. hat in demselben das zu Pompeji ausgegrabene Haus des Kastor und Pollux nachbilden lassen. Es gewährt ein vollständiges Bild von der häuslichen Einrichtung der alten Römer.

Als der altehrwürdige Mainzer Kurstaat in Trümmer ging, und der Rastatter Friede — 1798 — Mainz und die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer in die Hände der Franzosen geliefert hatte, ward Aschaffenburg der Sitz des beraubten Erzbischofs. Später ward es die Residenz Karl Dalberg's, des sogenannten Fürsten Primas; 1814 wurde es der Krone Bayern übergeben.

Unterhalb Aschaffenburg tritt der Main in seine Flachlandsstufe und verläßt bei Stockstadt unser Vaterland. Eine Meile von der Landesgrenze liegt am rechten Ufer des Stromes die Stadt Hanau, ruhmvoll genannt in der Kriegsgeschichte Bayerns.

Durch den Vertrag zu Ried am Inn, am 8. Oktober 1813, war Bayern auf die Seite der Verbündeten getreten. In Eilmärschen zog Wrede mit dem bayerischen Heere an den Main; bei Hanau trat er dem in der Völkerschlacht bei Leipzig geschlagenen und nach dem Rhein fliehenden Napoleon entgegen. Die Bayern fochten mit ihrer altbewährten Tapferkeit; der Uebermacht jedoch konnten sie den Durchbruch nicht mehr verhindern. Es war dies die letzte Schlacht, die Napoleon auf deutschem Boden geschlagen.

Der Main zieht an Offenbach vorüber, spiegelt die altehrwürdige Kaiserstadt Frankfurt in seinen Fluthen und mündet Mainz gegenüber in den Rhein.

(Zeichnen und Beschreiben.)

48. Das Flußgebiet der Regnitz.

Noch bleibt uns ein Gebiet zu durchwandern übrig, das Flußgebiet der Regnitz.

Denkt man sich den Lauf des Lechs in gleicher Richtung bis an den Main fortgesetzt, so würde er im Bett der schwäbischen Rezat — Rednitz, Regnitz — seine wilden Bergwasser dem sanft dahin fließenden fränkischen Hauptflusse zuströmen. Lech- und Regnitzbett bilden gleichsam eine sich ergänzende, fast geradlinige Furche von Schongau bis nach Bamberg. Das ist denn auch die Thalung der alten Handelsstraße, deren Mittelpunkt Nürnberg war. — Von West und Ost eilen der Regnitz zahlreiche Flüßchen zu, nicht selten in fast rechtwinkeligem Laufe. Selbst die Hauptquelle des Flusses, die fränkische Rezat, zieht in südöstlicher Richtung. Sie entspringt unweit der Altmühlquelle und wandert mit dieser, als wollte sie der Donau zueilen. Auf diesem ihrem Laufe kommt sie an Ansbach vorüber, dem Sitze der Kreis-Regierung und der ehemaligen Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums. Den Ursprung der Stadt mißt man dem hl. Gumbert zu, einem der drei Frankenapostel, der hier ein Kloster gegründet haben soll. Durch Kauf kam sie 1331 an die Burggrafen von Nürnberg, und bald darauf wurde sie die Hauptstadt des untergebirgischen Fürstenthums Ansbach oder Onolzbach. Der Markgrafen aber waren es wenige, die ein dankbares Andenken in dem Herzen ihrer Unterthanen hinterlassen haben. Von den Leiden, die im Laufe der Zeit die Stadt getroffen, zeugt das Sprüchlein:

„O Onolzbach, o Onolzbach,
Fängst an mit O!', hörst auf mit Ach!"

Markgraf Alexander entsagte i. J. 1791 der Regierung und trat sein Land an Preußen ab; i. J. 1806 wurde es von Bayern in Besitz genommen.

Ansbach ist der Geburtsort des Dichters Utz und des noch größeren August v. Platen.

Unweit dem Städtchen Spalt, das aus einem Walde von Hopfengärten die Doppelthürme seiner Stiftskirche emporstreckt, vereinigt sich mit der fränkischen, die schwäbische Rezat. Die kommt von Dettenheim bei Dietfurt her und zieht an Weißenburg und Ellingen vorüber. Nachdem die fränkische und schwäbische Rezat sich vereinigt, nimmt der Fluß den Namen Rednitz an und zieht nun in nördlicher Richtung seinem Ziele zu. — Auf einem Vorsprunge des Weißenburger Waldes thront die Veste Wülzburg, von den Ansbacher Markgrafen erbaut. Jetzt dient die Bergveste als Staatsgefängniß und ist deßhalb von einer kleinen Garnison besetzt.

Am linken Ufer der Rednitz liegt die ehemals ansbachische Stadt Schwabach, der Hauptsitz der deutschen Nadelfabrikation.

Als Gustav Adolf bei Nürnberg sich verschanzt und das kaiserliche Heer ihm nachgezogen war, lagerte Wallenstein vor Schwabach. Da ließen es sich die Bürger durch Ueberredung eines schwedischen Obristen beikommen, die Thore zu verrammeln und von der Stadtmauer aus mit Büchsen, Doppelhacken und Falkonetlein nach dem Lager der Kaiserlichen zu schießen, also, daß eine Falkonetkugel dicht über dem Kopfe des Friedländers wegfuhr, sein Gezelt über den Haufen warf und seinen Sattler erschlug. Nun machten die Kaiserlichen Ernst, bedienten die Stadt mit Kanonen, und als sie nach tapferer Gegenwehr kapitulirte, gestattete der Feldherr seinen Soldaten die Plün-

derung sechs Tage lang. Damit begannen auch für Schwabach jene Greuelscenen, die den 30-jährigen Krieg so furchtbar kennzeichnen. Hätte nicht der Kurfürst von Bayern Fürbitte für die Stadt eingelegt, die Bürger wären alle niedergehauen worden. Theuerung, Hungersnoth, Krankheit und Pest folgten dem Kriegsjammer, so hoch stieg die Noth, daß Kleien und Eichelbrod als Leckerbissen galten. Die Stadt verödete, daß das Gras wuchs auf den Straßen. Längst war der Krieg beendet, ehe sich Schwabach von den erlittenen Schlägen zu erheben vermochte.

Mit dem Fürstenthum Ansbach kam auch Schwabach an die Krone Bayern.

Schwabach gegenüber fließt von Osten her die Schwarzach in die Rednitz. An dem Bächlein liegt Altdorf, einst der Sitz eines nürnbergischen Pfleggerichts. J. J. 1623 gelang es dem Streben des Rathes zu Nürnberg, in Altdorf eine Universität zu errichten. Sie bestand bis zum Jahre 1809.

Die Bürgerschaft findet ihren Reichthum vorzugsweise im Hopfenbau.

Von der Schwarzach abwärts dehnt sich ein wahres Sandmeer, der Laurenziforst aus, dessen krüppelige Föhren davon Zeugniß ablegen, wie nur unabläßiger Fleiß und die Hülfsmittel einer reichen, gewerbsthätigen Handelsstadt die sandige Haide in einen wahren grünen Garten umzuschaffen vermochten.

Da, wo die Pegnitz in die Regnitz mündet, liegt Fürth, die gewerbthätige Tochter Nürnberg's, mit fast 20,000 Einwohnern. Die Fürther Spiegel, Galanteriewaaren, die Broncefarben und hauptsächlich die Goldschlägerfabrikate haben ihren Absatz in allen Ländern der

Erde gefunden. Die Brillenfabrikation hat eine Ausdehnung gefunden, die überraschend groß ist. Man weiß und spricht wenig davon, und doch ist der größte Theil von Brillen, welche in der Welt getragen werden, von Fürth (Nürnberg) in den Handel gebracht worden.

Die Pegnitz hat ihre Quellen nahe bei den Quellen des rothen Maines und fließt, ganz entgegengesetzt der Regnitz, von Nord nach Süd. Abwärts von Hohenstein macht das Flüßchen plötzlich eine scharfe Kniebiegung und fließt von Ost nach West an den freundlichen Städtchen Hersbruck und Lauf vorüber, deren fleißigen Bewohnern der Ertrag ihrer Fluren an Hopfen und Feldbau schönen Erwerb gibt. Eine Wegstunde vor ihrer Vereinigung mit der Regnitz durchfließt die Pegnitz die Perle der deutschen Städte — Nürnberg.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

49. Nürnberg.

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland rühmen soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll,
Dich, nimmermehr veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Max von Schenkendorf.

Wohl keine zweite Stadt in Deutschland ist, welche den Charakter des Mittelalters so vollständig bewahrt hat und durch ihre vielen Thürme und hohen Dächer schon gegen Außen hin dem Fremden zeigt, wie Nürnberg. Tritt man aus dem großen, traurigen Föhrenwalde her-

aus, der die Stadt in einer Entfernung von einer Stunde und darüber nach drei Seiten umgibt, so fühlt man sich überrascht durch das schöne Bild, das sich plötzlich dem Auge darstellt. Da ragt in der Mitte der großen Häuserzahl die Burg mit ihren verschieden gestalteten Thürmen hervor, eine kräftige Masse; rings um die Stadtmauer ziehen sich über hundert kleine Thürme hin; an den Hauptthoren drängen sich die mächtigen, runden Befestigungsthürme in Gestalt von auf die Mündung gestellten Kanonen heraus, und unter den vielen Thürmchen und Giebeln der Häuser steigen die vier Thürme der beiden Hauptkirchen schlank und kühn in die Luft empor: das ist in der That das Bild einer Stadt des Mittelalters.

Fragt man aber nach der Zeit der Erbauung dieser Stadt, so muß man sich mit sehr unbestimmten Antworten begnügen. Im Jahre 1050 kommt der Name Nürnberg zum Erstenmale in Urkunden vor. Ohne Zweifel verdankt die Stadt ihre Entstehung dem einzeln stehenden Sandsteinfelsen, welcher zur Gründung einer Burg einlud. Zeit und Name des Gründers sind unbekannt; wahrscheinlich wurde die Burg für den kaiserlichen Beamten erbaut, der in dem weiten, ringsum liegenden Reichswald, namentlich über das Zeidlergeschäft, die Aufsicht führen und die kaiserlichen Gefälle eintreiben sollte. Das Zeidlergeschäft, d. i. die Bienenwirthschaft, war in den Zeiten vor den Kreuzzügen, wo der Zucker noch nicht bekannt war, von Wichtigkeit, da Honig den einzigen Stoff zum Versüßen der Speisen abgab und auch für die Bereitung von Meth und Bier in Anwendung kam; der Nürnberger Reichswald aber wurde der Bienengarten Deutschlands genannt.

Die Kapelle mit dem Grab des hl. Sebaldus, über

dem sich mit der Zeit ein herrlicher Dom erhob, und das schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts von zahlreichen, frommen Wallern aus nah und fern besucht ward, mag viel zur Bedeutung und Zunahme der Stadt beigetragen haben.

Wie Nürnberg jetzt ist, gibt es ein ehrwürdiges Bild fränkischer Herrlichkeit, in der sich Alterthum und Jugend zu einer stattlichen Ausgleichung vereinigen. Eine große, thatenreiche Geschichte schwebt über den alten Gebäuden Nürnbergs; die ritterlichen Kaiserzeiten, der Freiheit goldener Stern, der Aufschwung süddeutscher Kunst, der Mittelpunkt des gesammten deutschen Handels, die Rührigkeit und Erfindungen der Gewerbe gaben der Stadt zu allen Zeiten eine hohe Bedeutung, die bis in unsere Tage herüberragt.

Die Lage der Stadt ist fast eben zu nennen, und die fruchtbaren Gemüsegärten, die sich von allen Seiten um die Stadt ziehen, sind von dem Fleiße und der Ausdauer der Nürnbergischen Landleute düstern Föhrenwaldungen und magerm Sandboden abgetrotzt. Die Veste an dem östlichen Ende der Stadt war der Sitz der ehemaligen Burggrafen.

Burg und Stadt standen sich oft feindlich gegenüber, bis Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern, als er die Kur Brandenburg erlangt hatte, die ihm vom Kaiser Sigismund pfandweise überlassene Reichsveste — 1427 — an die Stadt gegen eine Summe von 120,000 Gulden abtrat. — Gerade durch die Erwerbung der Burg aber verwickelte sich Nürnberg mit den Ansbacher Markgrafen in unendliche Kämpfe, da die Markgrafen als Nachkommen der Burggrafen auf das Waldrecht, den Wildbann, das Gebietsrecht, die Zölle und vieles Andere immer wieder Anspruch

machten und ihren Uebermuth die Stadt oft in unwürdigster Weise fühlen ließen. Insbesondere die Markgrafen Albrecht Achilles und Albrecht Alcibiades waren es, die in blutigen Fehden der Stadt schwere Wunden schlugen. — Auch gegen die Raubritter, deren Burgen im fränkischen Kreise gar zahlreich waren, hatte Nürnberg fortwährend einen kleinen Krieg zu führen. Die Nürnberger machten freilich kurzen Prozeß, wenn sie einen dieser „Placker" in ihre Hände bekamen und schlugen ihm nach Urtheil und Recht öffentlich den Kopf ab. Dem Unwesen der Ritter aber konnte nicht völlig gesteuert werden, bis der Gebrauch der Schußwaffen demselben ein Ende machte. Unter dem Drucke und den Gewaltthaten des Adels war aber Nürnberg immer reicher und mächtiger geworden; dazu trug vorzüglich sein ausgebreiteter Handel bei und nicht minder die ausreichenden Privilegien und Gnaden, womit mehrere deutsche Kaiser, besonders der bürgerfreundliche Ludwig der Bayer und Karl mit der goldenen Bulle die Stadt begünstigten. Gerne weilten die Kaiser in der kunstgeschmückten, behäbigen Reichsstadt; vom Jahre 1073 bis Ende des 15. Jahrhunderts zählt man 84 Besuche der Kaiser in Nürnberg auf.

Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt den Welthandel an sich gezogen, als er sich von der Levante aus nicht mehr unter Vermittlung von Konstantinopel, sondern direkt nach Venedig und Genua und über die Alpenpässe nach Deutschland wandte. Von Nürnberg gingen die Waaren nach Braunschweig, Lübeck, Hamburg, Bremen; und als die Stadt auch mit den reichen flandrischen Städten Gent, Antwerpen und Brügge, und gegen Schluß des 14. Jahrhunderts mit Danzig, Königsberg und Riga in unmittelbare Verbindung getreten

war, war ganz Europa der Marktplatz für die Nürnberger Industrie. „Der Nürnberger Tand ging durch alles Land," und setzte zu Hause fast unerschöpflichen Reichthum ab. Dieser aber lehnte Talente und spornte sie zum fortwährenden Ersinnen, zum „Nürnberger Witze" an. Rudolph erfand (1360) das Drahtziehen, Dürer die Radir- und Aetzkunst, Recknagel (1517) das Feuerschloß, Hele (1500) die Taschenuhren (Nürnberger Eier), Lobsingen (1560) die Windbüchse, Schwanghard (1670) das Glasätzen, Martin Behaim verfertigte den ersten Globus, Frank ist der Wiederhersteller der Glasmalerei.

Besonders reich an schöpferischen Geistern ist der Uebergang vom 15. ins 16. Jahrhundert. Die Maler Wohlgemuth, Albrecht Dürer und Hirschvogl, Peter Vischer, der Erzgießer, Adam Kraft, der Bildhauer, Veit Stoß, der Bilderschnitzer, Hans Sachs, der Volksdichter, Wilibald Pirkheimer und viele Andere machten Nürnberg zum Mittelpunkt der schönen Künste.

Das 14., 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts sah auch die herrlichen Baudenkmale Nürnberg's erstehen, die so hoch unsere Bewunderung erregen. Vor Allem müssen genannt werden die Sebalduskirche und die Lorenzkirche. In der erstern befindet sich das Grabmal des hl. Sebaldus, das berühmteste Werk Peter Vischer's, der in derselben Blüthezeit der Kunst, da Albrecht Dürer malte und Hans Sachs dichtete, die Bildhauerkunst zugleich mit Adam Kraft zu einer vorher unbekannten Meisterschaft brachte.

Die Lorenz-Kirche ist eines der schönsten gothischen Bauwerke Deutschlands und die größte Kirche der Stadt. 26 Säulen tragen das erhabene Gewölbe und stehen da wie die Bäume eines uralten Forstes; nur an den Gipfeln

sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt. Die herrlichste Zierde der Kirche ist aber das Portal zwischen den beiden Thürmen. Ueber demselben ist das 32 Fuß hohe kreisförmige Fenster, der Stern genannt. — Wenn man in die Kirche hineintritt, wird einem schon fromm und feierlich zu Muthe, wenn auch kein Gottesdienst darin ist. Vor Allem zeichnet sich die Kirche durch ihre prachtvollen Glasmalereien aus. — In der Mitte der Kirche hängt an einer Kette von der Decke der englische Gruß herab, ein Werk des berühmten Bildschnitzers Veit Stoß. Neben den Glasmalereien ist die größte Sehenswürdigkeit im Innern der Kirche das Sakramentshäuschen. Es besteht in einer 64′ hohen, künstlich verschlungen und durchbrochenen, mit mancherlei biblischen Figuren gezierten Steinpyramide, die sich an einer der Säulen in der Nähe des Altares erhebt. Der berühmte Meister Adam Kraft hat dieses unvergleichliche Kunstwerk mit zwei Gesellen ausgeführt.

In jenen Jahrhunderten entstanden ferner die Marienkirche, der schöne Brunnen, das Gebäude und die schönen Kreuzgänge der Karthause, die Veitskirche, das Kornhaus auf der Veste von Hans Behaim, das Zeughaus mit seinen Thürmen; die Stationen von Adam Kraft geleiteten vom Thiergärtnerthor zum Johanniskirchhofe. Nicht nur die öffentlichen Gebäude, sondern auch die Privatgebäude, alle im einheitlichen Stil gebaut, zeugen von dem Kunstsinn und dem Reichthum der Bewohner. Fast ein jedes Haus ist ein Charakterbild aus dem Mittelalter. Zierliche Erker, durchbrochene Gallerien, gothische Chörchen und Eckthürmchen, halberhabene Steinarbeiten, steinerne Heiligenbilder, Freskogemälde sieht man allenthalben; selbst

Fenster und Thüren sind verziert und die Giebeldächer steigen treppenförmig auf. Hervorragend sind das Nassauerhaus, das Stirmer'sche Jagdschlößchen. Daß auch Hausrath und Einrichtung damit im Einklange stand, bestätigt Konrad Celtes in seiner Beschreibung Nürnbergs: „Ihre (der Patrizier) Hausgeräthe sind reinlich, bestehen auch großen Theils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in das Auge als das Schwert, der Harnisch, der Streitkolben und die Pferde, die sie besonders als Merkmale ihres Adels und alten Geschlechtes aufstellen.“ Und Aeneas Sylvius bemerkt, daß sich ein König von Schottland glücklich schätzen würde, so zu wohnen, wie ein gewöhnlicher Bürger Nürnbergs. —

All' diesen Reichthum vernichtete der 30-jährige Krieg. Unaussprechliches Elend traf da die Stadt. Gustav Adolf hatte sich — 1632 — mit seinem Heere bei dem ihm verbündeten Nürnberg verschanzt. Auf der Südseite der Stadt, bei dem Dorfe Lichtenhof, hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen und durch Zuzüge seine Armee auf 70,000 Mann gebracht. Mit einem Heere von 60,000 Mann zog Wallenstein heran. Allein anstatt, wie man allgemein erwartete, Nürnberg anzugreifen, bezog er auf der alten Veste bei Zirndorf ein Lager, in welchem er sich tief verschanzte. Hungersnoth und Seuchen wütheten in der Stadt und im Lager der Schweden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich den Schweden lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Ein großer Theil der Pferde fiel aus Mangel an Fütterung und über hundert Menschen streckte die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage ins Grab.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolf, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, seine Linien, den Wallenstein zur Feldschlacht zu bewegen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von Ferne zu beantworten.

Von der wachsenden Noth gedrungen, faßte Gustav Adolf den Entschluß, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Auf den steilen Anhöhen zwischen der Laber und Rednitz, die alte Veste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht Wallensteins, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar über das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen; dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen.

Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff. Wüthend war der Angriff, der Widerstand fürchterlich. Grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes laufen die entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter spie. Die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschaar wendet sich nach Hunderten zurückgelassener Todten zur Flucht. Zum Angriff kommen alle Regimenter während des zehnstündigen Kampfes —

alle kehren blutig und zerrissen von dem Kampfplatze zurück. Tausend verstümmelte Krieger bedecken das Feld; unbesiegt setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Veste. — Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen, getraute sich der König nicht, mit seinen erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen und führte seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach diesem blutigen Kampfe blieben die Heere einander gegenüber gelagert. Immer schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers; da verließ Gustav Adolf mit seinem Heere Nürnberg. In völliger Schlachtordnung und mit klingendem Spiel zog er an dem Lager des Feindes vorüber, der unbeweglich blieb und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Fünf Tage später verließ auch Wallenstein sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen.

Die Stadt und Umgebung hatte Unsägliches gelitten. Mehr als 10,000 seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben; von den Schweden waren 20,000 theils in den einzelnen Treffen gefallen, theils durch Krankheiten aufgerieben worden; Wallenstein sah sein Heer bei seinem Abzuge auf die Hälfte herabgeschmolzen. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete vor Hunger auf den Straßen der Stadt, in die es geflohen; denn die Bürger selbst hatten mit der äußersten Noth zu kämpfen. Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers

und so vieler verwesenden Leichname, durch die Gluth der Hundstage ausgebreitet, wütheten unter Menschen und Thieren.

Die Kriegsnoth war für Nürnberg mit dem Abzuge der beiden Heere nicht vorüber; fortdauernde Einquartierungen, unerschwingliche Kriegssteuern und Gelderpressungen wechselten bis zum Friedensschlusse. Dazu kam im Jahre 1634 auch noch eine pestartige Seuche, welche in Nürnberg in dem einen Jahre allein über 11,000 Menschen hinwegraffte.

Mit dem Sinken der kaiserlichen Macht neigte sich auch die Größe Nürnbergs zum Niedergange. Verarmt, entkräftet und erschlafft fand der westphälische Friede die Stadt; der erbärmliche Zustand Deutschlands in dem folgenden Jahrhunderte, die Ohnmacht des einst so mächtigen deutschen Reiches machten die Stadt und ihre innern Verhältnisse noch immer tiefer verfallen.

Ungeachtet der mancherlei Demüthigungen und der beständigen Contributionen, welche die Stadt in den folgenden Kriegen trafen, entwickelten die Gewerbe aber noch immer eine Thätigkeit, die sie vor andern Städten auszeichnete. Der Nürnberger Bürger, von Natur gutherzig, fleißig und redlich, an Nüchternheit und häusliche Eingezogenheit gewöhnt, fand immer noch sein Auskommen und stand sich besser als seine Gewerbsgenossen in vielen andern Städten, da der Handel seinen Fabrikaten zu Hilfe kam, wenn er auch gleichwohl die frühere Bedeutung nimmer hatte.

Am 15. September 1806 wurde Nürnberg mit seinem Gebiet der Krone Bayern einverleibt. Die tief verschuldete Stadt zählte damals nur noch 30,000, das Gebiet derselben, einschließlich der Stadt, 60,000 Einwohner.

Sechzig Jahre sind seitdem verflossen, daß Nürnberg einem größeren Staate angehört und unter Wittelsbachs mildem Scepter steht. Erstünde ein Nürnberger aus den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, und sähe er den frischen, freien Geist, die reiche Thätigkeit, die wieder in seiner Heimathstadt walten: es würde ihn an die alten, ruhmwürdigen Zeiten lange vergangener Jahrhunderte gemahnen.

Schon zählt Nürnberg wieder mehr als 60,000 Bewohner. Wie in keiner andern Stadt Bayerns, wie in wenigen Europa's herrscht Handel und industrielle Thätigkeit. Nürnberger Tand hat wieder seinen Marktplatz nicht nur in ganz Europa, sondern überall auf Erden, wohin Schiffe segeln und civilisirte Menschen dringen. Es macht einen überwältigenden Eindruck, wenn man das Packlokal eines bedeutenden Manufakturwaarenkaufmanns betritt und hier die mannichfaltigsten Gegenstände neben einander liegen sieht, welche wenige Monate später in allen fünf Welttheilen zerstreut sind. Da stehen Kisten, welche nach Madras oder Hongkong bestimmt sind, neben solchen, die nach Newyork, Mexiko oder Südamerika gehen werden. Schon an Art und Charakter der Waare und an der Verpackungsweise kann der Kundige den Bestimmungsort wahrnehmen. Der mit gewissen einfachen Verzierungen versehene Hirnkamm, welcher für Texas gehört, die schlanken Haken aus dünnem Draht für Südamerika u. dgl. m. finden eben nur in diesen Ländern Käufer und sonst nirgends.

Von den zahlreichen Industriezweigen, die in Nürnberg in vollster Blüthe sind, soll hier nur der Bleistiftfabrikation und der Maschinenfabrikation gedacht sein.

Nürnberg ist in ersterer unbestreitbar der erste Ort

der Welt und ist es in den letzten drei Jahrzehnten durch das Geschick, den Unternehmungsgeist und die Energie vorzugsweise eines einzigen Mannes geworden, dessen Bestrebungen sich Andere mit Eifer und Umsicht glücklich angeschlossen haben. Zwar hat man schon seit Jahrhunderten Bleistifte in Nürnberg gefertigt, welche gut, aber nicht vorzüglich waren. Das englische Produkt (in Folge des vortrefflichen Materials, welches die Borrow-dale-Gruben in Cumberland lieferten), dann das französische, das Wiener und endlich das Regensburger standen dem Nürnberger entschieden voran. Da übernahm etwa vor 30 Jahren Lothar v. Faber das väterliche Geschäft mit geringen Mitteln in dem kleinen bei Nürnberg gelegenen Orte Stein, wo man schon seit langer Zeit Bleistifte gemacht hatte.

Von jener Zeit an war fast jedes Jahr durch einen erfreulichen Fortschritt in der Verbesserung der Fabrikation, der Vergrößerung der Einrichtung und der Erweiterung des Absatzes bezeichnet. Die Faberstifte haben in der ganzen Welt Eingang und Geltung sich verschafft, und das Geschäft erfreut sich einer wohlbegründeten Sicherheit. Wie großartig seine Produktionskraft ist, mag daraus geschlossen werden, daß es die ganze Ausbeute eines sibirischen Graphitbergwerkes kontraktlich übernommen hat und auf dem weiten Wege vom Sayangebirge (400 Werste von Irkutsk) auf dem Amur über das stille, indische und atlantische Meer, nach Hamburg, zugeführt erhält. Das Erzeugniß dieser sibirischen Gruben gleicht dem besten Borrow-dale-Graphit, und wird seiner Kostbarkeit wegen nur für ganz feine Stifte verwendet. Bereits sind Tausende von Zentnern in Stein gelagert. Außer diesem reichen

Vorrath werden noch außerordentliche Quantitäten Graphit von anderen Bezugsorten verarbeitet.

Die Cramer-Klett'sche Maschinenfabrikation gehört zu den bedeutendsten Europa's. Auch sie hat sich durch den Unternehmungsgeist und die Umsicht ihres Besitzers aus verhältnißmäßig kleinen Anfängen zur gegenwärtigen ungeheuren Ausdehnung herangebildet. Die Zahl der Arbeiter beträgt in der Regel 2000 und ist zu Zeiten schon auf 2600 gestiegen. Von den großartigen Werken, welche aus dieser riesigen Anstalt hervorgegangen sind, seien hier nur genannt: der in 100 Tagen aufgestellte Glaspalast zu München, die große Schrannenhalle und der k. Wintergarten daselbst, die Eisenbahnbrücke über die Isar bei Großhesselohe, die Tausende von Eisenbahnwagen für deutsche und außerdeutsche Bahnen. Bringt man in Erwägung, daß in dieser Anstalt jährlich ungefähr 5 Millionen Pfund Gußeisen, 6 Millionen Pfund Schmiedeeisen, 600,000 Pfund Stahl, 3 Millionen Pfund Drath (für Drathstiftfabrikation), 6 Millionen Pfund Rädermaterial, 950,000 Kubikfuß Holz verarbeitet, 12 Millionen Pfund Kohlen verbraucht, nahezu eine Million Gulden Arbeitslohn ausgegeben werden und überhaupt 5—6 Millionen Gulden in Umlauf kommen, so gibt dies wohl einen Begriff von der Größe dieser Fabrik und ihrer Bedeutung für Stadt und Land.

So hat Nürnberg in wenigen Jahrzehnten Zeugniß gegeben, daß ihm jene Kraft nicht abhanden gekommen sei, welche den eigentlichen Hebel seiner stolzen Größe im Mittelalter bildete. Unter dem verdorrten Geäste bildete sich eine neue Krone. Dazu verhalf Nürnberg nicht bloß die Gunst seiner Lage, sondern vor Allem die Handsamkeit und Geschicklichkeit seiner Bürger, die Rührigkeit der

Kaufherren und der Gemeinsinn in allen industriellen Unternehmungen.

50. Eine Festschule der Meistersänger.

Ein dichtgedrängter Zug von Menschen bewegte sich nach der Katharinenkirche Nürnbergs, denn es war eine Festschule angekündigt, die von den ehrsamen Meistersängern hier gehalten werden sollte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersänger aus, so umher auf den Bänken sassen, theils langbärtige Greise, die aber alle noch rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck.

Neben der Kanzel befand sich der Singstuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersänger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult standen. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, welche die Fehler anmerken mussten, die die Sänger gegen die Gesetze der

Dichtkunst und gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte begingen. Diese Leute hiessen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch Alles beobachten, was hier vorging und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinn hiess, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth Alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an!

Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsuchtsvoll und klagend sang, dass er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte, und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau das Versmass wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, dass der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall

kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengiesser; der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Doch der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hiess ihn den Singstuhl verlassen. Jetzt liess sich vom Singstuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Sein Kopf war glatt, und nur das Kinn schmückte ein schneeweisser Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäss der Offenbarung Johannis den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Als Nunnenbeck endigte, da waren Alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus dem Gesichte Hans Sachsens, der sein dankbarer Schüler war, hell die Freude hervor. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hiess Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singkunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte.

Da Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verliessen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsche hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte

Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages.

Das Fest in der Kirche war beendigt, und Alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Von der Kirche ging es in die nahe gelegene Schenke. Hier wurde der Wein getrunken, den der Eine zur Busse, wie der Meister Kothner, der Andere zur Ehre hergeben musste, wie Meister Behaim, weil er zum ersten Male begabt war. Fünf Mass Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersänger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweise hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mussten sich Alle ihm untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von aussen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nicht mehr, als Tische und Bänke, gab es in dem langen Zimmer. Allein heitrer Muth und ein gutes Glas Wein liessen all' die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Scepter.

Ein Weinfässchen war auf der Tafel mitten

hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, klopfte Behaim mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen; er wählte einen auf die kunstreichen Gewerke sich beziehenden Gegenstand.

Hans Sachs:

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wisst,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer:

Das ist fürwahr der Zimmermann:
Wer hat's ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, so wie seine Dächer.
Reich an Empfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist.
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz,
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz:
Er zimmerte die starke Arch',
D'rin Noah war, der Patriarch:
Wie rings auch brausete die Fluth,
Er ruht in ihr in sich'rer Hut,
Gerettet mit all' den Seinen er ward,
Mit allen Thieren aller Art.

Er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt,
Des weisen Salamo Königshaus,
Das führt er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluss:
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim:

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muss d'rum der Erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Thürme,
Basteien auch zum Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte zieh'n:
Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt auf's Best'!
Den schiefen Thurm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Thurm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel;
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen wohl alle Werk'.

Hans Sachs:

Vermag auch Beil und Meissel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
Thürmt Schlösser und schwindlige Warten empor.
Nein, was im Anfange Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Haid,

Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
Die Elemente beherrscht er all',
Des Feuers Wuth, des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattirung,
Nach einer schön entworfnen Visirung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf muss er brüten Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Um alle Dinge weiss er wohl,
Weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Behaim:

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entrathen,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten:
Sein gemaltes Feuer erwärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack, noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft, noch Heilungskraft;
Seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Muth.

Hans Sachs:

Das Sprüchwort immerdar noch gilt.
Dass, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei,
Was uns die Geschichte als theures Vermächtniss
Bewahrte, prägt sie uns in's Gedächtniss.
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann
glänzte,
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte.
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht.
Er lehrt, wie Bosheit und Missgeschick,
Wie Frömmigkeit bringt Ehr' und Glück.
Zum Andern verscheuchet die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
Sie lichtet der düsteren Schwermuth Schmerz,
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament.
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister, keiner
Entbehrt sie je, wesshalb die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,
Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Dess Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiss gesä't, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poët, und die Gegner schwiegen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michael

Behaim war nicht der Letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen auf's Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

---

51. Bis zur Regnitzmündung, der Ludwigs-Kanal.

Von Fürth an, wo die Pegnitz mit der Rednitz sich vereinigt, verwandelt diese abermal ihren Namen und fließt als Regnitz, an Erlangen, Forchheim und Bamberg vorüber, ihrer Mündung zu.

Zwei Ereignisse waren es, die Erlangen Größe und Bedeutung gaben. Ein Theil der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten fand im Lande des Markgrafen von Bayreuth Aufnahme. Der Bau einer zweiten Stadt bei Erlangen wurde für die Flüchtlinge angeordnet und nach Rodung des Meilwaldes, welcher den Platz der heutigen Neustadt noch bedeckte, rasch in Angriff genommen. Der Markgraf selbst bot hiezu namhafte Unterstützung, ließ einzelne Quartiere auf eigene Kosten errichten und die Häuser um äußerst billige Preise an die Ansiedler verkaufen. Die waren aber auch mit ihrem Gewerbfleiße in die neue Heimat übergesiedelt. Von ihnen rühren die Gold- und Silbertressen- und Handschuhfabriken, ebenso die Strumpfwirkereien her, die sämmtlich noch heute einen wichtigen Theil der Erlanger Gewerbe ausmachen. Das andere noch wichtigere Ereigniß für die Stadt war die Stiftung der Friedrich-Alexanders-Universität durch den Markgrafen Friedrich im Jahre 1473. Sie besteht noch als dritte Landes-Universität.

Eine Reise von Erlangen bis Bamberg ist ein wahrer

genußreicher Spaziergang. Zur rechten Seite finden sich die schönen, runden, wohlbepflanzten Hügel ein, die an den Jura hinansteigen. Die Ehrenbürg mit hohen Felsenzacken, ein ringsum freistehender, sattelförmiger Berg mit einer Kapelle, der Blick in die grünenden Wiesen und üppigen Fluren an der Wiesent hinauf, wo glänzende Thürme und Dörfer in Menge herausstauchen, und die weite, herrliche Ebene um Forchheim selbst, gehören zu den schönsten Landschaftsgemälden Bayerns.

Das Land an der Wiesent hinauf, zwischen Erlangen, Bayreuth und Bamberg, wird wegen seiner Naturschönheiten die fränkische Schweiz genannt. Die muntere, helle Wiesent durcheilt ein Thal, reizend durch den Wechsel von Enge und Weitung, durch seine Felspartieen mit üppigen Wiesgründen und malerischen Ruinen. Der vielbesuchteste Punkt an ihren Ufern ist das europäisch berühmt gewordene Muggendorf. In der Umgegend sind zahlreiche Höhlen, unter denen die Gailenreuther-, die Rosenmüllers- und die Ludwigshöhle die bekanntesten und vielbesuchtesten sind. Sie sind reich an Knochen vorweltlicher, oft riesenhafter Thiere und an merkwürdigen Stalaktiten- (Tropfstein-) Bildungen.

Bei Forchheim eint sich die Wiesent der Regnitz. An Forchheim knüpft sich manche geschichtliche Erinnerung. Im Jahre 1077 sah die Stadt eine Versammlung deutscher Fürsten in ihren Mauern, die sich mit den Gesandten des Papstes Gregor VII. zu einer Besprechung über die Lage Deutschlands da eingefunden hatten, und einstimmig die Absetzung Heinrichs IV. beschließend, den Herzog Rudolf von Schwaben als Gegenkönig wählten.

Unterhalb Forchheim mündet auf dem linken Ufer die in südwestlicher Richtung von der Frankenhöhe kommende Aisch in die Regnitz. An ihr liegt Neustadt an der Aisch, ein ehemals bayreuthisches Städtchen.

Westwärts der Regnitz, dem Steigerwalde zu, ist das prachtvolle Schloß Pommersfelden, mit einer berühmten Gemäldegallerie, die aber nun durch Verkauf unserm Vaterlande leider zu Verlust gekommen. Kurfürst und Fürstbischof Franz von Schönborn, der die Residenz in Bamberg erbaute, gründete auch Schloß Pommersfelden und die Gallerie mit einem Aufwande von mehreren Millionen. Nordwestlich von Pommersfelden, tiefer im Steigerwalde, liegt in einem romantischen, heimlichen Thale, unweit der Quelle der Mittel-Ebrach, eine Anzahl von Gebäuden, die zusammen einer kleinen Stadt mit fürstlichem Residenzschloße gleichen. Es ist die ehemals berühmte Cisterzienser-Abtei Ebrach, einst das reichste und vornehmste Kloster in ganz Franken. Sein Ruhm im In- und Auslande war so groß, daß fremde Geistliche aus entfernten Gegenden herbeiwanderten, um in Ebrach nach daselbst eingeführter Ordnung Gott zu dienen; ja selbst Aebte anderer bedeutender Klöster legten ihren Krummstab nieder und kamen nach Ebrach, um hier in die Reihe der Brüder aufgenommen zu werden. Im Jahre 1200 wurde mit dem Baue der prachtvollen, gothischen Kirche begonnen, welche bis zum heutigen Tage des Klosters Zierde ist. — Die Klostergebäude werden jetzt als Strafarbeitshaus benützt.

Unterhalb Bamberg mündet die Regnitz in den Main. Der Regnitz entlang liegen friedlich neben einander die Adern des Verkehrs: Landstraße, Eisenbahn und

der mit so übergroßen Erwartungen erbaute Ludwigs-Donau-Main-Kanal, welcher die Verbindung zwischen Main und Donau vermittelt.

Der Kanal, Kaiser Karls des Großen im 19. Jahrhunderte verwirklichte Idee, bedient sich des Regnitzbettes bis Bamberg, zieht an seinem rechten Ufer bis Erlangen, wendet sich südsüdöstlich bis Nürnberg, dem Haupthafen, überschreitet dabei die Pegnitz und zieht dann gegen Neumarkt. Hier überschreitet er die höchste Stelle, 1354′, und fällt in das Thal der Sulz herab, welchen Beifluß der Altmühl er bis Dietfurt begleitet. Von hier hinweg vertritt die fahrbar gemachte Altmühl die Stelle des Kanals, der 23 Meilen lang ist und bei Kelheim 1046′, bei Bamberg 725′ Seehöhe hat.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

52. Die Rheinpfalz.

Geschichtliches.

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier Alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?

Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am
Rhein!

Vom Hauptlande getrennt durch Württemberg, Baden und Hessendarmstadt liegt am linken Ufer des Rheins der bayerische Pfalzkreis, früher ein Bestandtheil der ehemaligen rheinischen Pfalzgrafschaft, des köstlichsten Juwels in dem Diadem der deutschen Kaiser.

Die Würde eines Pfalzgrafen bei Rhein hatte ihren Ursprung in der Pfalzgrafschaft von Aachen, dem Hofsitze Karls des Großen, welche die vornehmste und mit den meisten Rechten ausgestattete Pfalzgrafschaft war. Kaiser Friedrich II. übertrug die Pfalz dem Bayernherzoge Ludwig dem Kelheimer im Jahre 1215, der sie durch die Heirath seines Sohnes Otto des Erlauchten mit der Pfalzgräfin Agnes für immer dem Hause Wittelsbach erhielt.

Durch den Hausvertrag zu Pavia wurde die Rheinpfalz wieder von Bayern getrennt und den Söhnen Rudolfs, Kaisers Ludwig des Bayern Bruder, übertragen. Heidelberg war die Hauptstadt des Landes.

Viele herrliche Fürsten, hervorragend an Geist und Gemüth, zählte die Pfalz. Rupert I., genannt der Rothe, stiftete im Jahre 1386 die Universität Heidelberg, die Leuchte und der Stolz der Pfälzer und bald eine der berühmtesten Hochschulen Europa's. Rupert III. wurde nach der Absetzung des Kaisers Wenzel im Jahre 1400 von den drei geistlichen Kurfürsten zum Kaiser gewählt. Von ihm rührt der „Rupertsbau" am Heidelberger Schloß her; auch verdankt ihm die Heidelberger Universität große Schenkungen.

Nach Ruperts III. Tode begannen auch in der Pfalz die unseligen Theilungen, welche die wittelsbachische Macht so sehr zersplitterten.

Mit Stolz nennt die Pfälzer Geschichte den Pfalzgrafen Friedrich. Den „Siegreichen" heißen ihn seine Freunde, den „bösen Fritz" seine Feinde. Er war der treue Vormünder seines Brudersohnes Philipp, der ein würdiger Nachfolger seines großen Oheims wurde. Seinem gegebenen Worte getreu, keine standesmäßige Ehe einzugehen, heirathete Friedrich ein Münchener Hoffräulein, Klara Dettin von Augsburg, aus welcher Ehe die heutigen Grafen und Fürsten von Löwenstein-Wertheim entsprossen sind. — Weil Kaiser Friedrich III. und viele Fürsten ihn nicht als Kurfürsten anerkennen wollten, und weil er sich im Streite um Donauwörth mit Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut verbündet hatte, so entsprangen daraus lange und ruhestörende Fehden. Aus allen aber ging Friedrich als glücklicher Sieger hervor. Bekannt ist seine Bewirthung der nach der Schlacht bei Seckenheim gefangenen Fürsten auf dem Schlosse zu Heidelberg, bei welcher auf der reichbesetzten Tafel nichts fehlte als — das Brod, durch dessen Mangel er ihnen den Vorwurf machte, welchen Schaden ihre feindliche Verwüstung der Saatfelder seinem Lande zugefügt habe.

Viel hatte das Land zu leiden im Bauernkriege, im Landshuter-Erbfolgekriege und in den Religionskriegen. Das Schrecklichste aber ward ihm für die französischen Raubkriege aufgespart. Türenne verwüstete — 1674 — die Pfalz in grauenhaftester Weise. Erbittert über das unmenschliche Verfahren der Franzosen gegen unschuldige Unterthanen schickte Kurfürst Karl Ludwig dem

französischen Heerführer eine Herausforderung zum Zweikampfe. Der Marschall aber antwortete mit glatten Entschuldigungen. Noch schrecklicher war die Verwüstung im Jahre 1688. — Als nämlich im Jahre 1685 mit dem Kurfürsten Karl Ludwig, dessen Schwester Elisabeth Charlotte an den Herzog von Orleans, Bruders Ludwig XIV. von Frankreich, verheirathet war, die Pfalz-Simmern-Linie ausstarb, und die Erbfolge an Philipp Wilhelm aus der Neuburger Linie überging, machte Frankreich Erbansprüche auf einen großen Theil der Pfalz. Die männliche Weigerung des Kurfürsten Philipp verhinderte zwar die Zerstückelung der Kurpfalz, dagegen traf durch die Raubhorden des Königs von Frankreich doppelter, ja zehnfacher Jammer die Bewohner der Pfalz auf beiden Seiten des Rheins, sowie auch die angrenzenden, nicht im entferntesten bei jenen übertriebenen Orleans'schen Erbansprüchen betheiligten Reichsstädte.

Als im Jahre 1777 in Bayern die Ludwigische Linie erlosch, ward unter dem Kurfürsten Karl Theodor Pfalz und Bayern wieder vereinigt. Die französische Revolution aber, gegen welche auch Bayern dem Kaiser beistand, verhängte über Pfalzbayern schwere Verluste. Alle kurpfälzischen Länder kamen in die Gewalt Frankreichs. Erst im Jahre 1816 erhielt Bayern wieder einen Theil der ehemaligen Rheinpfalz als Entschädigung für die namhaften Abtretungen, die es an Oesterreich zu machen hatte.

53. Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergass das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Düfte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Dass heulte Gross und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heisst springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Himmel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloss,

Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Tross.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büssen
Im Kerker, trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füssen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf lässt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniss und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt;
D'rum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es Euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.

Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, nichts.
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert;
Was wollt Ihr heute sparen,
Wo Keiner es Euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den Andern jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
Doch Eines thut ihm noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo liessest Du das Brod?"

„Wo ich das Brod gelassen?
Sprach da der Pfälzer Fritz,

Er traf, die bei ihm sassen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land:
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müsst Euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet Eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf Euch.
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet Euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

54. Die Verwüstung der Pfalz im Raubkrieg der Franzosen.

Viel hatte die Pfalz zu erdulden in den Kämpfen und Kriegen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Der Landshuter Erbfolgekrieg, der Bauernkrieg, der dreisigjährige Krieg — sie alle brachten dem Lande einen vollgefüllten Becher schwerer Leiden; doch all' die Schrecknisse jener furchtbaren Zeiten kamen nicht dem Jammer und den Greueln gleich, welche König Ludwig XIV. von Frankreich in seinen Raubkriegen gegen Deutschland über die unglückliche Pfalz verhängte.

Erzürnt, dass ihm sein Plan misslang, auf den erledigten Kurfürstenstuhl von Köln eine seiner Creaturen zu bringen, durch die er sich immer wieder in die deutschen Angelegenheiten hätte mischen können, begann er im Jahre 1688 unter dem Vorwande von Erbschaftsansprüchen seinen dritten Raubkrieg. Ein französisches Heer unter dem Befehl des Marschalls Duras fiel in die Pfalz und einige benachbarte Fürstenthümer ein. Es war vorauszusehen, dass Frankreich bald auf allen Seiten angegriffen sein würde, und dass Duras sich nicht lange im Besitze derjenigen Provinzen würde behaupten können, welche er überrascht und überzogen hatte. Da gab der König auf den Rath seines Kriegsministers Luvois, den eben so furchtbaren als unmenschlichen Befehl, die Pfalz und alle Lande am Rhein in eine Wüste zu verwandeln, damit sie den vordringenden deutschen Heeren keinen Anhalt bieten könnten. —

Der französische Befehlshaber verkündete fast

einer halben Million Menschen, dass er ihnen drei Tage Zeit lasse, und dass sie nach Ablauf derselben ihrem Schicksal überlassen sein würden. Bald schwärzten sich die Strassen und Felder, welche damals im tiefen Schnee lagen, mit zahllosen Haufen von Männern, Weibern und Kindern, welche von ihrem Herde flohen. Viele starben vor Kälte und Hunger; aber genug von ihnen blieben am Leben, um fast alle Städte Europa's mit abgemagerten und schmutzigen Bettlern zu füllen, welche einst als Landwirthe und Kaufleute ein blühendes Gewerbe gehabt hatten.

Mittlerweile begann das Werk der Zerstörung. General Melac vollführte es von Heidelberg aus mit hunnischer Grausamkeit. Sein Name ist dafür aber auch, gleich dem Trenk's, in der Geschichte gebrandmarkt und mit Fluch beladen. — Aus jedem Marktplatze, jedem Weiler, jeder Pfarrkirche, jedem Landsitze in den dem Untergange geweihten Provinzen schlugen die Flammen empor. Die mit Korn bestellten Aecker wurden umgepflügt, die Obstgärten niedergehauen; die fruchtbaren Ebenen um den Ort, wo einst Frankenthal gelegen, gewährten keine Aussicht auf eine Ernte. Kein Weinstock, kein Mandelbaum war auf den Abhängen der sonnigen Berge zu sehen, zwischen denen einst Heidelberg gestanden. Palästen, Tempeln, Klöstern, Krankenhäusern, den schönsten Kunstwerken, Denkmälern erlauchter Todten erwies man keine Achtung. Die weitberühmte Burg des Kurfürsten ward in einen Haufen von Ruinen verwandelt; das zunächst liegende Hospital ward geplündert, die Lebensmittel, Arzneien, die Strohsäcke,

auf denen die Kranken lagen, wurden zerstört. Selbst die Steine, aus denen Mannheim erbaut war, wurden in den Rhein geworfen. Die prachtvolle Cathedrale von Speyer ging zu Grunde, und mit ihr die Marmor-Denkmäler von acht Kaisern; die Särge wurden erbrochen, die Asche in alle Winde zerstreut. Speyer selbst und Worms wurden nach schwerer Brandschatzung gänzlich zerstört. In Worms blieb nur der Dom stehen. An 1200 Städte und Dörfer in den pfälzischen Rheinlanden traf ein ähnliches Loos.

Durchwandert man die Pfalz oder den Rheingau, so erblickt man inmitten des gesegneten Landes allenthalben Ruinen; und fragt der Wanderer, wann das Schloss, das Kloster, der Tempel, der Ort in Trümmer zerfallen, so wird die Antwort meist dahin lauten: das haben die Franzosen im Raubkriege gethan.

---

55. Der Rhein und die mittelrheinische Thalebene.

Die Ostgrenze der Pfalz bespült der Rhein. In Schlangenwindungen zieht er dahin, als säumte er, das schöne Land zu verlassen, und verlängert seinen an sich kaum 12 Meilen langen Flußlauf zum 60 Stunden langen Ufer. — Die Ufer selbst sind niedrig, und die Unbewehrtheit derselben mußte das Land früher allen Unbilden des Stromes anheim geben. Darum sind fast alle Ortschaften seitab vom Flusse gelegen, und nur Speyer, Ludwigshafen, Germersheim und wenige andere unbedeutende Orte liegen hart am Rhein.

Wie der Strom seit tausend Jahren seine Ufer verändert, zeugt Neuburg am Rhein. Dorf, Burg und Abtei, welch letztere nun längst verschwunden ist, standen noch vor 300 Jahren auf dem rechten Ufer des Rheins; in kurzer Zeit wurden sie durch veränderten Lauf des Stromes zuerst auf eine Insel, dann auf das linke Ufer versetzt. — Von einer noch größern Stromverlegung, die sich im 9. Jahrhundert zugetragen, und wodurch die Orte Edigheim und Oppau vom rechten an's linke Rheinufer geriethen, sollen deutliche Spuren noch durchaus sichtbar sein. — Deßhalb ist auch die Zahl der Altwasser, hier Altrheine genannt, besonders um Germersheim und Frankenthal, so äußerst beträchtlich.

Die fruchtbare Ebene in der Pfalz, die am Rhein sich hinzieht, ist ein Theil der mittelrheinischen Thalebene, die bei Basel beginnt und bis Bingen reicht.

Der Rhein, der diese herrliche Ebene geschaffen, hat seine Quellen in Graubündten in der Schweiz, die im Vorder-, Hinter- und Mittelrhein ihre Wasser sammeln und erst in östlichem, dann in nördlichem Laufe zum Bodensee fortströmen. Als kräftiger Sohn des Gebirgs tritt er bei Stein aus dem Bodensee. Sein Lauf ist westwärts gerichtet, und die Felsentrümmer, die hin und wieder sein Bett durchsetzen, dürften daran gemahnen, daß er im Verlaufe der Jahrtausende manchen Gebirgswall zu durchbrechen hatte, wie er denn auch heutzutage noch bei dem Schlosse Laufen, eine Stunde von Schaffhausen, von gewaltigen Felsen aufgestaut, den berühmten Wasserfall, einen Sturz von 60 Fuß in die Tiefe, bildet. Unterhalb Basel verändert der Rhein seine westliche Richtung in die gegen Norden, und gleichzeitig nimmt auch das Rheinthal ein ganz anderes Ansehen an. Das

Thal wird durchschnittlich 6—7 Stunden breit und darüber. Zwei Gebirgswälle umschließen dasselbe ost- und westwärts bis an den nördlich vorgelegten, rebenumgrenzten Rheingau. Der östliche von diesen Gebirgszügen besteht von Süd gegen Nord aus dem Schwarzwalde, Odenwalde, Spessart und Rhön; der westliche aus den Vogesen, deren nördlicher Theil auch Hartgebirg benannt wird. Man denke sich einen Kanal auf dem Rücken einer sanften Erhöhung ausgegraben und auf beiden Ufern durch wallartige Dämme von ungleicher Höhe eingefaßt, so hat man ein Bild der Rheinebene mit ihren Einfassungen.

Am Fuße der Gebirge liegen eine Reihe von blühenden Städten, so Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt u. A. im östlichen Theile der Rheinebene; Dürkheim, Neustadt, Savern, Colmar im westlichen. Eine andere Reihe von Städten, nicht so zahlreich, aber noch ansehnlicher, schmückt die Ufer des Stromes. Im obern Laufe des Rheines finden wir Straßburg, im untern, außer den schon früher genannten pfalzbayerischen Städten, Mannheim, Worms, Mainz.

Ehedem war auch der Theil der Rheinebene am linken Ufer des Stromes deutsches Land, wie denn annoch die Städte deutsche Namen tragen, und die deutsche Sprache noch vorherrschend ist; als aber nach dem westphälischen Frieden das deutsche Reich in Ohnmacht gesunken, und deutscher Name zum Gespött Europa's geworden war, da durfte König Ludwig XIV. von Frankreich mitten im Frieden ungestraft es wagen, durch verrätherischen Ueberfall die freie Reichsstadt Straßburg — 1681 — und andere deutsche Städte und viel schönes deutsches Land

durch seine Truppen in Besitz zu nehmen und als französisches Land zu erklären. —

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

56. Die Rheinebene in der Pfalz.

Von der gesegneten Rheinebene gehören nur etwa 30 Geviertmeilen unserer Pfalz an; der übrige gegen 73 □ Meilen umschließende Flächenraum des Kreises ist Bergland. Das milde Thal ist ein wahrer Garten Gottes. Waldungen von Obstbäumen umgeben die Ortschaften; Küchenkräuter aller Art, Farb-, Oel- und Handelspflanzen wechseln in buntem Gemisch. Die großblätterige Tabaksstaude und die windende Hopfentraube, der blaßgrüne Mohn und der langschotige Reps, Krapp und Hanf u. a. überkleiden in malerischer Mannichfaltigkeit die Fluren. Dazwischen ziehen zahlreiche Flüßchen und Bäche, von Weiden und Pappeln umbuscht, und fruchtbehangene Alleen aus Nuß- und Kirschbäumen durchschneiden, zahlreiche Straßenzüge einsäumend, das Land.

Bei dem Dorfe Neuburg betritt der Rhein die bayerische Pfalz. Die Ufer sind unschön und flach, den Ueberschwemmungen ausgesetzt. In der von Fieberluft beherrschten Gegend liegt Germersheim. Kaiser Conrad II. soll hier eine Burg erbaut haben, bei welcher sodann Rudolph von Habsburg 1276 die Stadt anlegte. Rudolph selbst starb hier auf seiner Reise von Straßburg nach Speyer, wohin er sich begeben wollte, um, wie er scherzend sagte, die todten Kaiser zu besuchen.

Seit dem Jahre 1834 ist Germersheim in eine großartige Festung umgewandelt worden.

Zwei Stunden von der Stadt entfernt liegt an der

alten Römerstraße, welche Straßburg und Mainz verband, das große Dorf Rheinzabern. Hier wurden eine Menge römischer Alterthümer gefunden, namentlich Töpferwaaren sammt den Werkstätten und Oefen, in welchen diese verfertigt wurden. — Bei Germersheim mündet die aus dem Hartgebirge kommende Queich in den Rhein.

Am Flüßchen liegt nebst Annweiler auch Landau, eine der bedeutendsten Städte der Pfalz. In den französischen Raubkriegen wurde sie von Ludwig XIV. in Besitz genommen und in ein Bollwerk und einen Angriffsplatz gegen Deutschland umgewandelt. Obwohl die Stadt nun dem französischen Reiche angehörte, hatte sie deßungeachtet von Melac und den andern französischen Drängern nicht weniger zu dulden, als die andern Orte der unglücklichen Pfalz. Während Melac sein Zerstörungswerk an den unschuldigen pfälzischen Städten und Dörfern vollbrachte, brach in Landau plötzlich in nächtlicher Weile eine Feuersbrunst aus, welche beinahe die ganze Stadt zerstörte. Damit dem furchtbar verheerenden Elemente kein Einhalt geschehen möchte, hatten die Franzosen die Queich in die Festungsgräben geleitet und dadurch der Stadt entzogen; die Eimer waren von den Brunnen gestohlen; wer löschen wollte, wurde von den Franzosen verjagt und mißhandelt. In einer urkundlichen Geschichte der Stadt aus jener Zeit heißt es: „Beispiellose Noth und namenloser Jammer ward damals über das unglückliche, rheinische Land durch diese Räuber und Mordbrenner verbreitet. — Diese Verheerungen richteten sie als Feinde an; wer aber hätte denken sollen, daß den französischen Unterthanen des allerchristlichsten Königs in Landau ein gleiches Schicksal zugedacht war, um — — nur einen großen Exercier- und Paradeplatz für die Soldaten, so-

wie breite und gerade Straßen in der neuen Festung zu erhalten?" — Im zweiten Pariser Frieden 1815 kam Landau wieder an das deutsche Vaterland und im Jahre 1816 in den Besitz Bayerns.

Zu den schönsten und besuchtesten Punkten der schönen Umgebung Landau's gehört das nur eine Stunde entfernte Bad Gleisweiler. Der Kurort lehnt sich an den Abhang des Gebirges und hat nur im Südost gegen die Ebene hin eine offene Seite. Diese Lage macht Gleisweiler, auf allen Seiten von Weinbergen, Obstgärten und Kastanienwäldchen umschlossen, zu einem der gesundesten und reizendsten Kurorte Deutschlands.

(Zeichnen und Beschreiben.)

57. Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte, sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbroch'nen Leibe
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!"
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!"

„Blast die Hörner! bringt das Ross,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Jetzt den Herrn, den Lebensmüden.“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich' aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Linde
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen,
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;

Sitzend dort auf gold'nem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten,

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, dass der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

---

58. Speyer.

Speyer kann sich hohen Alters rühmen. Schon unter Julius Cäsar kommt es als Civitas Nemetum vor. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es zweimal zerstört, seine Einwohner von Attila ermordet. Als die Franken ihre Herrschaft über das Land ausdehnten, hob sich Speyer immer mehr. Karl der Große erbaute sich daselbst einen Palast, und Konrad II., der Salier, erwählte Speyer zur Hauptstadt des deutschen Reichs. Kaiser Heinrich V. verlieh den Bürgern der Stadt große

Rechte zur Belohnung für die Treue, die die Bewohner Speyer's seinem Vater, Kaiser Heinrich IV., erwiesen. Im 16. Jahrhundert war Speyer eine der mächtigsten, wohlhabendsten und prunkvollsten Reichsstädte geworden.

All dieser Glanz und Reichthum ging im 30jährigen Kriege zu Grunde, und was aus jener jammervollen Zeit noch gerettet blieb, wurde dann für immer vernichtet in den französischen Raubkriegen.

Nachdem die hilflose Stadt der Aufforderung, sich unter französischen Schutz zu stellen und französische Besatzung einzunehmen, nachgekommen war, wurden nach endlosen Quälereien und unerhörten Erpressungen die Einwohner gezwungen, die Mauern der Stadt mit den herrlichen Thürmen, sieben Haupt- und zwanzig Nebenthürme, niederzureißen. Die Angst und Noth der Bürgerschaft war unbeschreiblich; noch höher steigerte sich aber der Jammer und die Verzweiflung, als den Bürgern angekündigt wurde, innerhalb sechs Tagen die Stadt zu verlassen; doch gab man dabei die Versicherung, daß die Stadt nicht niedergebrannt oder verheert werden soll. Allgemeines Wehklagen erhob sich unter der Einwohnerschaft. Man bat wenigstens um Fristenverlängerung, um die fahrende Habe aus der Stadt schaffen zu können. Alles umsonst. Den Bewohnern wurde der Bescheid, man möge das, was innerhalb sechs Tagen nicht fortgebracht werden könne, hinauf in den Dom bringen, wo es sicher sei, bis sich Gelegenheit finde, es weiter zu schaffen. Nachdem die Bürger fünf Tage lang mit Rettung ihrer Habe beschäftigt waren, eröffnete ihnen plötzlich der General Montclar, der König habe befohlen, daß die ganze Stadt niedergebrannt werde; nur der Dom solle geschont werden.

Es war am 31. Mai 1689, am dritten Pfingsttage,

als die französischen Mordbrenner in die menschenleere Stadt einrückten und an verschiedenen Orten anzündeten. Langsam verbreitete sich bei windstiller Luft das Feuer von Haus zu Haus. In der zweiten Nacht aber erhob sich ein heftiger Gewittersturm. Nun loheten die Flammen hoch auf; wie tausend feurige Zungen flogen sie über die Stadt dahin und verwandelten sie in einem Augenblick in ein Feuermeer. Der Morgen des 2. Juni ging auf über einem rauchenden Schutthaufen. Die ganze Stadt lag in Asche, und wo etwa eine Mauer aus Schutt und Graus hervorsah, oder ein Gewölbe der Gewalt des Feuers widerstanden hatte, da legten die entmenschten Mordbrenner stracks ihre geschäftigen Krallen an, um alles zu ebenen und dem Boden gleich zu machen. Zehn Jahre lang lag Speyer öde, da Frankreich die Wiedererbauung der Stadt nicht duldete. Auch der herrliche Dom war angezündet worden, trotz des gegebenen Wortes; nach zwei Tagen stand er als Ruine da. Die französischen Mordbrenner, lüstern nach Schätzen, erbrachen die ehrwürdigen Kaisergräber, rissen die Gebeine aus den Särgen, zerschlugen sie und trieben mit den Bruchstücken ihren Spott. — Fast ein Jahrhundert dauerte es, bis der Dom wieder einigermaßen hergestellt wurde; da mußte er 1792 eine abermalige gründliche Verwüstung von Seite der Franzosen erfahren. Während der nun folgenden Kriegszeiten wurde der Dom von den Franzosen zum Stroh- und Heu-Magazin herabgewürdigt, und bald drohte ihm gänzlicher Untergang, da er, zu 8000 Francs geschätzt, auf den Abriß versteigert werden sollte. Die Ausführung der schmählichen That verhinderte Napoleon I. Durch König Ludwigs patriotische und künstlerische Begeisterung ist der Dom, dieses herrlichste, größte und denkwürdigste Gottes-

haus Deutschlands, seinem frühern Glanze und seiner ursprünglichen Bestimmung, ein großartiges Grabmal der deutschen Kaiser zu sein, wieder anheim gegeben worden.

Edle Einfachheit und doch wieder eine Großartigkeit der Formen, welche im genauesten Einklange mit einander stehen, sind die Kennzeichen dieses Tempels. Vier mächtige Thürme und zwei umfangreiche Kuppeln erheben sich über das großartige, 69,350 □′ Fläche fassende Schiff, das, getragen von einem hohen Kreuzgewölbe und durch die gewaltigen Pfeiler von den zwei Seitenhallen geschieden, mit dem Vollendetsten, was je die Kunst in dieser Richtung geschaffen, mit den Fresken von Schraudolph ausgeschmückt ist. Am Ostende des Mittelschiffes ragt der Königschor empor; hier sind die wieder zusammengefügten Gebeine der acht Kaiser von Neuem bestattet und für die im Laufe der Zeit zu Verlust gegangenen Denkmäler zwei Monumente von seltener Schönheit, die Standbilder Rudolphs von Habsburg und Adolphs von Nassau, aufgestellt worden.

Eine der erhabensten Begebenheiten, die im Dome zu Speyer sich ereignet, war die, als der hl. Bernard von Clairvaux — 1146 — durch seine glühende Beredsamkeit den bis dahin widerstrebenden Kaiser Konrad III. zu einem Kreuzzuge bewog. In dem hohen, prachtvollen Tempel hielt der begeisterte Mann das Hochamt in Gegenwart des Kaisers, vieler Fürsten und einer zahllosen Menge Volkes. Plötzlich unterbrach er die heilige Handlung, und begann in feuriger Rede die Segnungen und Wohlthaten Christi zu preisen, die Leiden der Brüder im gelobten Lande zu schildern und die Pflicht eines jeden wahren Christen, im Dienste seines Herrn die Waffen zu ergreifen und Gut und Blut zu opfern. Darauf wandte

er sich an den Kaiser selbst, sprach von den Wohlthaten, die er insbesondere von Gott empfangen, von den Vorzügen des Leibes und der Seele, die er besitze, von der höchsten Herrschaft, die ihm zugefallen, malte das jüngste Gericht und die schwere Verantwortung, die er wegen seiner Undankbarkeit sich zuziehen werde. Da unterbrach auch Konrad den Redner mit den Worten: „Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht länger undankbar finden; ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt.“ Und nicht bloß der Kaiser selbst nahm das Kreuz, sondern es drängten sich ihrer so Viele mit demselben Begehren zu dem heiligen Bernhard, daß der schwache und kranke Mann nahe daran war, erdrückt zu werden, hätte ihn nicht noch bei Zeiten der starke Kaiser auf seinen Arm gehoben und zur Kirche hinausgetragen.

Neunundzwanzig Reichstage wurden in Speyer abgehalten, darunter auch jener, auf dem mehrere Fürsten und Stände des Reichs gegen den kaiserlichen Beschluß, welcher der Ausbreitung der Reformation Halt gebieten wollte, Protest einlegten. Von jener Zeit (1529) rührt die Bezeichnung „Protestanten“ her.

Das Flüßchen, welches bei Speyer in den Rhein mündet, ist der Speyerbach. Es kommt vom Hartgebirge und durchfließt das an reizenden Partieen reiche Neustädterthal.

---

59. Rheinabwärts von Speyer.

Rheinabwärts von Speyer gelangt man nach Ludwigshafen, der schönen neuen Stadt, die an der Stelle der alten Rheinschanze sich erhob und seit dem Jahre

1843 rasch zum großartigen Handelsplatze heranwuchs. — Vor der französischen Revolution gehörte die Rheinschanze zur gegenüber liegenden Festung Mannheim, deren Brückenkopf sie war. Die Kriege der neunziger Jahre führten deren gänzliche Schleifung herbei. Bei Mannheim ergießt sich der Neckar in den Rhein.

Nahe bei Ludwigshafen ist Oggersheim. Als im 30jährigen Kriege die Spanier gegen das Städtchen zogen, floh Alles; nur der Kuhhirt Hans Warsch, dessen Frau krank darnieder lag, blieb zurück. Entschlossen stellte er sich auf die Mauer, unterhandelte mit dem spanischen General, der von der Flucht der Bürger nichts wußte, und schloß eine vortheilhafte Capitulation. Als die Spanier in das menschenleere Städtchen einzogen, und die Sache sich aufklärte, ließ der General die Capitulation gelten und hob noch obendrein das neugeborne Kind des muthigen und klugen Hirten aus der Taufe.

Frankenthal war zur Zeit der Religionsunruhen in den Niederlanden der Zufluchtsort einer großen Anzahl Niederländer Protestanten, die größtentheils Fabrikanten und Kaufleute waren und bedeutendes Vermögen mitbrachten. Durch die Betriebsamkeit dieser Männer nahm die Stadt einen mächtigen Aufschwung und ward einer der ersten Handelsplätze des Rheins, mit dem es durch einen Kanal verbunden ist. Die Furie des 30jährigen Krieges vernichtete den herrlichen, blühenden Zustand. Die Spanier kamen in den Besitz der stark befestigten Stadt und blieben in derselben von dem Jahre 1623—1632, und neuerdings von 1635—1652, während welcher Zeit diese blutgierigen Krieger alle erdenklichen Drangsale über die Bewohner brachten. Selbst der westphälische Friedensschluß konnte die fremden, unmenschlichen Dränger

nicht daraus vertreiben, und erst nach jahrelangen mühseligen Unterhandlungen zogen sie endlich ab. Allein die Ruhe währte nur 36 Jahre. Weil Frankenthal noch stark befestigt war, rückten die Franzosen in die Stadt, nachdem sie 50 Häuser niedergebrannt hatten. Nicht völlig ein Jahr blieben sie daselbst in Besatzung unter beständigen unerschwinglichen Forderungen und unsäglichen Bedrückungen, als der geängstigten Bürgerschaft bedeutet wurde, sogleich die Stadt zu räumen, weil sie abgebrannt werden müsse, wobei man noch gräßlichen Hohn und Spott mit den Bedrängten trieb. Die Bevölkerung begann nämlich auf der Stelle ihre beste Habe fortzuschaffen, allein da gegen Abend ein Quartiermeister mit der Nachricht anlangte, die Stadt solle vom Brande verschont bleiben, stellte man das Flüchten ein; jedoch sandte der Stadtrath noch Nachts 10 Uhr zwei Männer an den französischen Befehlshaber, um aus dessen eigenem Munde die Bestätigung jener Nachricht zu erhalten; sie erhielten aber den zerschmetternden Bescheid, es sei von Paris strenger Befehl eingegangen, und binnen 2 Stunden müsse die Stadt in Brand gesteckt werden. Die Abgesandten flehten um einen einzigen Tag Aufschub — sie wurden kalt und gefühllos abgewiesen. Da erhob sich unter Männern, Weibern und Kindern ein unbeschreibliches Wehklagen und das herzzerreißende Jammern der Verzweiflung; denn nun handelte es sich nicht mehr um das Flüchten des Hausrathes, sondern um die Rettung der Kranken, Alten und Gebrechlichen in der Stadt und in den Hospitälern. Kaum war dies Liebeswerk vollbracht, so kamen die sogenannten „Brenner" in die Stadt und begannen ihr teuflisches Zerstörungswerk. Die bis an die hohe Brücke geflüchteten und daselbst gelagerten Bewohner sahen mit blutendem

Herzen und in stumpfem Trübsinn mit an, wie ihre Wohnungen und ihre Habe durch Brand und Raub vernichtet wurden. Frankenthal ward so zu sagen vom Boden vertilgt. — Acht Jahre lag es als verödeter Trümmerhaufen, da erhob es sich wieder und durch die segensvollen, landesväterlichen Bemühungen des Kurfürsten Karl Theodor hob sich wieder der Wohlstand der Bürger, die außer Gewerben und Ackerbau vorzüglich die sehr einträgliche Gärtnerei nebst Gemüsebau betrieben.

Unterhalb Frankenthal verläßt der Rhein die Ufer der Pfalz. In seinen grünen Fluthen spiegeln sich auf seinem weitern Laufe Worms mit dem altehrwürdigen Dome, Oppenheim, das „goldene" Mainz, Bingen, wo der Strom auf seinem linken Ufer die Nahe aufnimmt. Unterhalb Mainz, am rechten Ufer des Rheins beginnt der rebenreiche Rheingau.

(Zeichnen und Beschreiben.)

60. Das Hartgebirge und dessen Ostabhang.

Fast mitten durch die Pfalz zieht, der Rheinebene entlang, ein hohes, tiefdurchfurchtes, waldiges Bergland. Es ist die unmittelbare Fortsetzung der Vogesen und nimmt bei seinem Eintritt in die Pfalz, nordwärts der Queich, den Namen Hart an. Hart ist mit Harz (Harzgebirge) gleichbedeutend und bezeichnet ursprünglich ein waldiges Gebirge. Die höchsten Punkte sind der große Kalmit zwischen Neustadt und Edenkoben, 2096′ hoch, und der Donnersberg, 2127′ hoch, mit welchem das Gebirge im Norden endigt.

Aus den weiten Fruchtfeldern der Rheinebene steigt allmählich ein wonnereiches Hügelland zu dem waldigen

Gebirge auf. Ein südlicher Himmel schwebt über diesem gesegnetsten Theile der Pfalz; herrliche Kastanienwälder wechseln ab mit üppigen Rebenpflanzungen; freundliche Städtchen, schmucke Dörfer, zahlreiche, schloßähnliche Landhäuser schimmern hervor aus den sie beschattenden Obsthainen. Von den reizenden Vorhöhen, dem ganzen Gebirge entlang, schauen stolze Burgruinen in seltener Zahl hernieder auf die gesegneten Pfälzergefilde.

Bei Bergzabern beginnt das reizende Rebengelände und zieht sich bis nach Grünstadt.

Im südlichen Theile der Hart liegt das romantische Annweiler Thal, wo Berge, Felsen, Ruinen in buntem Gemische abwechseln. Von dem alten Städtchen Annweiler führt ein steiler, vielgekrümmter Pfad am Sonnenberg empor zur uralten, einst hochberühmten Reichsveste Trifels. Von der weitläufigen Burg hat sich nur wenig erhalten. Gleich am Eingange befindet sich ein in Felsen gehauener Brunnen, der, obgleich ein großer Theil durch hinabgefallenen Schutt ausgefüllt ist, noch immer eine beträchtliche Tiefe hat. Ueber demselben erhebt sich ein ungefähr 24′ hoher viereckiger Thurm. Am besten erhalten ist der jetzt noch etwa 80′ hohe, aus großen Quadersteinen erbaute Hauptthurm, welcher aus drei Stockwerken besteht. In dem zweiten befand sich der Sage nach die mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückte Burgkapelle, wo die Reichs-Insignien aufbewahrt wurden.

Seinen Namen hat der Trifels unstreitig daher, daß die seitwärts auf zwei verschiedenen Bergspitzen liegenden zwei Burgen, Anebos und Scharfenberg, ehemals mit ihm in enger Verbindung standen und so eine dreifache Burg bildeten.

Kaiser Heinrich IV. begab sich öfter nach Trifels und fand hier Schutz, als die Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verschworen, und sein eigener unnatürlicher Sohn die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Von der Zeit Heinrichs V. an diente die Burg als Staatsgefängniß und zur Aufbewahrung der Reichs-Insignien, bis Rudolf von Habsburg dieselben nach seinem Schlosse Kyburg in der Schweiz bringen ließ. — Auch die Hohenstaufen weilten gerne in Trifels, und besonders Friedrich der Rothbart kehrte in der Burg ein, so oft er von Hagenau nach Kaiserslautern, seinen Lieblingssitzen, zog. Noch lange nach seinem Tode hatte sich unter dem Volke die Sage erhalten, daß man ihm alle Nacht zu Trifels ein Bett machen müsse, worin er ruhe; denn er sei aus seinem Schlosse zu Hagenau lebendig hieher verzaubert worden.

Der berühmteste Gefangene, den Trifels sah, war Richard Löwenherz, König von England.

Auf die alle Christen im Abendland erschreckende Nachricht von Jerusalems Fall durch Saladin hatten sich die drei mächtigsten Häupter der Christenheit, 1189, Friedrich Barbarossa, König Philipp August von Frankreich und König Richard Löwenherz von England an die Spitze neuer Kreuzheere gestellt. Kaiser Friedrich fand beim Uebergang über den Fluß Seleph in Kleinasien den Tod. Sein Heer wurde theils von der Pest aufgerieben, theils zerstreut. — König Philipp, der sich nach einigen Erfolgen über die Theilung des Eroberten mit Richard nicht verständigen konnte, kehrte wieder in's Abendland zurück; ihm folgte Herzog Leopold von Oesterreich mit den Deutschen, als der hochfahrende Richard den Herzog dadurch beleidigte, daß er bei der Wiederherstellung der von Saladin geschleiften Mauern

von Askalon die österreichische Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Koth schleifen ließ.

König Richard erfocht mit beispielloser Tapferkeit mehrere Siege über Saladin, sicherte den Christen im Orient wesentliche Vortheile und schiffte sich nach Europa ein. Auf der Heimfahrt wurde er durch einen Sturm in das adriatische Meer verschlagen, und rettete sich nach einem Schiffbruch in der Gegend von Pola ans Land. Als er auf seinem Wege nach Deutschland in unvorsichtigem Uebermuth das österreichische Gebiet, wo man auf ihn fahndete, nicht vermied, wurde er in der Nähe von Wien verhaftet, von dem schwer beleidigten Leopold auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gefangen gesetzt und nachher von demselben für Geld an den Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert. Ein Jahr lang hielt ihn dieser zu Trifels gefangen und gab ihn erst gegen das ungeheuere Lösegeld von 150,000 Mark Silbers frei.

Wie das ganze Leben Richards ein fortgesetztes Abenteuer war, so hat die Volkssage auch seine Befreiung mit dem Scheine des Wunderbaren zu umgeben gewußt. Blondel, sein treuer Minnesänger, so erzählt sie, habe fruchtlos die halbe Welt durchzogen, um den Aufenthaltsort seines geliebten Königs zu entdecken. Vor allen Schlössern und Burgen hatte er die Töne seiner Harfe erschallen lassen, um dem königlichen Gefangenen ein Erkennungszeichen zu geben. So kam er endlich nach Trifels und sang das Lied, das sie in frühern, schönen Tagen oft zusammen gesungen hatten. Bald nach den ersten Tönen erklang dasselbe Lied aus dem Thurme, und Blondel, der hieran seinen Herrn erkannte, erstieg in der Nacht mit zwölf Rittern die Mauern und befreite den König.

Seit dem dreißigjährigen Kriege, wo die ganze Ge-

gend durch Krieg, Hunger und Pest fast alle Bewohner verloren hatte, wurde die Burg nicht mehr bewohnt, nachdem schon früher ein Blitzstrahl die Nebengebäude in Asche gelegt hatte. Da auf die Unterhaltung der Veste nichts verwendet wurde, gerieth sie nach und nach in ihren jetzigen Zustand.

Das Andenken zu erhalten, ließ der Stadtrath von Annweiler auf dem Trifels einen Denkstein mit Inschrift über die Bedeutsamkeit der ehemaligen Burg setzen.

Im traulichen Wiesengrunde zwischen weitausgedehnten Weingärten liegt Edenkoben, in dessen Nähe, am Fuße der Reitburg, die prächtige Villa Ludwigshöhe sich erhebt.

Die beiden Kleinode der Pfalz aber sind Neustadt und Dürkheim.

Neustadt liegt im Mittelpunkte des Hartgebirges in herrlichster Gegend. Ostwärts von dem Städtchen dehnen sich weithin reichende Fruchtfelder aus; westwärts öffnet sich das romantische Neustädter Thal, und rings prangt eine Menge herrlich gelegener Orte und Burgruinen. Unter letztern ist die großartigste die Kästenburg, bekannter unter dem Namen Hambach, jetzt Maxburg genannt. Ihre Lage ist eine der reizendsten im Gebirge. Bei drohenden Gefahren wurde sie von den speierischen Bischöfen ihrer Festigkeit wegen stets als Zufluchtsort benutzt, wohin sie sich und ihre Schätze in Sicherheit brachten. Die Raubkriege König Ludwigs von Frankreich bereiteten ihr dasselbe Schicksal, wie den übrigen Burgen in der Umgegend. Auch Neustadt sah viel Unglück über sich ergehen. Im 30jährigen Kriege war die Hungersnoth und das Elend in der Stadt so hoch gestiegen, daß Wachen

auf dem Kirchhofe aufgestellt werden mußten, damit die Leichen nicht ausgegraben und verzehrt würden. —

Noch lieblicher fast als Neustadt aber liegt Dürkheim. Die Lage ist so milde, daß selbst Mandelbäume im Freien gezogen werden. — Die hier dem Boden entquellenden Salzwasser haben eine Saline in's Dasein gerufen; die Soolbäder Dürkheim's sind von anerkannter Wirksamkeit. Die köstlichste Gabe der Natur um Dürkheim und Neustadt sind aber die Rebengelände. Zwar werden am ganzen Gebirge hin Reben in Menge gezogen; doch beginnt der edle Weinwachs erst bei Neustadt, und je weiter hinab, desto vorzüglicher wird derselbe. Die besten und feinsten Weine werden erzeugt in Königsbach, **Deidesheim, Ruppertsberg, Forst,** Wachenheim, Dürkheim und Ungstein.

Gleich hinter Dürkheim auf dem Kastanienberge ist die sogenannte Ring- oder Heidemauer. Sie besteht aus unordentlich übereinander gelegten großen und kleinen Feldsteinen, hat am Boden eine Breite von 60—70 Fuß und ist ungefähr 8—9 Fuß hoch. Die Entstehung dieses riesigen Steinwalles dürfte auf die Kelten zurückzuführen sein, welche sich mit den Germanen lange um den Besitz der schönen Rheinpfalz stritten, und sonach wäre die Heidenmauer als eines der ältesten Denkmale zu betrachten.

Ein anderes Baudenkmal aus alter Zeit in der Nähe Dürkheims ist die Ruine des ehemaligen Klosters Limburg, das an Pracht und Herrlichkeit wenige seines Gleichen hatte. Eine von dem Stadtrath von Dürkheim gesetzte Inschrift lautet: Ruinen der Benediktiner Abtei Limburg. Den Grundstein dazu legte am 12. Juli 1030 Morgens Früh 4 Uhr Kaiser Konrad II., der Salier, der am selben Tage Mittags 1 Uhr auch den Grundstein zum

Dome Speyer legte. Die Abtei wurde niedergebrannt am 30. August 1504 in einer Fehde zwischen Kurpfalz und Leiningen, unvollständig erneuert 1554, von 1574 an aber dem Verfall überlassen.

Zwei Städtchen sind noch zu nennen — Grünstadt und Göllheim. In der Nähe des ersteren sind die Ruinen von Altleiningen, der Stammburg der einst so mächtigen Grafen von Leiningen. Bei Göllheim befindet sich die Wahlstatt, wo Kaiser Adolph von Nassau — 1298 — nach heldenmüthigem Kampfe mit seinem Gegner Albrecht von Oesterreich Krone und Leben verlor. — Adolph hatte mit einem Theile seines Heeres den sogenannten Hasenbühel besetzt. Nachdem die Bischöfe von Trier und Straßburg das Heer ermahnt und den Schlachtpsalm angestimmt hatten, eröffneten die Bayern in der Thalebene gegen Albrecht den Kampf. In seiner Ungeduld sprengte Adolf, wider die Ermahnung seiner Freunde, den Hügel hinab, um am Gefechte Theil zu nehmen, stürzte aber mit dem Roß und wurde ohnmächtig bei Seite getragen. Kaum hatte er sich erholt, so drang er, ohne Helm, an der Spitze eines zweiten Haufens mit Ungestüm vor, um seinen Gegner persönlich anzugreifen. Aber mitten im Getümmel wurde er am Halse tödtlich verwundet und stürzte vom Pferde. Von wessen Hand er fiel, ist schon nach gleichzeitigen Berichten ungewiß. Einige schreiben dem Könige Albrecht selbst die That zu; Andere sagen, der rheinische Raugraf habe ihn getödtet. König Adolf wurde zunächst im nahen Kloster Rosenthal, später im Dom zu Speyer beigesetzt.

(Zeichnen und Beschreiben.)

61. Das Westrich.

Wie die Ostabhänge der Hart und die Rheinebene reich sind an trefflichem Weine und manichfaltigen Kulturgewächsen, so ist der westlich vom Gebirge gelegene Theil der Pfalz, Westrich genannt, nicht minder gesegnet an Schätzen des Mineralreiches. Eisen, Quecksilber, Steinkohlen, letztere insbesondere in den Gruben von St. Ingbert und Bexbach, werden in ergiebiger Ausbeute dem Boden enthoben.

Die zahlreichen Bäche und Flüßchen der westlichen Pfalz sammeln sich in der Blies, der Nahe und der Glan.

Die Quellen der Blies und der Nahe liegen außerhalb der Pfalz, unweit von einander. Erstere fließt in südöstlich gespanntem Bogen und tritt bei Mittelbexbach in die Pfalz, wo sie eine außerordentlich große Menge von Bächen, die fast alle den Namen „Alben" führen, aufnimmt. Die bedeutendste Stadt in der Nähe ihrer Ufer ist Zweibrücken an der Erbach, die Wiege des bayerischen Regentenhauses.

In dem kleinen Grenzwinkel westwärts der Blies liegt St. Ingbert mit reichen Steinkohlengruben. Die größte Merkwürdigkeit in der Umgegend aber ist der brennende Berg bei Duttweiler: ein unterirdisch in Brand gerathenes Steinkohlenflötz. In einer Vertiefung, die früher zur Gewinnung des alaunhaltigen Gesteins gegraben wurde, und die nun das Ansehen eines eingesunkenen Kraters angenommen hat, brechen aus einer hohen, zerklüfteten Felsenwand rothgebrannten Schiefers zahlreiche Dampfsäulchen unter zischendem Geräusche und verleihen der ganzen Erscheinung ein vulkanisches Aussehen. An den Felsspalten, aus denen der Dampf strömt, ist die Hitze so groß, daß Eier, welche man darauf legt, in kurzer Zeit gar gesotten

werden. Dieser Brand soll schon über 100 Jahre dauern, hat aber in letzterer Zeit bedeutend abgenommen.

Der französischen Stadt Saargemünd gegenüber ergießt sich die Blies in die Saar, die bei Trier mit der Mosel sich vereinigt, welch letztere bei Coblenz in den Rhein mündet.

Die Nahe fließt erst in nordwestlich, dann in nordöstlich gespanntem Bogen; mit letzterem berührt sie die Grenze der Pfalz auf kurzer Strecke zwischen den Mündungen der Glan und Alsenz; bei Bingen erreicht sie den Rhein. Die Glan bildet in ihrem nordwärts gerichteten Laufe größtentheils die Grenze zwischen Pfalz und Preußen. An ihrem linken Ufer liegt das Städtchen Cusel; südöstlich von diesem erhebt sich der Potzberg mit reichen Quecksilbergruben.

Bei dem Städtchen Lauterecken nimmt die Glan die fast genau im Mittelpunkte der Pfalz entspringende Waldlauter auf. Nahe an ihrem Ursprunge, an einem wichtigen, oft heiß umkämpften Passe, liegt die volkreichste Stadt der Pfalz:

Kaiserslautern. Fünf Hauptstraßen treffen hier so recht im Herzen des Landes zusammen und der vielseitigste Verkehr, der da sich concentrirt, bringt der Stadt großen Wohlstand. Ihren Namen verdankt sie Kaiser Barbarossa, welcher hier einen prachtvollen Palast sich erbaute und dessen Lieblingsaufenthalt sie war. Dieser Palast war durch starke Festungswerke von der Stadt abgesondert und hatte auf einer Seite einen großen Fischteich, den sogenannten Kaiserswoog. In diesem Teiche, an dessen Stelle sich jetzt großentheils fruchtbare Wiesen befinden, wurde 1497 ein Hecht gefangen, welchen Kaiser Friedrich II. 267 Jahre vorher hineingesetzt hatte. Der Hecht

trug einen stark vergoldeten, messingenen Ring, welcher sich vermittelst vieler kleinen Kettchen ausdehnen konnte, um den Hals, mit folgender Inschrift in griechischer Sprache: „Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher durch die Hände Kaisers Friedrich II. in diesen Teich gesetzt worden am 5. Oktober 1230.“ Der Fisch hatte eine Länge von 19 Fuß und wog 350 Pfund; er mag auf der Tafel des Kurfürsten Philipp in Heidelberg, wohin er gebracht worden war, nicht geringe Verwunderung erregt haben. Noch lange nachher war in dem Schlosse zu Kaiserslautern der Fisch nebst dem Ringe in einer Abbildung zu sehen.

Die Burg wurde im spanischen Erbfolgekriege zerstört und ausgebrannt; in neuerer Zeit wurden auch die Ruinen hinweggeräumt und der Platz überbaut. Das Volk aber ehrt das Andenken des großen Kaisers in jener herrlichen und tiefsinnigen Sage, in welcher es unbewußter Weise seine ganze Hoffnung auf eine ruhm- und glanzvolle Zukunft des deutschen Reiches gleichsam als ein heiliges Vermächtniß für die späten Enkel niedergelegt hat. Wie in dem Kyffhäuserberg in Thüringen, so soll auch in Kaiserslautern in dem unterirdischen Gange, welcher von der Burg aus nach einer nahen Anhöhe führte, der Kaiser in hohem Felsgemache schlafend an einem steinernen Tische sitzen, durch welchen sein rother Bart siebenmal hindurchgewachsen ist. Einst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aus dem Zauberschlaf erwachen und das deutsche Reich wieder aufrichten in all der Herrlichkeit, welche sein mächtiger Geist ihm verliehen, ehe der finstre Zauber ihn umstrickte.

(Zeichnen und Beschreiben.)

62. Landstuhl.

Westwärts von Kaiserslautern, der Glan zu, liegt das Städtchen Landstuhl mit den auf dasselbe stolz herabblickenden Ruinen der Burg gleichen Namens, oder wie dasselbe in frühern Zeiten hiess, Nannstein, Nannstall, Nannstuhl. Die gewaltigen Trümmer erinnern an einen gewaltigen Mann, voll kühnen, hohen Strebens, an Franz von Sickingen, den letzten Ritter.

Im 16. Jahrhundert war der Glanz des Namens eines deutschen Kaisers bereits verblichen; fast alle Macht war auf die Fürsten übergegangen. Dadurch sah sich aber der niedere Reichsadel in empfindlichen Nachtheil gesetzt. An der Spitze der unzufriedenen Ritterschaft stand Franz von Sickingen. Auf sein Betreiben schloss der oberrheinische Adel einen Bund, dessen Zweck die Wahrung und Erweiterung der Rechte der Reichsritterschaft den Fürsten gegenüber war. Sickingen ward Bundeshauptmann. Sein Name war hochberühmt im deutschen Reiche; in Frankreich und Italien hatte er unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. siegreich gekämpft; manche glückliche Fehde hatte er zum Schutze Unterdrückter geführt; seine festen Schlösser, namentlich Landstuhl und Ebernburg, galten als „Herbergen der Gerechtigkeit“.

Sickingen und sein Adelsbund richteten ihre Waffen zuerst gegen den Kurfürten von Trier. Blieskastel und St. Wendel wurden erobert, Trier belagert. Unterdessen aber hatten der Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Ludwig V. von

der Pfalz, wohl wissend, dass nach des Trierer's Untergang sich der Angriff gegen sie richten werde, ein Schutz- und Trutzbündniss geschlossen. Auf die Nachricht vom Anzug dieser beiden Fürsten zog Sickingen von Trier ab, wurde aber von dem Kurfürsten verfolgt und zugleich vom Reichsregimente mit der Reichsacht belegt.

In dem fortgesetzten Kriege der Fürsten gegen Sickingen, dessen Aufruf an den Adel und die Städte nur theilweisen Erfolg hatte, wurde er zuletzt in Landstuhl belagert. Spottend liess er ihnen hinaussagen, er habe neue Mauern, sie neues Geschütz, das er nun gerne hören möchte. Allein ihre Antwort: „er solle gemach thun, ihr Geschütz werde er bald mehr zu hören bekommen, als ihm lieb wäre," erfüllte sich wörtlich. Das ununterbrochene Geschützfeuer zerbrach ihm die dicksten Mauern und erfüllte die Verwegensten in der Burg mit Schrecken. Als Sickingen, der an der Gicht litt, sich an eine Mauerstelle führen liess, um den Schaden zu besichtigen, schlug die Kugel einer feindlichen Nothschlange so heftig an einen Balken, dass ein Stück desselben in seine Seite fuhr und ihm eine Wunde beibrachte, durch welche man Lunge und Leber im Leibe sehen konnte. Man trug den Schwerverwundeten in sein Gemach; aber auch dorthin verfolgte ihn das Geschützfeuer so heftig, dass er in ein unterirdisches Gewölbe gebracht werden musste, wo er noch einige schmerzhafte Tage verbrachte. Unterdessen waren Unterhandlungen wegen der Uebergabe der Burg angeknüpft worden. Als dieselbe erfolgt war, traten

die Fürsten zu dem Sterbenden in das Gewölbe und konnten sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen, die er aber ehrerbietig beantwortete. Nur von dem Kurfürsten von Trier wandte er sich unwillig ab mit den Worten: „Ich habe jetzt mit einem grössern Herrn zu reden!“ Als die Fürsten sich entfernt hatten, beichtete er; doch ehe ihm die letzte Wegzehrung gereicht werden konnte, verschied er. Die Fürsten liessen die Leiche in Begleitung eines zahlreichen Gefolges in der Kirche unterhalb der Burg feierlich beisetzen und errichteten ihm ein Grabmal, auf welchem Sickingen in Lebensgrösse, in völliger Rüstung, dargestellt war. Darauf brachen sie seine übrigen Burgen und theilten das Eroberte unter einander, ohne seinen Kindern etwas zu lassen. Erst in der Folge wurden diese in einen Theil ihrer Güter wieder eingesetzt.

Bei dem Städtchen Landstuhl, seitwärts von der Strasse im Felde, liegen drei grosse, regelmässige Quadersteine über einander, welche das Volk, das so gerne alles Grosse und Wundersame auf seine Lieblinge überträgt, Sickingens Würfel nennt, mit denen der Ritter gewöhnlich gespielt habe. Ohne Zweifel rühren die Steine von einem römischen Denkmale her, deren in der Umgegend mehrere vorkommen. Der zu oberst liegende Stein trägt eine jetzt unlesbare Inschrift, und auch auf dem untern befinden sich einzeln stehende Buchstaben.

63. Das Alsenzthal.

Unweit der Quellen der Lauter entspringt auch die Alsenz. Friedlich fließt sie in nördlichem Laufe dahin zwischen ihrem großentheils mit Erlengebüsch besetzten Ufer und kommt an dem Städtchen Winnweiler vorüber. Nördlich davon öffnet sich das schöne Felsenthal des Falkensteines. Den Eingang bildet eine Kluft; bald windet sich ein schmaler Pfad an der thurmhohen Felswand hinauf zu der berüchtigten Räuberhöhle. Nochmals erweitert sich das Thal und auf hohem, fast senkrechtem Felsen thront die Burg Falkenstein, die selbst in ihren Trümmern noch von der vormaligen Größe und Pracht des Stammhauses der berühmten Grafen von Falkenstein zeugt. Nach dem Aussterben derselben und nach mancherlei herben Schicksalen kam die Grafschaft an Oesterreich. Kaiser Joseph II. reiste stets unter dem Namen eines „Grafen von Falkenstein".

Nahe bei Winnweiler ist Hochstein mit großartigen Eisenwerken, Hochöfen, Gießereien, Hammer- und Walzwerken.

Weiter nördlich liegt am Flüßchen das schön gelegene Städtchen Obermoschel am quecksilberreichen Moschellandsberg, der sein mit Wald geschmücktes und mit den Ruinen der alten Burg Landsberg gekröntes Haupt hoch in die Lüfte erhebt. Eine prächtige Gebirgslandschaft liegt ringsum ausgebreitet; die Ruinen zahlreicher Burgen schauen von den Felsen hernieder: der Rheingrafenstein, der Rothenfels, die Gans, die Altenbamberg, das Stammhaus der mächtigen Raugrafen.

Da, wo die Alsenz mit der Nahe sich vereinigt, liegen die Trümmer der Ebernburg, die Veste des edlen und tapferen Franz von Sickingen. Nachdem Landstuhl ge-

fallen und der edle Sickingen heimgegangen war, zogen die verbündeten Fürsten mit starker Heeresmacht und vielem Geschütze auch vor die Ebernburg und ließen den Befehlshaber derselben, Ernst Schenk von Tautenberg, auffordern, die Burg zu übergeben. Dieser aber entbot ihnen die mannhafte Antwort: „Man werde hier zu Ebernburg nicht solche Bösewichte finden, als man sie anderswo gefunden habe. Er habe mit seinen Kriegsleuten das Schloß inne, das wollten sie den jungen Herren von Sickingen in Treue bewahren, so lange sie eine Ader zu regen vermöchten." Demgemäß vertheidigte er mit nur 62 wehrhaften Männern die Burg, bis es ihm, da dieselbe gänzlich zu Schanden geschossen wurde, unmöglich ward, sich länger zu halten, worauf er sie übergab. Nachdem die Fürsten reiche Beute gemacht, wurde die Burg in Brand gesteckt. Erst nach zwanzig Jahren kam sie wieder in den Besitz der Söhne „des letzten Ritters".

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

64. Wie die Jahreszeiten und die verschiedenen Tages- und Nachtlängen entstehen.

Noch vor dreitausend Jahren hatten selbst die gelehrtesten der Menschen gar irrthümliche Ansichten über die Gestalt der Erde. Für sie war die Erde eine Scheibe, eine platte Fläche, der Himmel ein Gewölbe von durchsichtigem Metall, das am Ende der Welt auf Bergen ruht und von den Wassern eines gewaltigen Stromes umfluthet ist. Jetzt weiß jedes Kind, daß die Erde die Gestalt einer Kugel hat und frei im Himmelsraume schwebt. Doch ist sie keine vollkommene Kugel, sie ist an beiden Polen etwas abgeplattet. Ihre Gestalt läßt sich demnach etwa mit einer

Pomeranze vergleichen. Die Unebenheiten der Schale geben das Verhältniß der höchsten Berge zum Erddurchmesser.

Die Erde hat eine doppelte Bewegung: eine tägliche (die Rotation oder Umdrehung), wodurch sie sich um sich selbst dreht, und eine jährliche (die Revolution oder Umwälzung, wodurch sie sich um die Sonne herum bewegt.)

Die tägliche Bewegung der Erde oder die Umdrehung derselben geschieht von Abend gegen Morgen in immer genau ganz gleicher Zeit, die man in 24 gleiche Theile (Stunden) getheilt hat. Sie bestimmt den Wechsel von Tag und Nacht. Eben diese Umdrehung bringt auch den Schein hervor, als ob bei Tage die Sonne, bei Nacht alle Gestirne sich von Morgen nach Abend hin bewegten, während in der Wirklichkeit diese unbeweglich bleiben, wir aber durch die Drehung der Erde unsern Standpunkt zu ihnen in jedem Augenblick verändern.

Die Erde bewegt sich um die Sonne in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 47 Sekunden, und diese Zeit, in welcher die Erde wieder zu demselben Punkte ihrer Bahn kommt, nennen wir ein Jahr. Indem die Erde in einem Jahre um die Sonne läuft, beschreibt sie, wie alle Planeten, eine längliche Kreislinie, deren Bahn an 130 Millionen Meilen beträgt. Sie legt also im Durchschnitt in jeder Minute 250, in jeder Sekunde über 4 Meilen zurück; dabei befindet sie sich in dem kleinsten Abstande über 20 Millionen, in dem größten über 21 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und zwar bewegt sie sich schneller auf dieser Bahn fort, wenn sie der Sonne näher, dagegen langsamer, wenn sie entfernter von ihr ist.

Durch den Umlauf der Erde um die Sonne entstehen die Verschiedenheiten der Jahreszeiten und der Tages=

und Nacht-Länge. Wie dies zugeht, darüber haben wohl nur zu Viele ganz unrichtige Begriffe, und es dürfte gar Mancher ungläubig den Kopf schütteln, wenn man ihm sagt, daß die Erde gerade dann am weitesten von der Sonne entfernt ist, wenn wir, die Bewohner der nördlichen Halbkugel, Sommer haben, daß dagegen während unserer Winterszeit die Erde der Sonne am nächsten steht. — Einem denkenden Schüler wird der Sachverhalt bald zum Verständniß kommen, wenn er auf Folgendes Acht hat.

Merke also!

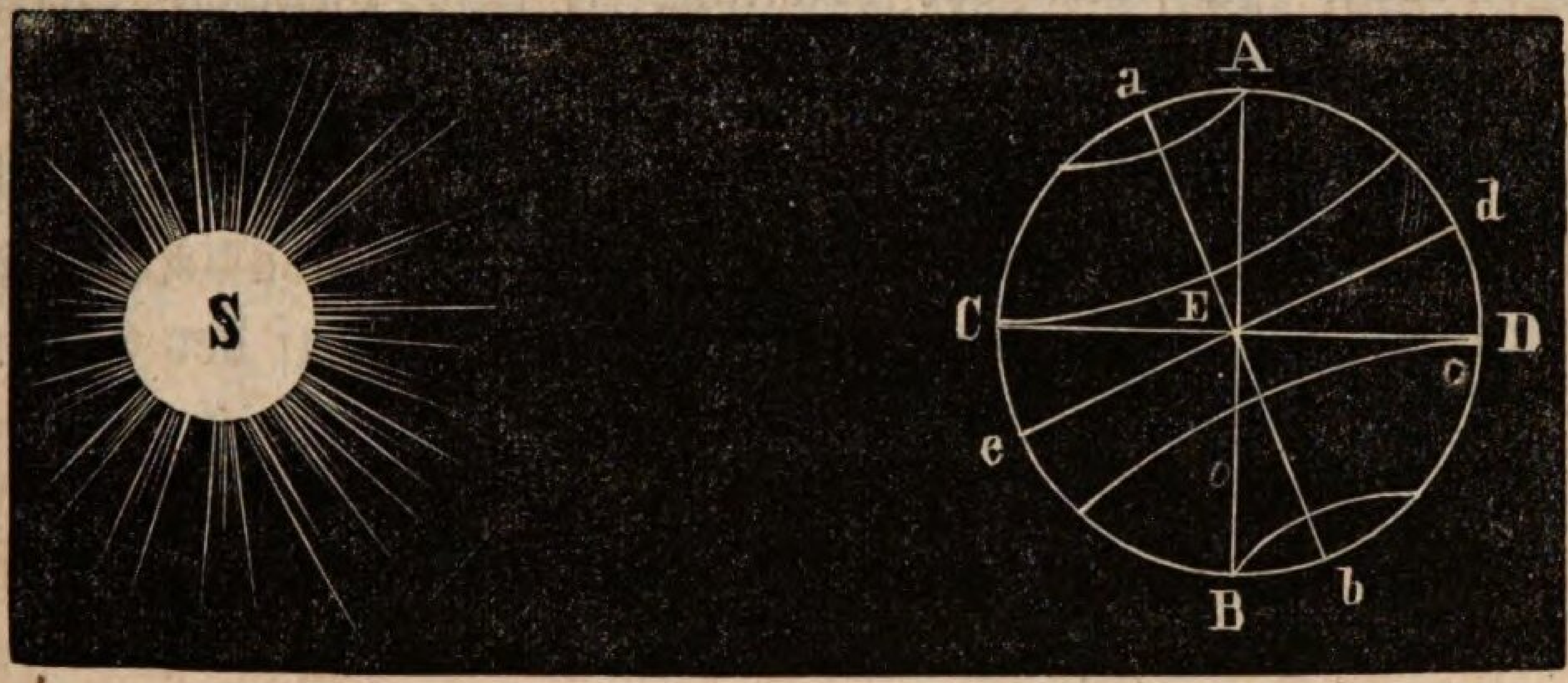
1. Indem die Erde gleich einer rollenden Kugel sich um sich selbst bewegt, kann man sich eine Linie denken, welche durch den ganzen Erdkörper hindurchgeht und um welche die Erde sich dreht wie das Rad eines Wagens um seine Axe; auch nennt man diese gedachte Linie Axe der Erde, und die beiden Punkte, wo sie die Oberfläche der Erde erreicht, die Pole der Erde, und zwar nach ihrer Richtung Nordpol und Südpol.

2. In gleicher Entfernung von beiden Polen hat man einen Kreis um die Erde gezogen, welchen man den Aequator — Gleicher, Linie — nennt, weil er die Erde in zwei gleiche Hälften, (Hemisphären d. h. Halbkugeln), eine nördliche und eine südliche, theilt.

3. Dieser Kreis wird, sowie überhaupt jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade (°) getheilt; ein halber Kreis enthält also 180°, ein Viertelkreis oder Quadrant 90°. Von einem Pole zum Aequator sind 90°.

4. Nun nehme man einen runden Tisch, und in der Mitte desselben denke man sich die Sonne; der Rand der Platte stellt die Bahn dar, welche die Erde um die Sonne beschreibt, und die man die Ebene der Erdbahn nennt.

Setze nun einen Globus *) an den Rand des Tisches so, daß er den Tisch gerade mit dem Aequator berührt, und die Axe des Globus einen rechten Winkel mit der Tischplatte macht; der nördliche Pol sei oben, der südliche unten, wie auf nachstehender Figur, wo S die Sonne,



E den Globus (die Erde) darstellt. Eine gedachte Linie von S nach C wäre ein Stück vom Rande der Tischplatte, A B die Erdaxe, C D der Aequator. Führt man den Globus, indem man ihn um seine Axe drehen läßt, um die Tischplatte herum, so werden alle Punkte des Aequators nach einander die Platte berühren. Bewegte sich die Erde so um die Sonne, so würden die Sonnenstrahlen stets senkrecht auf die Gegend des Aequators fallen; in den Aequatorialgegenden würde Jahr aus Jahr ein die nämliche unerträgliche Hitze sein. Nach den Polen zu, wo die Strahlen schief fielen, würde zwar stufenweise die Hitze abnehmen, aber dieselbe würde doch zu allen Zeiten des Jahres und immerdar gleich sein. Auf der ganzen Erde würde demnach wohl ein Wechsel von

*) In Ermanglung desselben kann ein Baumwollenknäuel oder ein Apfel dienen; eine durchgesteckte Stricknadel stellt die Erdaxe, ein um die Mitte gelegter färbiger Faden oder geschälter Streif den Aequator dar.

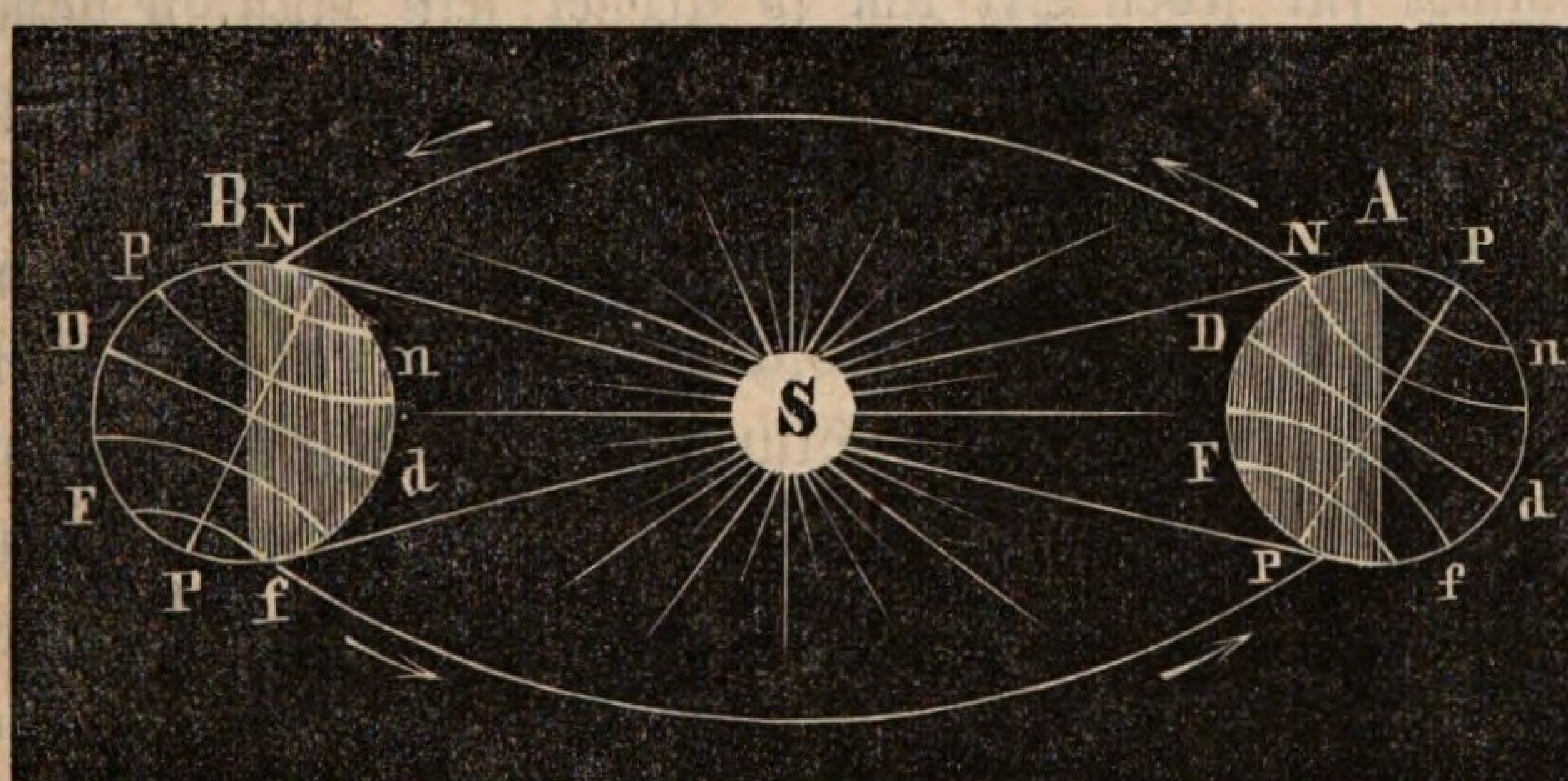
Tag und Nacht, aber kein Unterschied der Jahreszeiten stattfinden: die Aequatorial-Gegenden hätten beständig die gewaltigste Hitze, die den Polen näheren beständig ungeheuere Kälte. — Da eine Kugel von einem fernstehenden Lichte gerade zur Hälfte erleuchtet wird, so würde die Grenze zwischen der erleuchteten und dunklen Seite, der sogenannte Erleuchtungskreis, bei dieser Stellung stets durch die beiden Pole gehen. Jeder Punkt auf der Erde würde demnach bei einer Umdrehung stets gerade so lange auf der Licht- oder Tagseite, als auf der Schatten- oder Nachtseite verweilen; folglich würden auch auf der ganzen Erde die Tage und Nächte von gleicher Länge sein. So ist es aber bekanntlich nicht.

Nun gebe man der Axe des Globus zur Tischplatte eine geneigte Stellung, d. h. man verändere die Stellung des Globus zur Tischplatte dahin, daß, wie auf obiger Zeichnung, ab die Axe, cd der Aequator der Erde sei. Führt man nun gleichmäßig in derselben Richtung den Globus um den Rand der Tischplatte, so wird diese nicht mehr beständig den Aequator, sondern abwechselnd den Punkt C, dann wieder den Aequator in E, dann den Punkt D u. s. w. berühren. Mit andern Worten: die Sonne wird nun nicht mehr stets senkrecht auf den Aequator cd scheinen, sondern während des Umlaufs der Erde, d. h. während eines Jahres, einmal die nördlichere Gegend C und einmal die südlichere Gegend D senkrecht treffen, den Aequator aber nur zweimal in E durchschneiden.

Dies ist die wahre Stellung der Erde zur Sonne. Die Erd-Axe ab nämlich hat, wie unsere Zeichnung lehrt,

eine Neigung von 23 $\frac{1}{2}^{0}$ und macht also zur Ebene der Erdbahn keinen rechten Winkel (90°), sondern einen Winkel von 66 $\frac{1}{2}^{0}$. — Noch anschaulicher wird dies Alles werden, wenn man in die Mitte des Tisches, wo wir uns die Sonne dachten, ein Licht, aber ganz niedrig und so nahe an die Platte als möglich stellt, wo dann die Beleuchtung, die davon auf den herumgeführten Globus fällt, die Wirkung des Sonnenlichtes auf die Erde sichtbar darstellt.

5. Die Entstehung des Winters und Sommers und deren verschiedene Tageslängen kann man sich auch durch nachstehende Zeichnung versinnbildlichen.



S bedeutet die Sonne, die kreisförmige Linie die Bahn der Erde um die Sonne; A zeigt die Stellung der Erde zur Sonne in unserm Winter, B die Stellung derselben im Sommer. Der hellgehaltene Theil der Kugel bedeutet die Licht- oder Tagseite der Erde, der schwarze Theil die Schatten- oder Nachtseite derselben. Die Linie Pp stellt die Erdaxe, die Linie Dd den Aequator vor, welcher als Kreis zu denken ist.

Wenn die Erde sich in B befindet, so wird zwar eine Hälfte derselben wie immer erleuchtet sein, aber die Gegenden um Nn, die nördlichen Polargegenden, werden bei der Axendrehung der Erde eine Zeit lang die Sonne immerfort sehen, ohne Nacht zu haben. Die Gegenden in Ff hingegen, d. h. die südlichen Polargegenden, werden die Sonne eine Zeit lang gar nicht sehen und also eben so lange Nacht haben. — Das ist nun auch wirklich die Stellung der Erde am 21. Juni, um die Zeit des längsten Tages bei uns. Der Nordpol und seine nächsten Umgebungen bis zum Polarkreis sind ununterbrochen beleuchtet, die Sonne geht in dieser Zeit dort gar nicht unter. Von selbst wird einleuchten, daß die Länge der Tage im Sommer für jeden Ort um so größer sein muß, je näher er dem Pole liegt. Darum sind z. B. die Sommertage in München länger als in Rom, in Berlin länger als in München, in Petersburg wieder länger als in Berlin. Die Gegenden um den Polarkreis haben einmal im Jahre einen Tag von 24 Stunden, an welchem ihnen die Sonne gar nicht untergeht. An der nördlichsten Spitze von Europa, dem Nordkap, fängt der beständige Tag den 14. Mai an und dauert bis zum 30. Juli. Am Nordpol selbst hat der Tag eine halbjährige Dauer. Eben so lang als aber an einem Ort der Erde der Sommertag ist, eben so lang ist auch ein halbes Jahr später die längste Nacht im Winter; dasselbe ist auch mit dem kürzesten Tage und mit der kürzesten Nacht der Fall. — In den Gegenden um den Aequator sind Jahr aus Jahr ein Tag und Nacht fast immer gleich lang.

Betrachten wir nun die Stellung der Erde in A; ein aufmerksamer Blick reicht hin, um allsogleich einzusehen, daß hier das Gegentheil von dem bisher Gesagten

stattfindet. Die nördlichen Polargegenden haben Nacht, die südlichen Tag. Das ist die Stellung der Erde am 21. Dezember, zur Zeit, wenn wir den kürzesten Tag, dagegen die längste Nacht haben. Und was oben von der Länge des Tages am Nordpol, in den Polargegenden u. s. w. gesagt wurde, das ist nun hier auf den Südpol und die Südpolargegenden anzuwenden.

Je senkrechter die Sonnenstrahlen einen Ort treffen, eine desto größere Wärme hat er; das fühlen wir am Mittag und Abend. Steht die Erde in B, so fallen die Strahlen der Sonne senkrechter auf die nördliche Halbkugel als auf die südliche. Jene hat dann Sommer, diese Winter. Steht die Erde in A, so findet das Umgekehrte statt.

Steht die Erde auf der Bahn zwischen der Zeichnung A und B, so geht der Erleuchtungskreis mitten durch beide Pole; die Sonnenstrahlen fallen senkrecht auf den Aequator gleich weit von diesem nach Norden und nach Süden. Es ist dies die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, am 21. März und am 21. September, unsere Frühlings- und unsere Herbstzeit.

Faßt man alle Orte, deren längster Tag, und also auch die längste Nacht, genau 24 Stunden beträgt, unter einer Linie zusammen, so entsteht auf dem Globus der nördliche und der südliche Polarkreis. Beide sind von ihrem Pole $23\frac{1}{2}^0$ entfernt.

Faßt man alle Orte nord- und südwärts vom Aequator, welche einmal im Jahre die Sonne senkrecht über ihrem Scheitel haben, unter einer Linie zusammen, so hat man nördlich vom Aequator den Wendekreis des Krebses, südlich den Wendekreis des Steinbockes. Beide sind vom Aequator $23\frac{1}{2}^0$ entfernt.

65. Von der Luft.

Wir leben auf dem Boden eines ungeheuren Meeres, das aus einer feinen, durchsichtigen Flüssigkeit besteht, und als Luft bezeichnet wird. — Treten wir hinaus in die klare Nacht und schauen über uns aufwärts zu den Sternen, so erblicken unsere Augen keine Grenzen zwischen uns und jenen Himmelslichtern. Es deucht uns wohl so, als ob dasselbe unsichtbare Etwas, welches uns umgibt, sich ununterbrochen hinauf erstrecken müsse bis zu jenen glänzenden Welten, deren Licht scheinbar so ungehindert zu uns herabströmt. Dem ist aber nicht also. Könnten wir aufwärts steigen, so würden wir, schon ehe wir noch ein nennenswerthes Stück unseres Weges zurückgelegt, an der Grenze der Luft angekommen sein. Nicht unrichtig nennt sie die dichterische Sprache Luftmeer, und die kühnen Sterblichen, die sie durchflogen, Luftschiffer. —

Die Luft umspannt das ganze Erdenrund bis zu einer Höhe von 5—10 geographischen Meilen. Sie dringt überall hin. Sie weht um die höchsten Berge, die nie eines Menschen Fuss betrat, und dringt hinab in die Tiefen des Wassers; sie findet durch die wohlverschlossene Schale des Eies Zugang zu dem darin verborgenen Lebenskeim. — Wie eine dünne, flüssige Schicht umgibt sie unsern Erdball und nimmt an seinen Schicksalen Theil. Mit ihm durchfliegt sie die Räume des Weltalls in seinem Laufe um die Sonne; mit ihm dreht sie sich in gleicher Schnelligkeit von West nach Ost um seine Axe. Thäte sie dieses nicht, oder bewegte

sie sich auch nur langsamer, so würden wir, die wir an den Boden und seinen Umschwung gefesselt sind, uns durch sie durchdrängen müssen; sie würde uns als Sturmwind entgegen zu kommen scheinen.

Forschen wir genauer nach der Natur dieses überaus feinen, uns unsichtbar umfliessenden und doch fühlbaren Stoffes, so müssen wir die Grösse des Schöpfers auf's neue bewundern. Die so zarte Luft ist nicht, wie man einst glaubte, ein einfaches Element, sondern aus vier Elementen zusammengesetzt. Sie besteht aus einem Theil Sauerstoff oder Lebensluft und vier Theilen Stickstoff, ausserdem auch aus Kohlensäure und Wasserdampf. Ihre zwei Hauptbestandtheile sind Sauerstoff und Stickstoff. Alle vier Gase aber sind vom Schöpfer zu der wohlthätig wirkenden atmosphärischen Luft verbunden. Nur in dieser vom Schöpfer bestimmten Mischung sind sie heilsam und belebend.

Der Mensch hat durch Kunst diese so eng verbundenen Naturbande getrennt und ihre Wirkungen beobachtet und gefunden, dass sie einzeln sogar tödtlich wirken. So nothwendig die Lebensluft zum Leben ist, so beschleunigt doch diese Luftart, unvermischt, den Lebensprozess zu sehr. In reinem Sauerstoff brennt ein glimmender Docht zur hellen Flamme auf; eine Kerze brennt rasch ab. Phosphor leuchtet mit so intensivem Lichte, dass das Auge geblendet wird. Der Puls eines Mannes, der in einer Minute 64mal schlug, steigerte sich, nachdem dieser eine kurze Zeit lang Sauerstoff eingeathmet hatte, zu 120 Schlägen.

Dieser treibenden Luftart steht als hemmende

der Stickstoff gegenüber. In reinem Stickstoff erlischt eine Flamme, stirbt ein Thier; ebenso erregt das Einathmen von Kohlensäure Schwindel, Betäubung und wirkt zuletzt tödtlich. Man hat Beispiele genug, dass in Grotten, Kohlengruben oder Brunnen, in denen sich diese Gasart angesammelt hatte, Menschen und Thiere todt umfielen; ebenso in Kellern, in denen gährende Getränke Kohlensäure in Menge aushauchten.

Wohl vertheilt von der Natur aber erhalten diese Luftarten das vegetabilische und animalische Leben. Verborgen vor unseren Augen verbinden und trennen sie sich, gehen aus und ein und ergänzen sich gegenseitig. Thiere und Menschen athmen Kohlensäure aus und Sauerstoff ein. Durch diesen Wechselprozess wird die Reinheit der Atmosphäre erhalten. — Warum ist es uns zur Zeit des Sommers, wenn die Sonne scheint, in Laubwäldern so wohl und behaglich? Desswegen, weil die Bäume und Pflanzen aus ihren höchst zarten Spalten und Oeffnungen Lebensluft um uns her in reicher Fülle ausathmen. — Warum fühlen wir in einem Zimmer, in dem sich viele Menschen bei wohlverschlossenen Thüren befinden, Beängstigung, Unbehaglichkeit; warum brennen die Lichter immer düsterer? Desshalb, weil die Menschen Kohlensäure ausathmen; der vorhandene Sauerstoff wird verbraucht, und wenn man keine atmosphärische Luft mit Sauerstoff einströmen liesse, würden zuletzt alle ersticken.

Im grossen Haushalt der Natur wird überall und zu allen Zeiten das nothwendige Gleichgewicht dieser verschiedenen Luftarten erhalten; immer wird

die Luftart, die verbraucht wird, wieder ersetzt; es tritt nirgends eine Störung ein.

Die Luft ist eine elastische Flüssigkeit, das heisst: die Luft kann in einem eingeschlossenen Raume beträchtlich zusammengedrückt werden, so dass sie einen weit geringeren Raum einnimmt, als vorher; sie widerstrebt aber diesem Drucke, und sobald derselbe aufhört, dehnt sich die Luft wieder aus, bis sie den vorigen Raum wieder einnimmt. Wenn man z. B. ein leeres Glas, mit der Mündung nach unten, senkrecht in ein Gefäss mit Wasser taucht, so wird man einen starken Widerstand empfinden; dieser kommt daher, dass die im Glase eingeschlossene Luft von dem Wasser, welches eindringt, zusammengepresst wird. Lässt man das Glas schnell los, so wird es in die Höhe geworfen, was die Wirkung der zusammengepressten Luft ist, die sich wieder ausdehnt. — Die Luft lässt sich aber nur bis zu einem gewissen Grade zusammenpressen; übertreibt man den Druck, so bricht die Luft endlich durch und zerreisst alle Hindernisse. Dies erfahren die Knaben, wenn sie mit sogenannten Hollunderbüchsen spielen. Sie stossen einen angefeuchteten Pfropf Werg in die Röhre und treiben denselben bis an die vordere Oeffnung; hierauf wird ein zweiter Pfropf hineingetrieben; dadurch wird nun die zwischen dem ersten und zweiten Pfropf befindliche Luftsäule in der Röhre zusammengepresst, bis sie endlich genug hat und den vorderen Pfropf hinaustreibt und dabei tüchtig knallt.

Denn wenn die zusammengepresste Luft plötzlich loskommt, so geht es nie still ab; sondern sie knallt, pfeift, zischt u. s. w.

Bei diesem Knabenspiele kann man noch etwas sehen, wenn man Acht geben mag. Wenn die Pfropfen die Hollunderröhre recht gut ausfüllen, so werden sie nur mit grosser Anstrengung vorwärts getrieben, und also wird auch die Luft zwischen beiden recht zusammengepresst. Wenn nun der vordere Pfropfen mit einem Knalle durch die zusammengepresste Luft hinausgetrieben wird, so sieht man oft auch einen Rauch; das kommt daher, weil die zusammengepresste Luft warm und heiss wird und immer heisser, je enger sie zusammengepresst wird. Mit der Luft in der Röhre wird aber auch der in ihr befindliche Wasserdampf warm, und tritt dieser dann an die äussere kältere Luft, so wird er augenblicklich verdichtet und vor der Mündung der Röhre als Rauch oder als feines Nebelwölkchen sichtbar.

Die Luft ist schwer, das heisst, sie drückt auf die Körper. — Eine hohle Messingkugel, die man genau gewogen hat, wiegt um etwas leichter, sobald man aus derselben die Luft ausgepumpt hat. Es ist klar, dass die Kugel desshalb an Gewicht verlor, weil früher die Luft in derselben mitgewogen wurde, und man muss hieraus schliessen, dass Luft ebenso gut ein Gewicht hat, wie jedes andere Ding in der Welt. Genauere Versuche haben gezeigt,

dass ein Quart Luft etwa 15 Gran wiegt, dass also 16 Quart Luft erst ein Loth wiegen.

Ist dem aber so, so fragt es sich, wie ist es möglich, dass wir in der Luft leben können? Wir wandeln auf der Erde umher, und über uns ruht ein Luftmeer, das mehrere Meilen hoch ist. Wenn nun auch ein Quart Luft nur sehr wenig wiegt, so ist es doch einleuchtend, dass die ungeheure Säule von Luft, die über uns schwebt, viele hundert Zentner schwer ist; woher kommt es, dass uns diese Masse nicht platt zu Boden drückt und todt presst?

Die Antwort auf diese Frage ist, dass es mit dem Drucke der Luft anders beschaffen ist, als mit dem Drucke anderer Dinge.

Luft drückt anders als Flüssigkeiten, und Flüssigkeiten drücken ganz anders als feste Körper.

Ein Beispiel soll diess deutlich machen.

Gesetzt, man will in ein viereckiges Gefäss einen passenden, grossen Stein hinein thun. Soll nun das Gefäss nicht platzen, so muss der Boden desselben stark genug sein, den Stein zu tragen. Aber der Stein drückt eben nur auf den Boden, während die Seitenwände und der Deckel des Gefässes keinen Druck auszuhalten haben und aus dem feinsten und schwächsten Papier gebaut sein können.

Wie aber, wenn man in ein solches Gefäss Wasser oder sonst eine Flüssigkeit hineinbringen wollte? — Gewiss sieht es Jeder ein, dass es hier nicht bloss auf den festen Boden ankommt, sondern man muss auch die Wände fest genug machen, dass sie einen Druck des Wassers ertragen. Das Wasser,

wie überhaupt jede Flüssigkeit, drückt nicht nur auf den Boden des Gefässes, sondern auch auf die Wände desselben. Das heisst: die Flüssigkeiten drücken nicht nur abwärts, sondern auch seitwärts.

Noch anders ist es mit der Luft. Wenn ein Wassergefäss nur einen festen Boden und feste Wände hat, so kommt es gar nicht darauf an, wie stark man einen Deckel dazu macht. Ein Gefäss aber, in welchem man Luft absperren will, muss einen ebenso festen Deckel haben, wie Boden und Wände sind; denn bei der leisesten Veranlassung durch Ausdehnung oder Druck oder Pressung wird die Luft ebenso gut den Deckel, wie den Boden oder die Wände sprengen. Das heisst, wenn Luft drückt, drückt sie nicht nur nach unten und seitwärts, sondern auch aufwärts.

Mit kurzen Worten heisst all' dies wie folgt: Feste Körper, die nicht nach den Seiten ausweichen können, drücken nur abwärts. Flüssige Körper, die stets streben, nach allen Seiten hinzufliessen, drücken abwärts und seitwärts. Luftförmige Körper, die das Bestreben haben, sich nach allen Richtungen hin auszudehnen, drücken abwärts, seitwärts und aufwärts.

Hieraus aber folgt, dass das Gewicht der Luft auf unsern Körper keineswegs etwa abwärts drückt, sondern der Druck ist von allen Seiten her gleichmässig, ebenso aufwärts wie abwärts, ebenso von vorne wie von hinten, ebenso von rechts wie von links her. Die Luft, in der wir uns bewegen, ist freilich durch das Gewicht der über ihr lagernden ungeheuren Luftschicht gepresst und presst auch auf uns; aber weil eben dieser Druck nach allen

Seiten gleichmässig ist, gleicht er sich aus und vermag uns nicht nach einer Seite hinzupressen.

Woher aber kommt es, dass unser von allen Seiten gepresster Körper nicht durch diese Pressung in sich selbst zusammenbricht?

Es rührt dies daher, weil sich in unserm ganzen Körper auch nicht ein Fleckchen leerer Raum befindet. Allenthalben in unserm Körper befinden sich entweder Luft oder Flüssigkeit oder feste Bestandtheile. All' diese Theile sind ebenso stark in ihrer Pressung nach aussen, wie die Luft, die uns umgibt, und dadurch herrscht zwischen den innern Theilen des Körpers und der äussern Umgebung der Luft ein Gleichgewicht, das den Druck der Luft unmerklich macht.

Daher kommt es aber auch, dass Reisende, die die höchsten Berge der Erde ersteigen, mit grossen körperlichen Beschwerden zu kämpfen haben. Da nämlich die obern Luftschichten auf die untern drücken, so werden diese, dem Erdboden nahen, zusammengepresst, demnach dichter und schwerer sein, als die höhern, dem Erdboden ferneren Schichten. Der verminderte Druck der Luft von aussen stört aber das Gleichgewicht des Druckes, den der Körper ausübt, und in einer zu bedeutenden Höhe kann der Mensch nur mit Beschwerde oder gar nicht mehr athmen. Die Luft ist zu dünn. Luftschiffern drang in bedeutender Höhe das Blut aus Nase und Lippen. Finsteraarhornsteiger kamen todtenblass, mit ganz verändertem Aussehen und tonloser Stimme vom Gipfel zurück. Humboldt drang nicht ohne grosse Beschwerden auf dem Chimborazzo zu einer Höhe

von 18,096 Fuss vor; und dennoch sah er da noch über sich in einer Höhe von mehr als 3000 Fuss einen Condor schweben. Nicht alle Vögel aber vermögen in solcher Höhe zu verharren. Tauben und Spatzen, welche von Luftschiffern mitgenommen in bedeutenden Höhen aus dem Ballon geworfen wurden, stürzten wie Bleiklumpen abwärts, und kamen erst in den tieferen Schichten zum Gebrauche ihrer Flügel.

Auch auf die Gestalt und das Leben der Gewächse wirckt der Druck der Luft anders in der Ebene, anders auf Gebirgen. Alpenpflanzen, bei denen wegen des schwächern Luftdruckes der Ein- und Aushauch leichter geschieht, sind aromatischer; ihre Färbung ist, da der Lichtstrahl kräftiger durch die dünnere Luft zu ihnen dringen kann, tiefer, feuriger. So bedingt die Luft das Leben der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt, erhält es, zieht ihm aber auch wieder seine Grenze, indem sie sagt: „Bis hieher und nicht weiter!"

Der Mensch hat aber auf den Druck der Luft eine Menge der wichtigsten Erfindungen gegründet, so den Pumpbrunnen, die Feuerspritze, den Heber u. a. Der Druck der Luft wird gemessen durch das Barometer.

Die Luft ist eine Flüssigkeit; sie fliesst in der That aus einem Raume in den andern, und diese Luftströme nennen wir Winde. Aber wo ist denn der Raum auf der Erde, in welchen sie einströmen könnte, da ja überall Luft verbreitet ist, also überall

Gleichgewicht herrschen muss, wie in einem ruhig stehenden Gefässe mit Wasser?

Um uns dies recht verständlich zu machen, müssen wir uns daran erinnern, dass die Wärme alle Körper, welche sie durchdringt, ausdehnt. Ein Eisenstab, wenn er glühend gemessen wird, ist breiter, dicker und länger, als derselbe Stab, nachdem er wieder erkaltet ist. Dasselbe gilt auch von der Luft; sie wird ausgedehnt und in Folge dessen auch leichter. Welche Erscheinungen hiebei vor sich gehen, können wir an jedem Wintertage in unserem Wohnzimmer beobachten und aus diesen Beobachtungen die Entstehung des Windes uns erklären.

Es ist früh am Morgen; der anbrechende Tag schimmert durch die gefrornen Fenster; der Ofen ist noch kalt. Lassen wir im ungeheizten Zimmer eine leichte Flaumfeder fliegen, so senkt sie sich allmählich zu Boden, ohne eine besondere Luftströmung zu verrathen. Es herrscht Windstille.

Jetzt wird Feuer im Ofen angezündet und das Holz beginnt lustig zu knattern. Kaum fängt der Ofen an, sich zu erhitzen, so erhebt sich auch der Wind in der Stube. Die Luft ringsum um den Ofen wird warm; ihre einzelnen Theile dehnen sich aus; sie rücken auseinander, wie Leute, die wohl in der Kälte sich dichter aneinander setzen, aber mehr Raum verlangen, sobald es ihnen zu warm wird. Die heisse Luft wird leichter und steigt nun an den Seiten des Ofens in die Höhe, just wie ein Stück Kork sich empor hebt, das wir auf den Grund des Wasserglases drücken und dann loslassen.

Lassen wir jetzt die Flaumfeder neben dem

Ofen fliegen, — so steigt sie mit raschem Zuge hinauf nach der Decke. An dieser streift sie entlang und sinkt dann in der Nähe der Fensterwand allmählich wieder zu Boden.

Das Gleichgewicht der Luft im Zimmer ist durch die Wärme des Ofens gestört. Da nämlich die warme Luft dünner ist, als die kalte, d. h. weil in einem gleichen Raume weniger Luft ist, wenn sie warm, als wenn sie kalt ist, so fliesst auch die kalte Luft in den Raum hinein, der erwärmt worden ist, und zwar geschieht dies stets am Boden, weil die kalte Luft schwerer ist, als die warme. Dass dem so ist, können wir uns überzeugen, wenn wir die Flaumfeder unten an den Fussboden in die Nähe des Ofens halten: langsam wandert sie dem letztern zu und zeigt, dass die kalte Luft, welche den untern Theil der Stube erfüllt, in demselben Grade dem Ofen zurückt, wie die warme oben von demselben hinwegeilt.

Dieser untere kalte Luftstrom ensteht in der Nähe des Ofens zuerst, und nur allmählich rücken die entfernteren Theile nach, während der warme und obere Luftstrom auch zuerst am Ofen entsteht und sich weiter und weiter hinweg fortpflanzt.

Weil eben die warme Luft in die Höhe steigt, so heizen sich hohe Stuben schlecht. In einem Zimmer ist es am Fussboden immer kühler, als an der Decke. Darum friert man auch im Winter in der Stube weit mehr an den mit Strümpfen und Schuhen versorgten Füssen, als an den blossen Händen, und wenn man in einem ziemlich kalten Zimmer auf eine Leiter steigt und der Stubendecke nahe kommt, wun-

dert man sich, wie warm es da oben gegen unten ist. Die Stubenfliegen machen sich daher mit Recht im Herbst das Vergnügen, an der Zimmerdecke spazieren zu gehen, da dort sommerliche Wärme, am Fussboden aber winterliche Kälte herrscht.

Von den Luftströmungen im Zimmer kann man sich auch überzeugen, wenn man im Winter die Thüre eines geheizten Zimmers nach dem Hausgange hin öffnet und nun eine brennende Kerze am Boden hält; die hier einströmende Luft treibt die Flamme nach innen; oben an der Thüre aber weht die Flamme nach aussen, weil hier die warme Luft des Zimmers sich hinaus bewegt.

Wenn im Winter ein starker Rauch im Zimmer ist, so öffnet man die Fenster, und da wird schon Jeder die Bemerkung gemacht haben, dass oben zum offenen Fenster der Rauch auf die Strasse hinausströmt, unten aber es den Anschein hat, als ob der Rauch wieder in das Zimmer zurückkehrte. Das ist aber eine Täuschung und rührt nur daher, dass oben zum Fenster die warme Stubenluft hinausströmt und den Rauch mit sich nimmt; unten am Fenster aber strömt dafür kalte Luft ein und drängt den Rauch, der unten ist, zurück in die Stube.

Wir kommen nun zur Anwendung dieser Erscheinungen im Zimmer auf die Luftströmungen der Erde. — Da in der warmen Jahreszeit die Luft über den Küsten bei Tage mehr erwärmt wird, als die über dem Meere, so ist letztere kälter und fliesst als Seewind nach dem Lande hin. Nachts kühlt

sich das Land wegen seiner grössern Wärmeausstrahlung mehr ab, als die Meeresoberfläche; daher wird die Luft über dem Lande kälter, als die Meeresluft, und folglich tritt ein Wind vom Lande her nach der See, der Landwind, ein. Diese Erscheinung, welche man auch Brisen, schwache Winde. nennt, und die man auch an unsern grössern und selbst an den kleineren Landseen beobachten kann, tritt also täglich ein, und dabei ergibt sich zugleich, dass zwischen beiden Winden eine Pause, eine Windstille, liegen muss, wo die beiden Luftmassen gleich warm, also im Gleichgewichte sind. Diese erfolgt Morgens um 8 oder 9 Uhr und gegen Sonnenuntergang. Um 2 Uhr oder 3 Uhr Nachmittags aber, wenn das Land am stärksten erwärmt ist, weht der Seewind am heftigsten; der Landwind thut dies, wenn das Land am kältesten ist, also unmittelbar vor Sonnenaufgang.

Dieser Wechsel, welcher am Tage so erfrischend auf die Küsten warmer Erdstriche wirkt, ist für die Küstenschifffahrt insbesondere wichtig; denn der Wind treibt die Fahrzeuge der Fischer z. B. Morgens von der Küste weg auf die See und führt sie Abends wieder ans Ufer zurück.

Ganz so, wie im Kleinen mit den Luftströmungen im Zimmer, im Grössern mit den See- und Landwinden an den Ufern kleinerer und bedeutenderer Gewässer, ist es auch im Grossen mit den Luftströmungen, — Winden, — welche die Erdkugel umfluthen. — Wo ist aber da der geheizte

Ofen, die geöffnete Thüre? — Der geheizte Ofen ist die heisse Zone, und die nord- und südwärts derselben gelegenen Erdstriche sind statt der einen, gleich zwei geöffnete Thüren.

Die Sonne durchwärmt in der heissen Zone am Aequator die Luft fortwährend. Die in Folge der Hitze ununterbrochen aufsteigende Luft lässt einen Raum zurück, der nur äusserst verdünnte Luft enthält. Von beiden Seiten aber, sowohl von der nördlichen, wie von der südlichen Erdhälfte, strömt in diesen Raum beständig die kalte Luft mit grosser Heftigkeit und Stetigkeit hinein. — Dies ist der eine Wind der Erde; wir wollen ihn, weil er von den Polen nach dem Aequator zu fliesst, den Polarstrom nennen. Auf der nördlichen Halbkugel wäre er natürlich ein Nordwind, auf der südlichen ein Südwind, wenn da nicht noch was Anderes dazukäme. —

Die Luft ist mit allen ihren Theilen an die Erde gebunden und dreht sich mit derselben von West nach Ost um ihre Axe. Dies geschieht aber, wie schon ein Blick auf die Erdkugel lehrt, in verschiedenen Gegenden in ungleicher Schnelligkeit. Während am Pol selbst sich die Luft nur um sich selbst dreht, ohne vorwärts zu kommen, so legt die Luft am Aequator in einer Stunde einen Weg von mehr als 200 Meilen zurück. Denken wir uns nun die Luft des Poles plötzlich an den Aequator versetzt, so wird längere Zeit vergehen, ehe sie dieselbe Geschwindigkeit angenommen, als die dort befindliche Luft; sie wird gegen dieselbe zurückbleiben, indem die Erde gleichsam

unter ihr weggleitet; oder mit anderen Worten, sie wird als Luft erscheinen, die sich von Osten nach Westen bewegt, d. h. als Ostwind.

Eine solche plötzliche Versetzung findet aber in der Wirklichkeit nicht statt; sondern die Luft strömt von den Polen auf beiden Halbkugeln nach dem Aequator, und aus einem Nordwinde und dem Zurückbleiben gegen Osten entsteht somit auf der nördlichen Halbkugel ein Nordostwind; auf der südlichen hingegen wird aus dem Südwind ein Südostwind. Diese Winde, die sogenannten Passatwinde*), wehen in der heissen Zone das ganze Jahr hindurch mit grosser Regelmässigkeit in einerlei Richtung und sind desshalb für die Schifffahrt auf den grossen Weltmeeren von unberechenbarer Wichtigkeit.

Wir wollen uns nun aber auch nach den ferneren Schicksalen der erwärmten Luft umschauen, welche in den Tropen den beständig aufsteigenden Strom bildet.

Je höher die Luft über der heissen Zone sich erhebt, desto mehr kühlt sie sich ab; in Folge dessen wird sie wieder dichter und fängt an zu sinken. Da aber unter ihr der schwere, kalte Polarstrom gleichsam einen festen Boden bildet, so fliesst sie auf dieser Luftschicht nach beiden Seiten, nördlich und südlich ab. An den Grenzen der Passate aber, in

*) Passat- oder Passagewind, nämlich ein Wind, der den Handelsschiffen die Passage von Europa nach Amerika möglich macht.

der Nähe der Wendekreise, sinkt sie zu Boden, strömt nun als Oberflächenwind den Polen zu und bildet so den zweiten auf der Erde herrschenden Wind, den man nach seinem Ursprunge passend Aequatorialstrom nennt. Für uns ist derselbe ein Südwind, für die südliche Erdhälfte natürlich ein Nordwind. — Aber so, wie der Polarstrom bei seinem Fortrücken gegen den Aequator sich allmählich in einen Ostwind umänderte, so bringt aus denselben Gründen der zu den Polen abfliessende Luftstrom eine grössere Umdrehungsgeschwindigkeit mit sich, als die dortige Luft hat; er läuft also schneller als die Erde von Westen nach Osten, was nothwendig die Erscheinung eines Westwindes hervorruft. Aus dieser Richtung von West her und der vom Aequator gegen den Pol gleichzeitig stattfindenden Bewegung der Luft wird demnach auf der nördlichen Halbkugel ein Südwest-, auf der südlichen ein Nordwestwind entstehen.

Diesem Aequatorialstrom kommen gerade die entgegengesetzten Eigenschaften zu, wie dem Polarstrom; er ist leichter, wärmer und feuchter und bedingt daher Bildung von Wolken, Regen, Schnee u. dgl.

Durch beide Ströme in Verbindung mit einander wird in der gesammten Atmosphäre der Erde eine beständige Circulation unterhalten, und gerade durch diesen Kreislauf hat die Weisheit des Schöpfers es unmöglich gemacht, dass auf irgend einem Punkte der Erde die für das Leben der Menschen und Thiere so nothwendige Lebensluft vollständig verzehrt werde, oder ein schädlicher, z. B. Kohlenstoff, sich übermässig anhäufe.

Sobald wir die Grenzen der Passate gegen die Pole überschreiten, treten wir in ein Gebiet, welches sich durch die Unregelmässigkeit und Veränderlichkeit seiner Lufströmungen auffallend von dem vorigen unterscheidet. „Unbeständig,“ „veränderlich,“ „flüchtig wie der Wind,“ sind sprüchwörtliche Redensarten. Auf der nördlichen Halbkugel kommt während des Jahres der Südwest, und nächst ihm der Nordost am häufigsten vor. Jenes ist der herabgesunkene Aequatorialstrom, auch oberer Passat genannt; dieses der den untern Passat unterhaltende nördliche Strom. Fast alle Witterungserscheinungen der gemässigten Zone sind Folgen des Kampfes zwischen diesen beiden Hauptströmen, welche manchmal übereinander wehen, zu andern Zeiten aber nebeneinander sich fortbewegen und daher an ihrer Berührungsstelle Wirbel erzeugen, ähnlich wie wir sie an der Mündung eines Flusses in einen andern beobachten. Wie aber geschieht die Veränderung des Windes aus dem südlichen in den nördlichen Strom? Aufmerksame Beobachtungen haben gelehrt, dass diese Veränderung keineswegs ohne Regel ist, sondern dass, wenn z. B. der Wind in Südwest steht, derselbe fast immer in einen Westwind sich verwandelt, dann durch Nord nach Ost und dann nach Süden geht, um wieder nach Südwest zu kehren und seinen Kreislauf von Neuem zu beginnen. —

Da aber die Luftströme nicht wie unsere Flüsse in feste Betten eingeschlossen sind, so schwankt ein Wind oft lange hin und her, bis er jenen regelmässigen Lauf, die D r e h u n g d u r c h d i e W i n d r o s e macht.

---

66. Das Barometer.

Galilei, ein italienischer Gelehrter, entdeckte in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts durch Versuche, welche er mittelst Luftpumpe und Wage anstellte, die Schwere der Luft. Bald nach seinem im Jahre 1644 erfolgten Tode gelang es andern gelehrten Männern herauszufinden, wie schwer alle die Erde umgebende Luft zusammengenommen ist. — Wenn man bedenkt, daß Niemand genau weiß, wie hoch die Luftschicht ist, welche die Erde umgibt, daß Keiner je ihre Grenzen gemessen hat, noch messen wird, so klingt es etwas verwegen, wissen zu wollen, welches Gewicht die gesammte Atmosphäre habe. Und doch weiß man genau, daß die Luft gerade so stark auf die Erde drückt, als läge eine 28 Zoll hohe Schichte Quecksilber, oder eine 32 Fuß hohe Schichte Wasser auf ihr. Eine Quecksilbersäule von 1 Zoll Breite, 1 Zoll Dicke und 28 Zoll Höhe wiegt 14 Pfund; demnach drückt die Luft auf jeden Quadratzoll der Erdoberfläche mit einem Gewicht von 14 Pfund, was auf einen Quadratfuß ungefähr 20 Zentner, auf eine Quadratmeile 14,000 Millionen Zentner ausmacht.

Das Instrument, mit welchem man die Stärke des Luftdruckes messen kann, heißt Barometer (Schweremesser), im gewöhnlichen Leben Wetterglas genannt. Laß dir Einiges über die Erfindung und Anwendung dieses Instrumentes erzählen.

Wenn man den Kolben in der Röhre eines Pumpbrunnens von der Oberfläche des Wasserspiegels aufwärts zieht, so folgt das Wasser (wie in einer Spritze) dem Kolben nach, und begleitet ihn bis zu einer Höhe von 32 Fuß. Mag sich nun die Röhre nach oben noch so sehr

verlängern, und möge der Kolben auch immer weiter empor gezogen werden, das Wasser folgt nicht weiter nach; es bleibt auf der Höhe von 32 Fuß stehen. — Dies wußten schon die Alten, aber sie kannten die Ursache dieser Erscheinung nicht und sagten deßhalb, das Wasser folge dem Kolben, weil die Natur einen „Abscheu vor dem leeren Raum“ habe. Da kam nun ein junger italienischer Gelehrter, ein jüngerer Zeitgenosse Galilei's, Namens Toricelli, auf den Gedanken, zu untersuchen, wie wohl dieses Experiment ausfallen möchte, wenn man eine schwerere Flüssigkeit nähme, als das Wasser ist; wenn man etwa Quecksilber nähme, das 13mal schwerer ist als das Wasser. Einen Brunnenschacht voll Quecksilber hatte nun aber Toricelli nicht, und deßwegen machte er seinen Versuch auf folgende, sehr sinnreiche Art. Er nahm eine drei Fuß lange Glasröhre, welche an einem Ende offen, am andern zugeschmolzen war, und füllte sie mit Quecksilber voll. Darauf verschloß er das offene Ende mit einem Druck seines Fingers, und brachte es so in ein bereit gehaltenes Gefäß mit Quecksilber, daß das offene Ende der Röhre zwar unter den Spiegel des Quecksilbers, aber nicht bis auf den Boden des Gefäßes reichte. Dann zog er den Finger weg, und die senkrecht im Gefäß stehende Röhre entleerte ihren Inhalt nur so weit, daß das Quecksilber in einer Höhe von 28 Zoll in der Röhre stehen blieb. — Der Versuch war gelungen! Wie Toricelli vermuthet hatte, so war es: die 13mal schwerere Flüssigkeit hatte ihren „Abscheu vor dem leeren Raume“ genau auf 13mal kürzerem Wege überwunden. — Deßhalb war aber Toricelli noch um nicht viel klüger; denn die Ursache der ganzen Erscheinung war darum noch nicht erklärt. Er beobachtete indeß sein Instrument recht fleißig, und da

fand er, daß das Quecksilber in der Röhre bald um ein Weniges steige, bald falle. Das brachte ihn erst auf den rechten Gedanken. Der Abscheu der in ihren Gesetzen unwandelbaren Natur, dachte er, könne nicht bald größer, bald geringer sein, und sprach die Meinung aus, daß hier wohl der Druck der Luft die bewegende Kraft sein müsse. Bald darauf, im Jahre 1647, starb Toricelli. Vor seinem Tode hatte er französischen Gelehrten von der Sache Kunde gegeben, und diesen glückte es bald, durch Versuche die Annahme Toricelli's zu bestätigen. Der erste Versuch wurde auf einem 3000 Fuß hohen Berge gemacht; hier fiel das Quecksilber um drei Zoll. Durch die Besteigung des Berges war die auf das Quecksilber drückende Luftsäule um 3000′ verkürzt, sie mußte also auch leichter sein, und konnte demselben nicht mehr mit dem vorigen Druck die Wage halten.

Du weißt, daß die Luft zusammendrückbar, daß sie in einem hohen Grade elastisch ist, und mußt deßhalb begreifen, daß die Luftschichten der Atmosphäre, je tiefer sie liegen, eine um so stärkere Pressung durch das Gewicht der obern Luftschichten erleiden. Aus diesem Grunde nimmt der Druck der Luft bei gleichen Entfernungen (nach der Höhe gemessen) in ungleichen Verhältnissen ab. 63 Fuß hoch über dem Meeresspiegel fällt das Quecksilber um eine Linie; um es eine weitere Linie fallen zu machen, muß man höher als 63 Fuß steigen, und nicht bei 10 × 63 oder 630 Fuß, sondern erst bei 714 Fuß fällt es um 10 Linien. In Gegenden, welche tiefer liegen als der Meeresspiegel, steigt das Quecksilber. Am kaspischen Meere, welches 80 Fuß unter dem Meere steht, ist der Barometerstand fast um 2 Linien höher; am todten

Meere, dessen Niveau*) 1200 Fuß unter jenem des Mittelmeeres liegt, füllt das Quecksilber den sonst über der Quecksilbersäule stehenden luftleeren Raum (die Toricellische Leere) vollkommen aus.

Diese Eigenschaften des Barometers sind es, durch welche es vorzüglich zu Höhenmessungen tauglich ist. Gewöhnlich betrachtet man es aber als einen Wetterpropheten und nennt es deßhalb Wetterglas. Zu dieser Vorstellung, die indeß keine ganz richtige ist, kam man auf folgende Art.

Die Luft, welche aus den nördlichen Breiten als Nord- und Ostwind zu uns strömt, hat wenig Wassergehalt und ist deßhalb schwerer, bringt also das Barometer zum Steigen, und hat eben wegen ihres geringen Wassergehaltes selten Regen in ihrem Gefolge. Die Luft, welche von Süden her, als Süd- und Westwind zu uns streicht, ist wärmer, leichter, mit Wasserdünsten stark angefüllt; ihr geminderter Druck bringt das Barometer zum Fallen und bringt uns häufig wässerige Niederschläge. Man pflegt also zu sagen: wenn das Barometer steigt, wird es schön Wetter; fällt das Barometer, dann regnet es u. s. w. Das trifft bei Weitem nicht allemal zu, ja, es findet oft das Gegentheil statt. Ist z. B. die Luft bei uns stark mit Feuchtigkeit beladen und wird diese Feuchtigkeit durch einen warmen Südwind aufgelöst gehalten, so steht das Barometer sehr tief, aber es regnet nicht; nun kommt aber ein kalter Nordwind, der die Wasserdämpfe zu Tropfen gerinnen macht, und sieh! es regnet, obwohl das Barometer sehr hoch steht. Tritt darauf ein lauer Südwind herzu, der den in der

*) spr. Niwoh = Wasserspiegel.

Luft schwebenden Wasserstoff wieder auflöst, so sinkt das Barometer, aber der Regen hört auf. — Das Barometer ist zu meteorologischen Beobachtungen ein unentbehrliches Instrument, aber als Wetterprophet ist es und kann es nicht zuverlässig sein.

Genaue und anhaltende Beobachtungen des Barometers haben ergeben, daß ein Steigen und Fallen desselben auch bei unveränderter Beschaffenheit der Luft täglich und regelmäßig stattfinde. Am Aequator wechselt das Eintreten des niedrigsten Barometerstandes um 4 Uhr Nachmittags und 4 Uhr Morgens mit dem höchsten Stande um 9 1/4 Uhr Morgens und 10 1/4 Uhr Abends so regelmäßig, daß man, wie A. v. Humboldt aus eigener Erfahrung bestätigt, aus dem Barometerstande die Tagesstunden bestimmen kann, ohne mehr als eine Viertelstunde zu irren. Diese Erscheinung rührt von der Ebbe und Fluth in der Luft her, die aber nicht wie jene des Meeres vom Einflusse des Mondes, sondern von der täglich wechselnden Erwärmung der Erde durch die Sonne hervorgerufen wird. Die Höhenunterschiede der Quecksilbersäule sind in dieser Beziehung sehr gering; sie betragen am Aequator nur 1 Linie, unter dem 70° n. B. bloß 1/5 Linie. Um sich die Beobachtung zu erleichtern, nahm man zur Füllung der Barometer Wasser statt Quecksilber. Dadurch bekam man eine Säule von 32 Fuß, bei welcher sich die Unterschiede statt in Linien und Zollen, in Zollen und Fußen anzeigten. Von diesen Instrumenten ist man aber abgekommen, da sie wegen ihrer ungeheuren Größe unpraktisch sind, im Winter eingefrieren, und weil sich am obern Ende der Wassersäule Luftblasen bilden. In neuerer Zeit haben die Gelehrten Vitriolöl als Füllung

vorgeschlagen, das nicht gefriert und bei seiner größern Schwere nur eine 18 Fuß hohe Säule machen würde. — Zu München in der Eisenmannsgasse (Firma Greiner) kannst du ein ähnliches Riesenbarometer an einem Hause angebracht sehen. Dasselbe ist mit Glycerin (dem sogenannten Fettsüß, einem Grundbestandtheil jeder Fettart) gefüllt, das ebenfalls schwerer ist als Wasser, und bei unsern Temperaturgraden nicht gefriert.

Das Barometer findet seine Anwendung auch bei Messung des Dampfes und heißt dann Manometer. Die zum gewöhnlichen oder auch wissenschaftlichen Gebrauche eingerichteten Instrumente werden sehr verschieden angefertigt, sind aber im Allgemeinen entweder Gefäß- oder Heberbarometer. Warum sie so genannt werden, dies ist aus der nachfolgenden Zeichnung des Toricelli'schen und unseres gebräuchlichen, heberförmig gebogenen Barometers leicht ersichtlich.

Im Allgemeinen ist noch zu bemerken, daß der Durchmesser der Quecksilbersäule eines Barometers nicht weniger als 1 Linie betragen soll. Je stärker die Quecksilbersäule, desto besser ist das Instrument, vorausgesetzt, daß das Füllungsmetall ein sorgfältig ausgeglühtes und gereinigtes sei.

Fig. 1: Toricelli's Gefäßbarometer. In das Quecksilbergefäß G taucht das Rohr R, in welchem das Quecksilber bis zur „Kuppe" K gehoben ist. Die Quecksilbersäule, welche der atmosphärischen Luft das Gleichgewicht hält, reicht vom Niveau N des Quecksilbers im Gefäß bis zur Kuppe, und diese Länge der Quecksilbersäule gibt den Stand des Barometers an. Das Gefäß ist oben bei O offen, damit die atmosphärische Luft eindringen, auf die Quecksilberoberfläche im Gefäße drücken, und dadurch das Quecksilber in der Röhre heben könne. Oben in der Röhre über der Quecksilber-

Fig. 1.

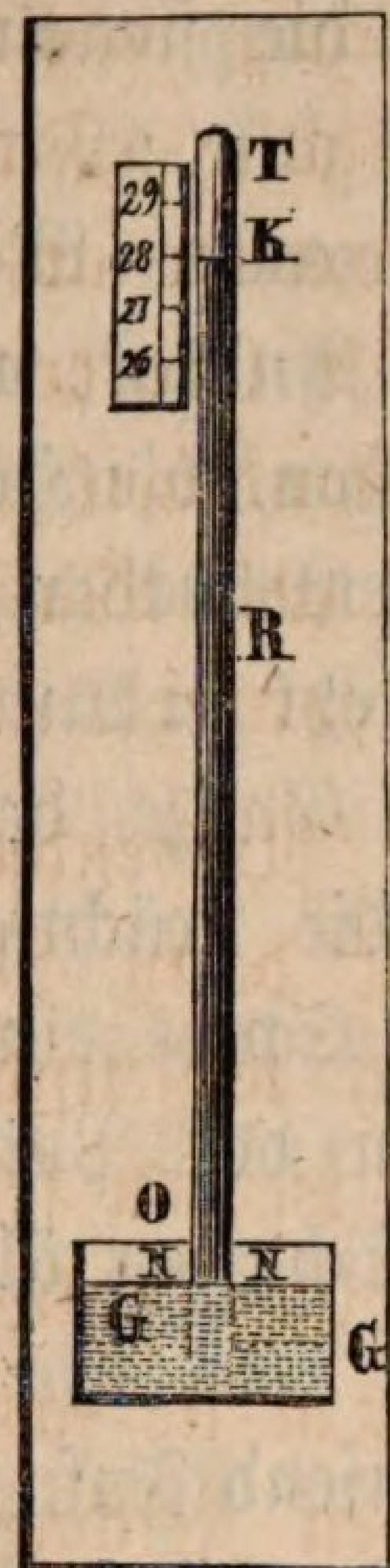
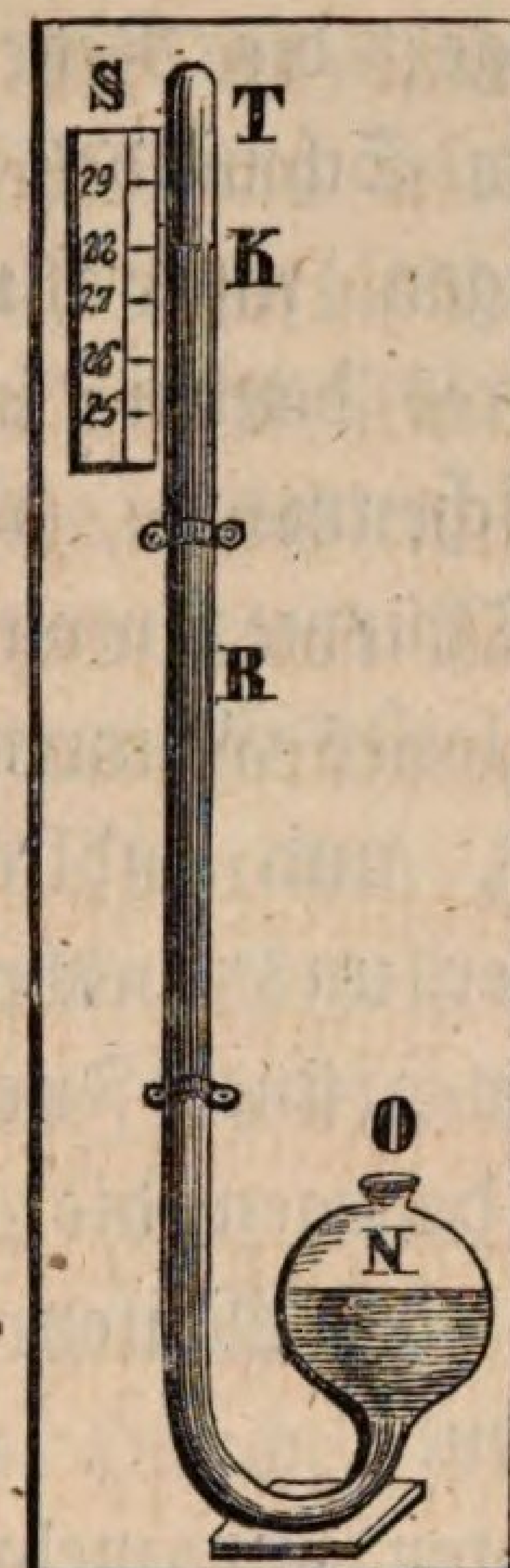


Fig. 2.



kuppe ist der luftleere Raum, „die Toricelli'sche Leere.“ Die Skala S, auf welcher einige (in Linien eingetheilte) Zolle aufgezeichnet sind (für gewöhnlichen Gebrauch vom 26. bis zum 29. Zoll), ist am Gestell befestigt. Sie bezieht sich auf das Steigen oder Fallen der Kuppe. Fig. 2: das Heberbarometer. (Die Buchstabenbezeichnung hat dieselbe Bedeutung wie beim Gefäßbarometer.)

---

67. Eine Luftfahrt.

Wir wurden bald einig. Herr Reichardt gab seinen Ballon her, und ich trug die Kosten; sie kamen mich auf 600 Thaler zu stehen. Der Tag, den wir wählten, war einer der schönsten; kaum ein Wölkchen war am Himmel zu erblicken. Halb Berlin hatte sich auf Plätzen und Straßen versammelt, und mitten aus der bunten Menge erhoben wir uns, sobald ich die Gondel bestiegen, lang-

sam gen Himmel. Diese Gondel war freilich nicht größer, als eine Wiege; die Netze aber, die sie umgaben, verhinderten jeden Schwindel.

Wir stiegen nur allmählich auf. Man kann sich nichts Schöneres denken, als den Anblick, wie nach und nach die Menschenmenge, die Straßen, die Häuser, endlich die höchsten Thürme immer kleiner wurden, der frühere Lärm erst in leises Gemurmel, zuletzt in lautloses Schweigen überging, und endlich das Ganze der verlassenen Erde sich unter uns ausbreitete, die prächtigen Linden*) nur noch einer grünen Furche, die Spree einem schwachen Faden glich, dagegen die Pappeln der Potsdamer Allee riesenmäßige, viele Meilen lange Schatten über die weiten Flächen warfen.

So mochten wir mehrere tausend Fuß gestiegen und einige Stunden sanft fortgeweht worden sein, als sich ein neues, noch großartigeres Schauspiel vor uns entfaltete. Rund umher am Horizont stiegen nämlich drohende Wolken schnell nach einander empor, und da man sie hier nicht, wie auf der Erde, bloß an ihrer untern Fläche, sondern in ihrer ganzen Höhe sah, so glichen sie weit weniger gewöhnlichen Wolken, als ungeheuern, schneeweißen Bergketten von den auffallendsten Formen, die sich alle über uns hinweg stürzen zu wollen schienen. So rückten sie, von allen Seiten uns umzingelnd, immer näher heran. Wir aber stiegen noch schneller und waren schon hoch über ihnen, als sie endlich in der Tiefe zusammenstießen und wie ein vom Sturm bewegtes, wogendes Meer sich über und durch einander wälzten, und die Erde bald gänzlich unserm Blicke entzogen. Nur

*) Die prachtvollste Straße Berlins, mit herrlichen Linden bepflanzt.

zuweilen zeigte sich hier und da ein unergründlicher Schacht, vom Sonnenlicht grell erhellt, wie der Krater eines feuerspeienden Berges und schloß sich dann wieder durch neue Massen, die in ewigem Gähren, bald blendend weiß, bald dunkel, bald schwarz, fort und fort sich hier über einander thürmten, dort bodenlose Spalten und Abgründe bildeten. Nie habe ich auf Bergen etwas Aehnliches erlebt.

Höchst seltsam ist auch das Gefühl gänzlicher Einsamkeit in diesen, von allem Irdischen scheinbar abgezogenen Gegenden. Man könnte sich fast schon auf dem Wege hinüber glauben, als eine Seele, die zum Jenseits aufflöge. Die Natur ist hier ganz lautlos; selbst den Wind bemerkt man nicht, da man ihm keinen Widerstand leistet und mit dem leisesten Hauche fortgeweht wird. Nur um sich selbst drehte sich zuweilen die kleine Wiege mit ihrem übergroßen Ballon, gleich einem Vogel, der sich im blauen Aether schaukelt.

Wir fingen an zu sinken und mußten mehrere Male von dem sparsam werdenden Ballast auswerfen, um wieder zu steigen. So hatten wir uns fast unbemerkt in das Wolkenmeer getaucht, das uns nun ringsum wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine Beleuchtung von seltsamer Wirkung, die eine geraume Zeit anhielt. Endlich zertheilten sich die Wolken und schifften nur noch einzeln am wieder klaren, blauen Himmel umher. Als sollte nun unserer glücklichen Fahrt auch keines selbst der seltensten Ereignisse fehlen, so erblickten wir jetzt erstaunt auf einem der größten Wolkengebirge das treue Abbild unserer Personen und unseres Ballons, aber in riesenhaften Größen und von bunten Regenbogenfarben umgeben. Wohl eine halbe Stunde schwebte uns das gespenstige Spiegelbild

fortwährend zur Seite, jeder dünne Bindfaden des uns umgebenden Netzes zum Schiffstaue angeschwollen, wir selbst aber gleich zwei unermeßlichen Riesen auf dem Wolkenmeere thronend.

Gegen Abend ward es wieder trübe in der Höhe. Wir fielen mit beunruhigender Schnelle. Ein dichter Nebel umgab uns eine Weile, und als wir nach wenigen Minuten durch ihn herabgesunken waren, lag plötzlich von Neuem die Erde im hellsten Sonnenschein unter uns. Wir waren im vollkommensten Fallen begriffen und sahen dabei nichts unter uns als Wasser (die vielen Arme und Seen der Havel), nur hie und da mit Wald untermischt, auf den wir uns möglichst hinzulenken versuchten. Der Wald erschien mir aus der Höhe nur wie ein niederes Dickicht, dem wir uns jetzt mit der größten Schnelligkeit näherten. Es währte auch nicht lange, so hingen wir wirklich in den Aesten eines dieser — Sträucher. Ich machte schon Anstalt zum Aussteigen, als mir Herr Reichardt zurief: „Um's Himmelswillen! rühren sie sich nicht; wir sitzen auf einer großen Fichte!“ So sehr hatte ich in Kurzem den gewöhnlichen Maßstab verloren, daß ich mehrerer Sekunden bedurfte, ehe ich mich überzeugen konnte, daß seine Behauptung ganz wahr sei.

Wir hingen indeß ganz gemächlich in den Aesten des geräumigen Baumes, wußten aber durchaus nicht, wie wir herunter kommen sollten. Lange riefen wir vergebens um Hülfe; endlich kam in der schon eingetretenen Dämmerung ein Offizier auf der nahen Landstraße hergeritten. Er hielt unser Rufen zuerst für irgend einen ihm angethanen Schabernack. Endlich entdeckte er uns, hielt höchst verwundert sein Pferd an, kam näher und schien immer noch seinen Augen nicht trauen zu wollen, noch zu be-

greifen, wie dieses seltsame Nest auf die alte Fichte gerathen sei. Wir mußten ziemlich lange von unserer Höhe unterhandeln, ehe er sich entschloß, nach der Stadt zurückzureiten, um Menschen, Leitern und einen Wagen zu holen. Zuletzt ging Alles gut von statten; aber in dunkler Nacht erst fuhren wir in Potsdam ein, den wenig beschädigten, nun leeren Ball in unsern Wagen gepackt und die treue Gondel zu unsern Füßen.

---

68. Der Schall.

Die reichen Abstufungen der Töne und Laute, welche wir in der belebten und leblosen Natur finden, sind von tiefer Wirkung auf das menschliche Gemüth. Diese Naturtöne, Naturstimmen, erfüllen es mit den Empfindungen des Vergnügens, der Freude, des Wohlbehagens, aber auch mit denen der Wehmuth, der Furcht und des Schreckens. Bald lauschen wir diesen Stimmen mit Lust, bald mit Zagen und Entsetzen. Wir zittern zusammen. Und für keinen andern Vorgang in der Natur ist unsere Sprache reicher, als für die Bezeichnung der verschiedenen Töne, die unser Herz entzücken und erschüttern. Leise flüstert es in dem leichtbeweglichen Schilfe des einsamen Weihers; in dem Laube des Lindenbaumes säuselt der Abendwind; es rauscht der Wald, es braust der Wind, er heult und stürzt vom schrillsten Pfiff in wahrhaft schwindelnder Skala herab in die Tiefen eines Basses, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erschüttert. Hoch über uns in den Lüften brummt und rollt und grollt der Donner. Lieblich däucht uns das sanfte Rieseln eines Mairegens. Er tröpfelt und rauscht heimlich in den

Blättern der Bäume, rinnt leise über Dächer herab. Es murmelt die Quelle, es plätschert die Welle, es kocht und tost und donnert der Wasserfall. Der Schnee knarzt und kracht, das Feuer knistert und prasselt. Wer aber könnte all die Bezeichnungen nennen, die die Sprache den verschiedenen Naturstimmen gegeben? Und erst dann, wenn es gelten sollte, die zahllosen Thierstimmen zu bezeichnen! Welch gewaltige Abstufung zwischen dem Flöten der Amsel und dem Brüllen des trotzigen Stieres, dem Summen der Biene und dem Brummen des Bären!

Was aber ist es, das die Mannichfaltigkeit all dieser Töne und Laute in uns vermittelt, in unserm Ohre erzeugt? Die Luft ist es, die all' diese Wunder in uns bewirkt.

Streicht man mit dem Fiedelbogen über eine Saite, schlägt man mit dem Hammer auf eine feste Unterlage, stößt oder reibt man zwei Gegenstände an einander rc., so gerathen alle oder mehrere Theilchen dieser Körper in schwingende Bewegung (Oscillation). Diese schwingenden Bewegungen nimmt man an der Saite mit dem Auge wahr, wenn sie nicht einen gewissen Grad von Geschwindigkeit überschreiten; man fühlt sie, wenn man die Hand auf die tönende Glocke legt. Diese zitternde Bewegung der Körper theilt sich aber auch der Luft mit, welche den Körper umgibt; die Luft schwingt mit und geräth dann in ähnliche Wellen wie das Wasser, in welches ein Stein geworfen wird. Diese Wellen oder bewegten Lufttheile verbreiten sich immer weiter nach allen Richtungen, bilden immer größere Kreise, bis sie zu unserm Ohre gelangen und von demselben vernommen werden. Die so entstandene und wahrgenommene Lufterschütterung nennen wir

den **Schall**, die schwingenden Bewegungen der Luft aber heißen **Schallwellen**.

Die Schallwelle muß aber auch eine gewisse Stärke besitzen, um unser Gehörorgan zu berühren. In dieser Beziehung finden wir eine große Verschiedenheit bei den einzelnen Menschen, welche theils einer natürlichen Anlage, theils der Uebung zuzuschreiben ist, indem der Eine noch deutlich einen Schall vernimmt, der bei dem Andern schon ungehört vorübergeht. Am auffallendsten zeigt sich dies bei Tönen aus der Ferne; denn da sich die Schallwellen nach allen Seiten in immer größer werdenden Kreisen oder vielmehr Kugelflächen ausbreiten, so werden sie, je weiter vom Ursprungsort, immer schwächer und erreichen in bestimmter Entfernung, je nach Verhältniß der ursprünglichen Stärke, eine Grenze, wo sie aufhören, wahrnehmbar zu sein.

Jede Schallwelle, ist sie stark genug, ist hörbar und bildet einen Schall, **Mehrere** dergleichen in **unregelmäßiger Folge** bilden ein **Geräusch**, in **regelmäßiger Folge** dagegen einen **Ton**, dessen Höhe oder Tiefe von der größern oder geringern Zahl der in einer Sekunde sich folgenden Schallwellen abhängt. So z. B. hört man das A der gewöhnlichen Stimmgabel, sobald in einer Sekunde 440 Schallwellen, die ein und denselben Ursprung haben, unsere Gehörnerven treffen; bei 220 Schallwellen vernimmt man das A acht Töne tiefer, bei 880 das A acht Töne höher. Mindestens 8, höchstens 2400 Wellen in der Sekunde werden von uns als **Ton** vernommen. Unser Gehör umfaßt also 8½ Oktave.

Die Luft ist es also, die in uns den Schall, die Töne, die Wunder der Harmonie erzeugt. Ohne sie würden wir nichts hören, herrschte Todtenstille um uns. Unter der

Glocke der Luftpumpe kann ein Schlagwerk nicht tönen; der luftleere Raum jenseits der Atmosphäre pflanzt keinen Ton fort; und die furchtbarste Explosion, die den Mond in Staub zersprengte, würde für uns immer ein unhörbares Schauspiel sein. — Bald leiser, bald lauter schlagen die Wellen der Luft an unser Ohr. Je klarer und dunstfreier die Atmosphäre, je dichter die Luft ist, desto vernehmbarer und kräftiger sind die Töne und Klänge. Auf hohen Bergen ist der Knall der Pistole schwächer, als im Thale; in der zusammengepreßten Luft der Taucherglocke verursacht das sonst geringste Geräusch dem Taucher unleidlichen Schmerz im Ohr. Auch die Bewegung der Luft und die Richtung der Winde verändert die Kraft des Schalles. So hört man den Klang der Glocke wenig oder nicht auf der Seite, von welcher der Wind her weht; dagegen werden die Klänge weithin getragen, wohin der Wind sich bewegt. So hört man Nachts schärfer jedes Geräusch und fernhin jeden Ton, wie man dies am Tage nicht wahrzunehmen vermag, weil in der Nacht die durch die Sonnenstrahlen hervorgebrachten Luftströmungen wegfallen, und wohl auch die Luft, weil kühler, dichter ist.

Die Luft ist zwar das hauptsächlichste Fortpflanzungsmittel des Schalles, aber sie ist nicht das einzige. Wenn Jemand an einen langen Balken an dem einen Ende desselben klopft, so vernimmt der, welcher sein Ohr an das andere Ende hält, dieses Klopfen deutlicher, als wenn er aufgerichtet dem Klopfenden weit näher tritt. Eben so hört man, wenn man das Ohr auf die Erde legt, die Huftritte der Pferde, einen fahrenden Wagen in bedeutender — ja Kanonendonner in meilenweiter Entfernung. Es gibt demnach viele Körper, die wir als Schallleiter bezeichnen können. Solche Körper müssen eine

gewisse Elasticität haben; durch sie wird dann der ursprüngliche Schall sehr verstärkt. Die Resonanzböden bei Saiten- und Flügel-Instrumenten, das Metall bei Glocken, an Hörnern und Trompeten, die Gewölbe in Sälen und Kirchen verstärken den Schall.

Wer einen in einiger Entfernung arbeitenden Holzhacker aufmerksam beobachtet hat, wird vielleicht schon mit Verwunderung bemerkt haben, daß er den Klang der Axt nicht augenblicklich nach dem Niederfallen, sondern erst, wenn dieselbe wieder über dem Haupte des Holzhauers geschwungen ist, vernommen habe. — Zwei Männer, deren Uhren auf die Sekunde gleich gehen, stehen in verschiedenem Abstande von einer Kanone, nehmen wir an, der erste eine Viertelstunde, der zweite eine Stunde weit von derselben entfernt; beide haben mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Augen auf die Zeiger ihrer Uhren gerichtet, um ganz genau die Zeit bestimmen zu können, wann sie den Knall der Kanone hören. Der Kanonier feuert sein Geschütz ab: der eine Stunde Entfernte wird eine viel spätere Zeit angeben, daß er den Donner gehört habe, als der nur eine Viertelstunde Entfernte, während auch diesem wieder der Kanonier bedeuten wird, daß er sein Geschütz schon mehrere Sekunden früher, als er den Knall vernommen, abgefeuert habe. — Der Schall braucht nämlich eine gewisse Zeit, um von dem schallenden Körper in unser Ohr zu kommen. Durch oft wiederholte Versuche hat man gefunden, daß er in einer Sekunde einen Weg von 1080 Fuß, also eine Meile in 24 Sekunden, zurücklegt.

Wie die an's Ufer schlagende Welle von demselben abprallt, und in rückgängiger Bewegung wieder über das Wasser eilt, so auch die Schallwelle, wenn sie auf einen

dichteren Körper trifft. Kehrt sie in der Richtung nach ihrem Ausgangspunkte zurück, so wird sie vom Ohr zum Zweitenmale vernommen. Wir nennen das — Echo, Wiederhall. Echo's, welche eine, zwei, drei und mehr Silben deutlich unterscheidbar zurückwerfen, nennt man ein-, zwei-, drei- 2c. silbige. Da man nun in einer Sekunde 4 Silben sehr deutlich aussprechen kann, so würde, wo ein viersilbiges Echo entstehen soll, die zurückwerfende Wand, ungefähr 1080′ von dem Ausgangspunkt des Schalles entfernt sein müssen, wogegen zu einem einsilbigen Echo diese Entfernung nur 135′ zu betragen braucht, da hier der Schall zum Hin- und Herwege je 1/8 Sekunde braucht. Dies dürfte wohl auch die geringste Entfernung sein, in welcher ein Echo deutlich vernommen werden kann. In Sälen und Kirchen entsteht nur ein sogenannter Mithall. Ist der Ausgangspunkt des Schalls dagegen zu weit von der reflektirenden Wand entfernt, so verlieren die zurückgeworfenen Schallwellen zu sehr an Stärke, um, an ihrem Ausgangspunkte wieder angelangt, noch einen Ton hörbar werden zu lassen. Uebrigens ist zur Entstehung eines Echo's nicht gerade immer eine harte Wand nöthig; sondern es genügen hiezu auch andere Flächen, wie die Umgrenzungsfläche eines dichten Waldes, ja selbst einer gewaltigen Wolkenmasse.

Sind mehrere reflektirende Wände vorhanden, so entsteht ein mehrfaches Echo. Ein solches ist das am Lurlei-Felsen am Rhein, welches bei günstiger Luft einen Pistolenschuß 17mal vernehmen lassen soll. Eines der merkwürdigsten aber ist das Echo in der Simonetta bei Mailand. Dieses Haus hat drei Flügel und einen von drei Seiten des Gebäudes eingeschlossenen innern Hof, da die vierte Seite mit dem offenen Lande in Verbindung

steht. In diesem Hofe nun, oder vielmehr von einer Wand dieses Hofes zur andern, vernimmt man das so berühmte Echo. Eine seiner Wände ist mit gar keiner Oeffnung und die andere nur mit wenigen Fenstern versehen; die Erscheinung entwickelt sich besonders aus dem letzten dieser Fenster, nämlich aus jenem, welches im innern Winkel des Gebäudes liegt. Stößt man da einen Laut des Lachens aus, so ertönt alsbald von allen Seiten schallendes Gelächter; schlägt man die Hände zusammen, so vernimmt man ein Klatschen, gleich jenem eines stürmischen Theaterbeifalls; feuert man ein Pistol ab, so wird man von ganzen Batterie-Salven betäubt. Die Wiederholung der Töne beginnt mit einem eigenthümlichen wirbelnden Sausen, schwillt an, vermindert sich allmählich und verschwindet zuletzt in einen unbestimmten Lärm. Wer die Wiederholung jener Töne zusammenrechnet, zählt deren an dreißig.

Wenn der Schallwelle von den äußern festen Umgebungen genau die Bahn vorgeschrieben wird, so kann die Schallwelle auf weite Entfernung von ihrem Ursprunge einem Menschen vernehmbar werden, während sie allen dazwischen, aber nicht gerade in ihrer Bahn stehenden Personen unhörbar bleibt. So findet man besonders in gothischen Kirchen, daß Worte, an e i n e m Pfeiler leise gesprochen, an einem entfernteren Pfeiler deutlich gehört werden, während dazwischen stehende Personen keinen Laut vernehmen. — Dieselbe Erscheinung findet sich im Karyatidensaale *) des Louvre **), dessen

*) Karyatiden, eine Art tragender Säulen, welche die Gestalt des oberen Theiles weiblicher Körper haben, von den zu Sclavendiensten verurtheilten Weibern der treulosen Stadt Karya im Peloponnes benannt.

**) Spr. Luhwer, der alte königliche Palast in Paris.

Decke der Länge des Saales nach cylindrisch gewölbt ist. Gegen beide Enden des Saales hin stehen auf dem Fußboden zwei Vasen. Spricht man nun in eine derselben leise, so kann eine Person, welche in die andere Vase hineinhorcht, die Worte vernehmen, als kämen sie aus der zweiten Vase selbst heraus. Der Schall wird nämlich von der ersten Vase schräg aufwärts nach der Decke des Saales geworfen, und alle diejenigen Schallwellen, welche letztere in der Mitte ihrer Längenausdehnung treffen, gelangen durch Zurückwerfung in die zweite Vase und werden hier ebenfalls reflektirt.

Wie es undurchsichtige Körper gibt und Körper, die die Wärmestrahlen wenig oder gar nicht durch sich durchlassen, so gibt es auch Körper, die die Schallwellen in ihrem Laufe aufhalten, und dieses um so mehr, je weniger elastisch der Körper ist. Wie das Licht an der Grenze zwischen einem dünneren und einem dichteren Körper, z. B. zwischen Luft und Wasser, nur theilweise in den dichteren eindringt, zum anderen größeren oder kleineren Theil aber zurückgeworfen wird, so wird auch die aus einem dünneren Körper, z. B. der Luft, in einen dichteren Körper übergehende Schallwelle jedesmal in zwei Theile zerlegt, einen, der als Echo, wenn auch als unhörbares, zurückgeworfen wird, einen andern, der in dem dichteren Körper sich fortsetzt. Wiederholt sich dasselbe oft hintereinander, so wird die Welle zuletzt so schwach, daß sie aufhört, hörbar zu sein. Daher dringt ein Ton wohl noch durch sehr dicke, aber gleichmäßig dichte Wände, während er in einer verhältnißmäßig dünnen Strohmatratze bei dem beständigen Wechsel von Stroh und Luft sich verliert.

Die Schallwellen breiten sich so lange aus, bis sie

von festeren Stoffen zurückgeworfen oder durch die große Ausbreitung so schwach werden, daß sie nicht mehr hörbar sind. Diese letztere Grenze ist sehr verschieden nach der ursprünglichen Stärke des Schalles und kann sehr weit von dem Erzeugungsorte des Schalles entfernt sein.

Im Jahre 1815 hörte man das Brüllen des Sumbawa-Vulkanes auf Java 900 englische Meilen weit über das Meer hin. — Aber auch die bereits wegen der Entfernung unhörbar gewordenen Schallwellen können unter Umständen hörbar werden. Wie schwaches Licht oder schwache Wärme im Brennpunkt eines Hohlspiegels wieder zu bedeutender Stärke concentrirt wird, so können auch von hohlen Flächen die schon unhörbar gewordenen Schallwellen so in einen Punkt zusammengeworfen werden, daß sie wieder auf's Neue dem Ohr vernehmbar sind. — Auf einem Schiffe, das längs der brasilianischen Küste fuhr, bemerkte man auf der Höhe von San Salvador, aber in einer Entfernung von mehreren hundert englischen Meilen von dieser Stadt, an einer bestimmten Stelle des Verdeckes, gerade der Höhlung des vom leichten Winde gespannten Segels gegenüber, während langer Zeit deutlich den Ton von Glockengeläute. Alle auf dem Schiffe Anwesenden kamen und überzeugten sich von dieser Thatsache. Zwei Monate nachher erfuhr man bei der Ankunft in San Salvador, daß an diesem Tage daselbst wegen eines katholischen Festes mit sämmtlichen Glocken geläutet worden sei.

---

69. Das Licht.

Zu den edelsten und herrlichsten Geschenken, die der Schöpfer uns gespendet, zählt das Licht. Durch das Licht

allein wird uns die Wunderherrlichkeit der Gotteswelt erschlossen. Finster, form- und farbenlos wäre ohne dasselbe die ganze Natur. Die Hauptquelle des Lichtes für unsere dunkle Erde ist die Sonne. Licht strahlt aus den Sternen über uns; im Blitze durchzuckt es die Wetterwolken; es sprüht aus der Flamme und blendet im künstlich erzeugten elektrischen Funken mit sonnigem Glanze das Auge. Licht schimmert aus der blauen Fluth des Wassers, aus faulem Holze und andern faulenden Stoffen. Es zieht mit stillem Glanze in lauen Sommernächten im Glühwürmchen und andern Käfern durch die Luft; mit feurigem Schimmer überschüttet es in zahllosen, dem Auge kaum bemerkbaren Thierchen das nächtliche Meer; es funkelt im ruhenden Stein. Licht athmet die saugende Pflanze, das vielgestaltete Thier, vor Allen der Mensch. Was inneres Leben und Wachsthum hat, drängt sich dem erfreulichen Lichte entgegen. Ein allgemeiner Trieb, Hunger und Durst nach Licht geht durch die Schöpfung. Mit Recht hat man daher das Licht, in dem eine schaffende Kraft liegt, die Seele der Natur genannt. Es beseelt, belebt, erfrischt und erheitert die Natur.

Was aber ist das Licht, und wie entsteht es? — Noch kein Forscher hat dieses Geheimniß gelöst, und nur Annahmen und Schlüsse, von gewissen Voraussetzungen bestimmt, sind es, die uns das Wesen des Lichtes einigermaßen erklären. Bis vor nicht allzulanger Zeit nahm man an, es gebe eine eigenthümliche Lichtmaterie, und jeder leuchtende Körper sende nach allen Seiten hin Theilchen dieser unendlich feinen, unwägbaren Materie aus. Mancherlei Erscheinungen in der Natur aber zeigten allmählich die Unhaltbarkeit und das Irrthümliche dieser

Ansicht, und die größten Naturforscher schließen nun über die Entstehung des Lichtes, wie folgt:

Den ganzen unendlichen Weltraum füllt eine unendlich feine, unwägbare Flüssigkeit aus, welche zugleich auch alle Körper durchdringt, und der man den Namen Weltäther gegeben hat. Welcher Art aber diese Substanz ist, weiß man gar nicht; darüber sind bis jetzt nicht einmal Vermuthungen zulässig; ihr Vorhandensein vermuthet man nur aus gewissen Erscheinungen*), deren Ursache anders sich nicht erklären läßt.

Es gibt nun Körper, welche die Eigenschaft haben, daß sie den Weltäther gleichsam erschüttern, ihn in Wellenbewegung, in Schwingungen versetzen, ähnlich denen, wie wir sie bei Entstehung des Schalles kennen gelernt haben. Die Körper, welche dieses vermögen, nennt man leuchtende, die Schwingungen des Weltäthers Lichtwellen. In rastloser Folge und mit einer Schnelligkeit von mehr als 40,000 Meilen in der Sekunde durchjagen die Lichtwellen das unendliche Aethermeer, verbreiten sich stets geradlinig als Strahlen nach allen Seiten hin, gelangen in unser Auge — wir empfinden, was wir Licht nennen.

Um uns nur einigermassen eine Vorstellung von der Geschwindigkeit der Lichtverbreitung zu machen, sei hier angeführt: die Sonne ist von der Erde 20 Millionen Meilen entfernt. Wäre es möglich, dahin zu gelangen, so brauchte ein Fußgänger, der Tag für Tag 10 Stunden zurücklegte, von der Erde bis zur Sonne mehr als 10,000

*) Zu diesen gehört insbesonders der — allerdings schwache — Widerstand, den die Kometen auf ihrem Laufe durch den Weltraum finden, wie dies an dem Enkischen Kometen, dessen Umlaufszeit um die Sonne regelmäßig sich verkürzt, erwiesen ist.

Jahre; eine Kanonenkugel, die in einer Minute 36,000′ zurücklegt, würde, wenn sie mit gleicher Geschwindigkeit fortflöge, 25 Jahre brauchen. — Der Lichtstrahl legt den Weg von der Sonne bis zur Erde in ungefähr 8 Minuten zurück.

In ihrem geraden Gange stoßen die Lichtwellen auf Körper, die in ihrem Wege liegen. Ist der Körper das, was wir undurchsichtig nennen, so werden die Lichtwellen zurückgeworfen, wie die an's Ufer schlagende Woge, wie Schallwellen, die uns das Echo bringen, und indem der undurchsichtige Körper die Lichtstrahlen aufhält, entsteht hinter demselben **Schatten**, der die Umrisse des Körpers hat, welcher ihn verursacht. — Fallen die Lichtstrahlen auf eine undurchsichtige, sehr glatte Fläche, so werden sie genau in derselben Richtung zurückgeworfen, in welcher sie einfallen, und es zeigt sich dann hinter der Fläche ein Bild des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen. Eine solche glatte Fläche heißt **Spiegel**. Die ebenen Spiegel zeigen das Bild in natürlicher Größe; die Hohlspiegel vergrößern, und die erhaben geschliffenen verkleinern den Gegenstand.

Die Lichtwellen gehen aber auch durch den Körper durch, wie die Welle durch einen in das Meer mündenden Kanal, wenn der Körper zu den sogenannten durchsichtigen gehört. Durch dieses gänzliche oder doch theilweise Zurückprallen der Lichtwellen werden uns die auch an sich dunklen Körper sichtbar, und aus den von denselben empfangenen Strahlen bildet sich der kunstvolle Bau des Auges die Gestalt der Dinge; ja nicht allein deren Gestalt, sondern auch die Farben der Dinge.

Du hast vielleicht schon beobachtet, daß, wenn die Sonnenstrahlen schief durch ein helles, mit reinem Wasser

gefülltes Glas gehen, am Boden neben dem Glase die Regenbogenfarben sichtbar werden. Deutlicher noch erfolgt diese Erscheinung, wenn man einen Lichtstrahl durch ein dreikantig geschliffenes Glas leitet. Die Gelehrten haben daraus geschlossen, daß jeder weiße Lichtstrahl nicht einfach sei, sondern aus sieben Farbenstrahlen bestehe. Durch Sammlung aller Farbenstrahlen im Brennpunkt eines Hohlspiegels oder einer Glaslinse (Brennglas) verschmelzen alle diese Farbenstrahlen wieder zu weißem Lichte, so daß also hier Zerlegung und Zusammensetzung trefflich übereinstimmen. Man zerlegt das weiße Licht in einzelne Farben und bringt durch deren Vereinigung wieder weißes Licht hervor.

Die Körper haben die Eigenschaft, entweder das Licht ungetheilt zurück zu werfen, oder nur gewisse Farbenstrahlen desselben. Im erstern Falle erscheint der Gegenstand uns weiß; prallen nur die grünen Strahlen ab, und gehen die andern ungehindert durch ihn durch, so zeigt er sich uns grün; werden die rothen zurückgeworfen, so ist er roth u. s. w.; gehen alle Farbenstrahlen durch ihn durch, so erscheint er schwarz. Eine gemischte Farbe kommt zum Vorschein, wenn ein Körper zwei- oder mehrerlei Strahlen zurückwirft.

Treffen die Strahlen eines leuchtenden Punktes oder Körpers nicht auf Hindernisse und werden sie also nicht zurückgeworfen, so verlieren sie mit ihrer Entfernung vom Ursprunge stets an Stärke und Kraft. Und zwar ist die Lichtstärke in doppelter Entfernung nur 1/4 so groß, bei dreifacher nur 1/9, bei vierfacher nur 1/16 u. s. f. Die Lichtabnahme wächst also, wie das Quadrat der Entfernung, wie die Gelehrten sich ausdrücken. Den Beweis für das Gesagte wird Nachstehendes liefern.

Wenn du ein Kartenblatt von einem Quadratzoll Oberfläche einen Fuß weit von einem leuchtenden Punkt hältst, so wirft dasselbe einen Fuß dahinter, also in 2′ Entfernung vom leuchtenden Punkt, einen Schatten von 4 Quadratzoll Oberfläche. Wenn nun das Kartenblatt nicht dazwischen gehalten worden wäre, so würde die beschattete Fläche von 4 Quadratzoll genau all das Licht empfangen, welches jetzt das Kartenblatt erleuchtet. Das Licht müßte sich demnach über eine 4mal so große Oberfläche gleichmäßig ausbreiten, und jeder einzelne dieser Quadratzolle erhielte demnach bei 2 Fuß Entfernung nur ¼ so viel Licht, als bei 1 Fuß. Zwei Fuß hinter dem Kartenblatte, also 3 Fuß vom leuchtenden Körper entfernt, wird das Kartenblatt einen Schatten von 9 Quadratzoll werfen, und du sollst dir nun den Beweis für die Lichtabnahme nach dem Quadrat der Entfernung selbst beweisen. — Aus all' diesem kannst du aber auch ermessen, wie ungeheuer stark das Sonnenlicht in unmittelbarer Nähe der Sonne sein muß, da es trotz der großen Entfernung der Erde von der Sonne dennoch so blendend ist, daß man nicht ungestraft hinein sehen kann, und da es von keinem künstlichen irdisch nahen Lichte übertroffen wird.

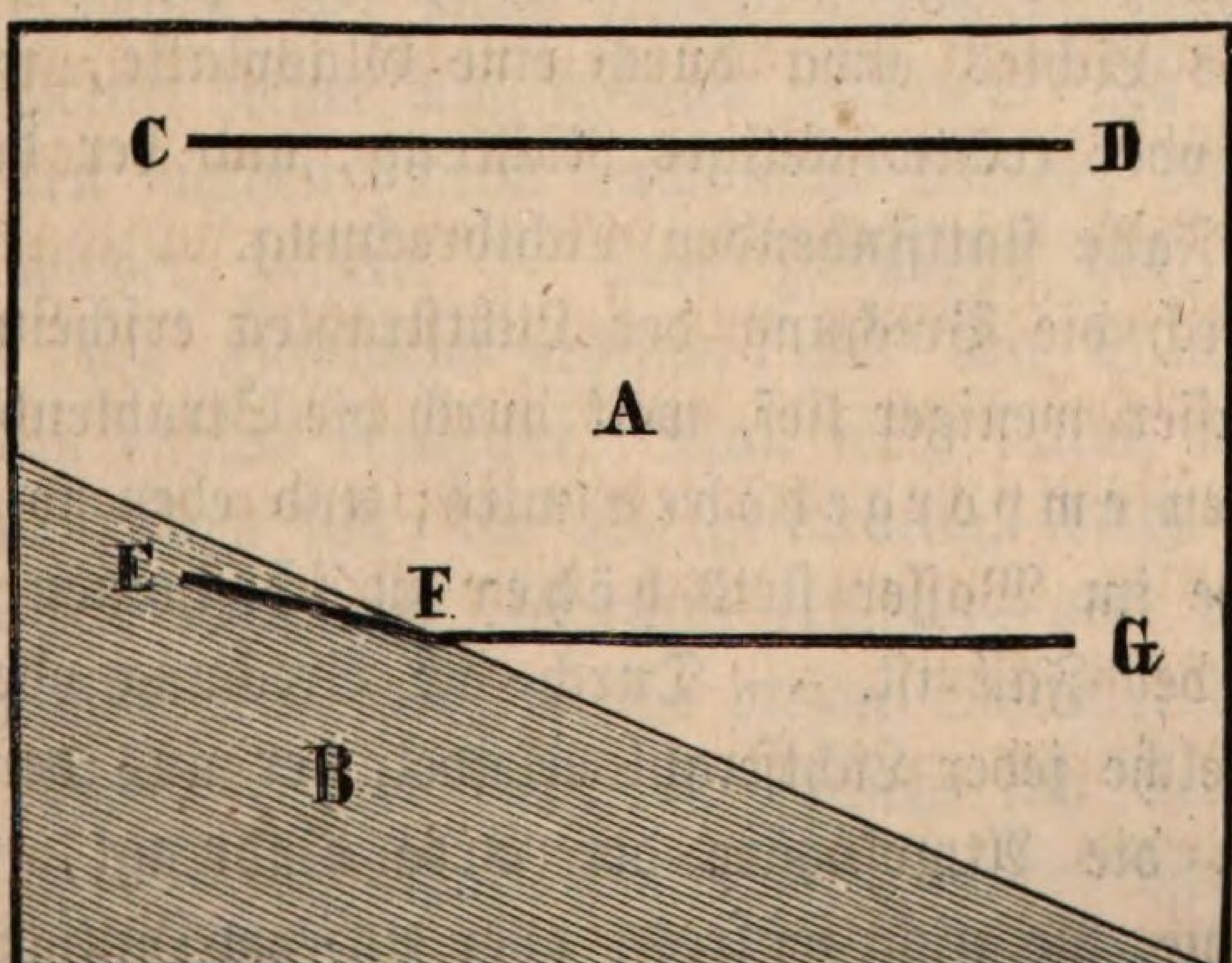
Wie fein das Licht ist, und wie fein seine Strahlen sind, erkennt man daraus, daß man eine ganze Landschaft mit Wiesen, Bäumen und Häusern durch ein Loch sehen kann, welches man mit einer feinen Nadel in ein Stück Papier gestochen hat; von jedem Theile der Wiesen, Bäume und Häuser kommen durch diese kleine Oeffnung Lichtstrahlen zum Auge.

Ein Baum, ein Berg 2c., welcher weit entfernt ist, scheint kleiner zu sein, als wenn man ihn in geringerer Entfernung sieht. Dies kommt daher, daß die Lichtstrah-

len, welche von den äußersten Rändern eines Gegenstandes ausgehen, in unserm Auge mehr spitz zusammenlaufen, wenn der Gegenstand weit entfernt, als wenn er in unserer Nähe ist.

Wenn die Lichtstrahlen aus einer Substanz in eine andere übergehen, z. B. aus Glas in Luft, aus Luft in Wasser u. s. w., so werden sie von ihrer geradelinigen Richtung abgelenkt, sie werden gebrochen. Daher kommt es, daß ein Stock, welcher zur Hälfte im Wasser steht und zur Hälfte in der Luft, immer aussieht, als ob er mitten abgebrochen wäre, und als ob das im Wasser befindliche Stück schief stünde. Die Brechung der Lichtstrahlen wird wahrscheinlich durch die größere Schwierigkeit hervorgebracht, welche der lichtbrechende Körper der Fortbewegung der Lichtstrahlen entgegensetzt. Die Schnelligkeit der Fortbewegung wird dadurch etwas verzögert, und je mehr sie verzögert wird, um so stärker ist die Brechung.

Die Brechung des Lichtes läßt sich durch folgendes anschauliches Beispiel aus dem Leben erklären.



Das Viereck stellt eine ebene Wiese dar, A ist fester Boden, B frisch gepflügtes Ackerland. Die Punkte zwischen C D stellen ein in Linie aufgestelltes Cavallerie-Regiment dar, in scharfem Trabe über die Wiese sprengend. So lange dieses auf der festen Wiese reitet, wird es gleiche Linie halten; gelangt aber der eine Flügel an das Sturzackerland, so wird die bisher gleichlinige Fortbewegung sich etwas ändern. Es werden nämlich die Theile des Regimentes, welche zuerst auf dem gepflügten Ackerland anlangten, etwa E F, nicht mehr so schnell reiten können, als die, welche noch auf der Wiese sind, F G; und da dies nach und nach jeden Reiter einzeln trifft, so wird dadurch nach und nach die ganze Linie in die veränderte Richtung E G gebracht, und nun dieser Richtung entsprechend, weiter fortrücken. — Liefe aber das Sturzackerland mit der Front parallel, fände also eine gleichzeitige Ueberschreitung desselben statt, so würde zwar eine allgemeine Verzögerung der Fortbewegung eintreten, das ganze Regiment würde nicht mehr so schnell reiten; aber es würde nicht aus seiner Richtung abgelenkt werden. — Dieser ganze Vorgang ist nun höchst ähnlich dem Durchgang des Lichtes etwa durch eine Glasplatte, sei es in schräger oder rechtwinkeliger Richtung, und der dabei im ersteren Falle stattfindenden Lichtbrechung.

Durch die Brechung der Lichtstrahlen erscheinen uns klare Wasser weniger tief, weil durch die Strahlenbrechung der Boden emporgehoben wird; und eben so scheinen die Fische im Wasser stets höher zu schwimmen, als es wirklich der Fall ist. — Durch die Brechung oder Beugung, welche jeder Lichtstrahl erleidet, der aus dem Weltraum in die Atmosphäre der Erde eindringt, scheinen alle Sterne, die nicht senkrecht ober unserm Haupte stehen,

an einer etwas andern und zwar höhern Stelle zu stehen, als es wirklich der Fall ist, und Sterne, die eigentlich sich noch etwas unter unserm Gesichtshorizont befinden, werden dadurch über demselben sichtbar. Diese optische Täuschung nennen die Astronomen Refraction. Durch die Refraction sehen wir die Sonne schon, ehe sie uns eigentlich aufgegangen; wir sehen sie noch, nachdem sie unter unserm Horizont schon einige Zeit verschwunden: der Tag erhält dadurch, besonders in den Polargegenden, eine nicht unbeträchtliche Verlängerung. Die Brechung der Lichtstrahlen läßt uns Nebensonnen und Nebenmonde und das lieblichste aller Gebilde, den Regenbogen, erscheinen. Durch die Brechung der Lichtstrahlen werden dem Wanderer in der Wüste palmenreiche Haine, dem Schiffer auf dem Meere weit unter seinem Gesichtskreise liegende Gegenstände, oft in umgekehrter Form in den Lüften schwebend, vorgespiegelt.

Auf die Brechung der Lichtstrahlen gründen sich die wichtigen Erfindungen der Brillen, Mikroskope, Fernrohre. Welch namenlose Wohlthat die Brillen sind, weiß nur der zu ermessen, der durch Ueberanstrengung oder Krankheit die Kraft seines Augenlichtes verloren. Ja fürwahr, die Brillen machen, wenn auch nicht Blinde, doch Halbblinde wieder sehend. — Das Fernrohr hat uns die Wunder des Himmels eröffnet und den Blick in die Schöpfung endlos erweitert. Man weiß kaum, was man mehr bewundern soll, die Weltgestaltung, welche sich unsern Blicken durch das Fernrohr eröffnet, oder die Kraft des menschlichen Geistes, welche diesen Schlüssel des Himmels erfand. — Dem Fernrohr schließt sich innigst das Mikroskop an. Während jenes den Himmel öffnend die größten, macht dieses die kleinsten Körper der Schö-

pfung unserer Forschung zugänglich. — Mikroskop und Fernrohr haben nicht wenig dazu beigetragen, uns die Wunder Gottes in seinen Schöpfungen zu offenbaren.

---

70. Von der Wärme.

Die liebliche, lösende, belebende, ausdehnende Wärme ist durch die ganze Natur verbreitet; sie ist in den verschiedenen Körpern vorhanden, als freie Wärme, oder schlummert in denselben als gebundene. Frei nennen wir sie, wenn wir dieselbe durch unser Gefühl wahrnehmen können, wenn sie sich also andern Körpern mittheilt; gebunden, wenn sie durch das Gefühl nicht wahrgenommen werden kann, und eine Mittheilung derselben also auch nicht stattfindet. Die gebundene Wärme kann geweckt werden, und wie der Schall vom leisesten Geflüster zum betäubenden Brausen anschwellen kann, und das Licht vom schwachen Schimmer bis zum blendenden Sonnenstrahl wächst, so steigern sich auch die Grade der Wärme, und wir bezeichnen die Empfindungen, welche die Wärmegrade in unserm Gefühlsvermögen hervorbringen, mit kalt, lau, warm, heiss, und nennen den höchsten Grad von Hitze Glühhitze, wobei die Körper leuchten und Feuer entwickeln. Manche Körper jedoch, wie wir z. B. am faulen Holz und an mancherlei Thieren sehen, leuchten auch ohne einen hohen Wärmegrad.

Zweierlei Arten kann man beobachten, auf welche eine Wärmemittheilung geschehen kann. — Heisse Körper senden nach allen Seiten hin Wärme aus,

welche durch die Luft hindurchgeht, wie die Lichtstrahlen durch durchsichtige Körper; man spricht desshalb von strahlender Wärme und von Wärmestrahlen, wie man von Lichtstrahlen spricht.

Die Strahlung dürfte wohl ganz in derselben Weise entstehen, wie wir beim Lichte gehört. Der Aether, der die Uebertragung des Lichtes von einem Orte der Welt zum andern vermittelt, pflanzt durch seine Schwingungen nicht nur dieses, sondern auch die Wärme fort. Irgendwo auf der Welt geräth der Aether in Schwingungen, die weiter und weiter fortgehen, bis sie einen Körper treffen und dort ähnliche Schwingungen hervorrufen, vermöge deren dieser Körper das wird, was wir warm nennen. — Wenn man sich dem Feuer eines Herdes nähert, so empfindet man eine brennende Hitze, und doch ist die Luft zwischen uns und dem Feuer nicht bis zu einem solchen Grade erwärmt; denn wenn man einen Schirm vorhält, verschwindet die Hitze augenblicklich, was unmöglich wäre, wenn wirklich die ganze uns umgebende Luftmasse eine so hohe Temperatur hätte. Durch den plötzlich vorgehaltenen Schirm wurden die Schwingungen der Wärmestrahlen plötzlich abgehalten, unterbrochen; in demselben Augenblicke kamen auch in unserem Körper die Schwingungen, die wir zwar nicht mit unserm Gesichtssinne, aber unserm Gefühle nach als Hitze wahrnahmen, zur Ruhe.

Gar alle Körper können durch Strahlung erwärmt werden, senden dann aber auch selbst wieder nach allen Seiten hin Wärmestrahlen aus. Wenn übrigens alle Körper das Vermögen haben, strahlende Wärme

aufzunehmen und abzugeben, so geht dies doch nicht bei allen gleich schnell. Organische Körper, wie Holz, nehmen unter sonst gleichen Umständen mehr Strahlen auf, geben dafür aber auch mehr ab, als Steine und Metalle. Dasselbe thun Körper mit rauher Oberfläche oder von dunkler Farbe in höherem Grade, als Körper mit glatter Oberfläche oder von heller Farbe. Man setze z. B. nur ein Thermometer, dessen Kugel geschwärzt ist, den Sonnenstrahlen aus, so wird es weit höher steigen, als ein anderes, dessen Kugel nicht geschwärzt ist. Aus gleichem Grunde sind dunkle Kleider oder solche aus Wollenstoff wärmer, als helle Kleider oder solche aus Linnen.

Die Hauptquelle der strahlenden Wärme für unsere Erde ist die Sonne. Ihre Strahlen treffen die Erde, nachdem sie die ganze Atmosphäre durchdrungen haben; sie erwärmen die Erdoberfläche, während die höhern Regionen der Luft kalt bleiben, und je ungehinderter, senkrechter und reicher die Strahlen auffallen, desto mächtiger ist deren Wirkung, je schiefer, gehemmter und sparsamer, desto schwächer. Daher finden wir am Aequator die üppigste Vegetation. Unter dem senkrechten Sonnenstrahl reift in den Tropen das Mark des Zuckerrohrs, schwingt der schlanke Schaft der Palme sich empor, um in himmelhohen Höhen die riesigen Blätter zu entfalten, die köstliche Frucht zu bereiten; in der arktischen Region dagegen vermögen die schief fallenden Strahlen der Sonne nur verkrüppeltes Krummholz hervorzurufen und die öden, unfruchtbaren Flächen und Felsen nur mehr mit Flechten und Moosen zu überkleiden.

Steht die Sonne am Himmel, so empfängt die

Erde mehr Wärme, als sie ausstrahlt, und diese Wärme wird fortwährend erhöht, so lange die Sonne bis zur Mittagszeit immer höher steigt. Darum tritt auch die grösste Tageswärme ungefähr eine Stunde nach dem höchsten Stande der Sonne ein. In der Nacht dagegen, wenn unsere Hauptwärmequelle unter dem Horizonte steht, strahlt die Erde mehr Wärme aus, als sie empfängt; sie kühlt daher in dieser Zeit wieder ab, und die am Tage aufgespeicherte Wärme verschwindet wieder. Die grösste Kälte tritt desshalb in der Frühe vor Sonnenaufgang ein, weil bis dahin die Nacht hindurch nur Ausgabe und keine Einnahme von Wärme erfolgt.

Wenn mit dem Anrücken des Sommers die Tage länger werden, und die immer höher steigende Sonne kräftiger und kräftiger wirkt, so geht in der kurzen Nacht nicht so viel Wärme verloren, als am Tage herbeikommt; es sammelt sich durch diesen täglichen Zuschuss nach und nach ein Wärmeüberfluss an, der so lange zunimmt, bis bei der darauf folgenden Abnahme der Tageslänge die Ausgabe der Einnahme gleich wird. Aus diesem Grunde haben wir auch die grösste Wärme nicht dann, wenn die Nacht am kürzesten ist, am 21. Juni, sondern erst einen Monat später. So lange war die Tageswirkung der Sonne gross genug, um nicht nur den Nachtverlust zu decken, sondern auch noch etwas übrig zu behalten. Von nun an ist die Ausgabe stärker als die Einnahme, und darum nimmt die Wärme ab, bis bei zunehmender Tageslänge von Neuem das Gleichgewicht hergestellt wird.

Die Erde strahlt beständig Wärme aus; mehr,

wenn sie wärmer, weniger, wenn sie kälter ist. Sind Wolken am Himmel, so gehen von der Erde aus die Wärmestrahlen an die Wolken, werden aber dort zurückgeworfen und gelangen wieder zur Erde herab. Ist dagegen der Himmel vollkommen heiter, so gehen die Strahlen in den Sternenraum und gehen also für die Erde verloren. Darum sind heitere Nächte immer kälter als bewölkte. — Steht dagegen die Sonne am Himmel, so werden auch deren Strahlen von den Wolken zurückgeworfen, ohne auf die Erde zu gelangen. Im Sommer ist es daher an trüben Tagen kühler als an heitern; im Winter dagegen, wo die Sonne nur kurze Zeit am Himmel steht, findet das Umgekehrte statt.

Die Wolken haben auf der Erde ungefähr dieselbe Einwirkung, die auf unsern Körper die Kleidung ausübt; sie verhindern den allzu schnellen Austausch der Wärme; sie heben allerdings nicht die ganze Strahlenwirkung auf, hemmen sie jedoch bedeutend.

Je mehr der Himmel an einem Orte das Jahr hindurch bewölkt ist, um so weniger werden grosse Hitze oder bedeutende Kälte zum Vorschein kommen können. Gegenden am Meere oder an grossen Seen werden daher ein gleichmässigeres Klima haben, d. h. die Winter sind dort nicht so kalt, die Sommer nicht so heiss, als sie dies in Gegenden im Innern des festen Landes sind.

Verbindet man auf einer Karte diejenigen Orte, welche eine gleiche mittlere Jahreswärme haben, so erhält man verschiedenartig gekrümmte Linien, die man Isothermen nennt. — Es gibt wohl kein Mittel, die Wärmevertheilung auf der Erde leichter

überblicken zu lassen, als eine Karte, auf welcher Isothermen-Linien gezogen sind.

Umgibt man einen Raum mit lauter undurchsichtigen Wandungen, so kann das Licht vollständig von ihm abgesperrt werden. Gäbe es bei der Wärme nur die Strahlung, so könnte man auch die Wärme vollständig absperren oder nach Umständen einsperren. Dass dieses nicht möglich ist, zeigt die tägliche Erfahrung; denn im Sommer durchdringt die Wärme unsere Häuser, und im Winter muss ein geheizter Raum stets nachgeheizt werden. Es muss also auch noch eine andere Fortpflanzungsart der Wärme geben, und diese ist die Leitung.

Die Leitung besteht darin, dass die einem Körpertheilchen beigebrachte Wärme auf das andere, nächstgelegene, übergeht, und dass, wenn man einen Körper mit einem wärmeren in unmittelbare Berührung bringt, dieser dem kalten Körper Wärme mittheilt, denselben erwärmt. In demselben Masse aber, als der wärmere Körper Wärme abgibt, mindert sich auch dessen eigene, und dieses Theil-geben und Theilnehmen geht so lange fort, bis alle Theile des Körpers oder beide Körper gleich warm sind.

Die Leichtigkeit, mit welcher die Wärme in einen Körper übergeht und sich durch seine ganze Masse verbreitet, ist jedoch nicht bei allen Körpern gleich. In manchen verbreitet sich die Wärme ausserordentlich leicht, während in anderen dieselbe weniger leicht von einem Theilchen zum andern übergeht.

Eine brennende Cigarre, die an dem einen Ende

glüht, steckt man mit dem andern ohne Bedenken in den Mund, selbst wenn sie kaum noch einen Zoll lang ist; ein Schwefelhölzchen, welches an einem Ende brennt, kann man am andern Ende noch zwischen den Fingern halten, ohne auch nur einigermassen eine Wärmeerhöhung des Holzes zu fühlen; die hohe Temperatur des brennenden Endes theilt sich also nicht so leicht der übrigen Masse des Tabaks, des Holzes mit: Holz und Tabak sind schlechte Wärmeleiter. — Einen gleich langen Metalldrath aber, den man an dem einen Ende glühend gemacht hat, kann man am andern Ende nicht anfassen, ohne sich die Finger zu verbrennen; die Wärme verbreitet sich also leicht von dem glühenden Ende durch das ganze Stückchen: das Metall ist demnach ein guter Wärmeleiter.

Ein Stück Eisen und ein Stück wollenes Tuch, welche eine kalte Winternacht hindurch im Freien lagen, haben gewiss eine gleich niedrige Temperatur, und doch fühlt sich das Eisen ungleich kälter an, weil es der Hand die Wärme ungleich rascher entzieht, als die Wolle.

Unter allen Körpern sind die Metalle die besten, Asche, Seide, Haare, Stroh, Wolle u. s. w., überhaupt die lockeren Körper, die schlechtesten Wärmeleiter.

Im praktischen Leben machen wir von der guten und schlechten Wärmeleitungsfähigkeit verschiedener Körper zahlreiche Anwendungen. Gegenstände, die man vor der Erkaltung schützen will, umgibt man mit schlechten Wärmeleitern; man umwickelt Bäume und Sträucher mit Stroh, um sie vor dem Erfrieren zu sichern; unsere Kleider halten warm, weil sie aus

schlechten Wärmeleitern verfertigt sind. In einem kupfernen Gefässe bringt man unter sonst gleichen Umständen eine Flüssigkeit weit eher ins Kochen, als in einem Porzellangefässe von derselben Wanddicke. Pfannen, Theekessel etc. versieht man mit schlechten Leitern, mit hölzernen Handhaben, um diese metallenen Gefässe, wenn sie heiss sind, anfassen zu können. Um Zimmer warm zu halten, bringen wir doppelte Fenster und doppelte Thüren an, weil durch diese ein Wechsel der Luftschichten verhindert wird, Luft aber, wie überhaupt alle Flüssigkeiten, ein schlechter Wärmeleiter ist.

Eine allgemeine Wirkung der Wärme ist, dass sie macht, dass die Körper einen grösseren Raum einnehmen, als zuvor. Man sagt daher: die Wärme dehnt alle Körper aus. Die durch Wärme bewirkte Ausdehnung der Metalle machen sich die Schlosser, Schmiede, Gelbgiesser und viele andere Handwerker wohl zu Nutzen. Wenn der Schmied ein Wagenrad mit einem eisernen Reife versieht, macht er denselben kleiner als das Rad; dann aber glüht er den Reif, wodurch derselbe sich ausdehnt und für das Rad passt. Wird nun der Reif auf dem Rade kalt, so zieht er sich dort wieder derart zusammen, dass er fest aufsitzt und nur durch ausserordentliche Gewalt davon losgelöst werden kann: denn um ebenso viel, als ein Körper sich durch die Wärme ausgedehnt hatte, zieht er sich wieder beim Erkalten zusammen.

In der Abtei St. Martin in Paris fingen die alten, aber festen Wände an, sich nach aussen zu biegen, so dass man voraussah, dass das Gebäude einstürzen

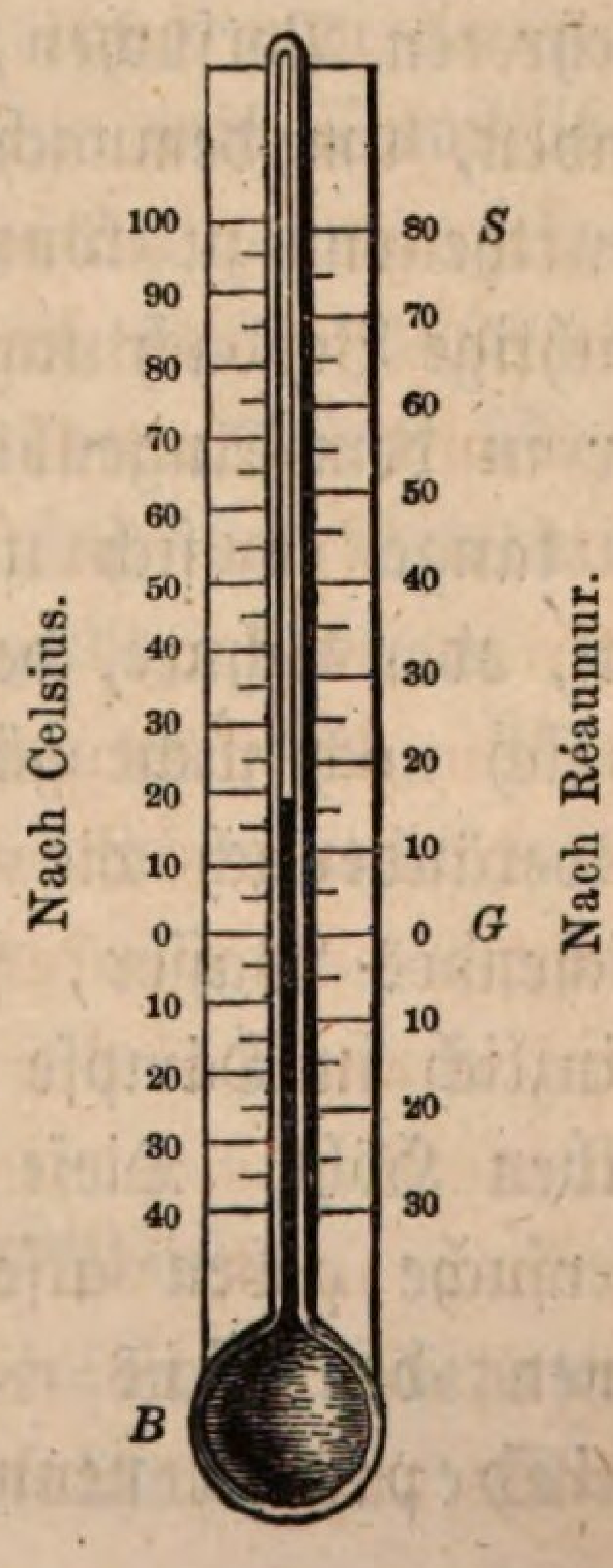
müsse. Die meisten Baumeister von Paris waren desshalb dafür, dasselbe niederzureissen und frisch aufzubauen; allein ein Schüler der berühmten polytechnischen Schule, Namens Molard, hat die dicken Mauern wieder zurechtgeschoben und zwar durch nichts als durch Wärme und Kälte. Er schlug zu diesem Zweck Löcher durch die gegenüberstehenden Mauern und steckte Eisenstangen durch dieselben, so dass sie durch das ganze Gebäude gingen und noch zu beiden Seiten draussen aus den Mauern hervorragten. Hier an den äussersten Enden waren Schraubengänge eingeschnitten, auf welchen grosse Schraubenmuttern festgedreht wurden. Nunmehr liess Molard an den Stangen im Innern des Gebäudes lauter kleine Spirituslämpchen aufhängen, deren Flammen die eisernen Stangen erhitzten. Die Stangen dehnten sich aus und ragten derart draussen aus den Mauern heraus, dass die Schraubenmuttern zu beiden Seiten weitergeschraubt werden konnten. Als das geschehen war, liess Molard die Lämpchen auslöschen. Die eisernen Stangen wurden nun wieder kalt und zogen sich zusammen und zwar mit solcher Gewalt, dass die von den Schraubenmuttern draussen festgehaltenen Wände dadurch genöthigt waren, einander näher zu rücken. Hierauf wurden die Lämpchen wieder angezündet, die Stangen dehnten sich wieder aus, die Schraubenmuttern konnten nun wiederum an das Gebäude festgeschraubt werden und bei der nochmaligen Abkühlung der Stangen stellten sich die Wände wieder ein wenig gerader, so dass nach wiederholtem Erhitzen und Abkühlen der Stangen die dicken Mauern wieder vollkommen gerade aufgerichtet wurden.

Die Wärme verändert aber auch den Zustand vieler Körper: sie macht feste Körper, z. B. Metalle, flüssig, sie schmelzt dieselben. Flüssige Körper werden durch fortgesetzte Wärme **luftförmig** gemacht, indem dieselben sieden und verdampfen. Umgekehrt können auch viele luftförmige Körper **flüssig**, und flüssige **fest** werden, wenn man sie mehr oder weniger abkühlt.

---

71. Das Thermometer.

Von eben so großer Wichtigkeit, wie das Barometer, ist ein anderes Instrument, durch welches die Luft beobachtet wird, nämlich das **Thermometer** oder der **Wärmemesser.** Es besteht aus einer dünnen, ganz luftleeren, aber zum Theil mit Quecksilber gefüllten Glasröhre, welche am obern Ende zugeschmolzen ist und am untern sich in eine hohle Kugel endigt. Das Quecksilber hat, wie alle Körper, und vorzüglich die Metalle, die Eigenschaft, sich, wenn es erwärmt wird, auszudehnen, und, wenn es kälter wird, zusammenzuziehen. Es sei nun der gegenwärtige Stand des Quecksilbers in G (Gefrierpunkt), so wird es nach S (Siedpunkt) steigen, wenn die Luft wärmer wird, oder wenn man die Kugel B in heißes Wasser taucht. Es wird aber wieder fallen, wenn die Luft kälter oder mit einem Körper in Berührung gebracht wird,



der kälter ist, als die Luft in diesem Augenblicke. Um dem Thermometer die höchst mögliche Empfindlichkeit zu geben, macht man die Kugel im Verhältniß zum Durchmesser der Röhre ziemlich groß und das Glas derselben so dünn als möglich, damit die Wärme und Kälte sich dem darin befindlichen Quecksilber schnell mittheile. Die Röhre dagegen ist von starkem Glase, aber die innere Höhlung, das Kaliber der Röhre, so fein als möglich, damit das Quecksilber in derselben, bei der geringsten Ausdehnung des Quecksilbers in der Kugel, stark steige oder falle. — An der Seite der Röhre befindet sich eine in mehr oder weniger Theile (Grade) abgetheilte Scala. Bei dieser Einrichtung würde man zwar das Steigen und Fallen des Thermometers genau beobachten können; aber dies selbst wäre bedeutungslos, und jedes Instrument würde für sich, nach der Größe der Kugel und dem Kaliber der Röhre, verschiedene Andeutungen geben. Nach mehreren Versuchen, feste und überall gleiche Punkte zu finden, um demnach die Grade verschiedener Instrumente beurtheilen zu können, hat man endlich folgende zwei wichtige Beobachtungen gemacht. Reines, destillirtes Wasser in dem Augenblick, wo es zu gefrieren anfängt, und so lange es sich noch nicht gänzlich in Eis verwandelt hat, oder Schnee, der im Schmelzen begriffen ist, so lange er sich noch nicht gänzlich in Wasser aufgelöst hat, zeigen unveränderlich die nämliche Temperatur. Eben so hält kochendes Wasser, so lange es kocht und sich noch nicht gänzlich in Dämpfe auflöst, das Quecksilber stets auf derselben Höhe. Diese zwei überall leicht zu wiederholenden Versuche geben also zwei feste Punkte, wovon man den einen den Eis- oder Gefrierpunkt, den andern Siedepunkt nennt.

Den Raum zwischen diesen zwei Punkten theilt man auf verschiedene Weise ein. Bei dem in Deutschland gewöhnlichen sogenannten Réaumur'schen Quecksilber-Thermometer ist der Raum zwischen Gefrier- und Siedepunkt in 80 Grade getheilt. Celsius theilte denselben in 100 Grade. Die Grade der Wärme, vom Gefrierpunkt bis zum Siedepunkt, und darüber hinaus bezeichnet man mit dem Pluszeichen (+), die Grade der Kälte oder die unter dem Gefrierpunkt mit dem Minuszeichen (—) der Mathematiker.

Da das Quecksilber bei großen Kältegraden, wie sie z. B. in Sibirien jeden Winter vorkommen, gefriert, so nimmt man zur Beobachtung derselben auch Weingeist.

Um die niedrigste oder höchste Wärme, welche in einer gewissen Zeit eintritt, kennen zu lernen, ohne daß man genöthigt ist, das Instrument ununterbrochen zu beobachten, wendet man neuerlich selbstregistrirende oder Thermetrographen an. Diese bestehen aus zwei horizontalen Thermometern, wovon das eine mit Quecksilber gefüllt ist, welches bei der Ausdehnung einen feinen Stahlstift fortschiebt, den es, wenn es kälter wird und sich zurückzieht, liegen läßt. Das andere ist ein Weingeist-Instrument, worin die Flüssigkeit bei Erkaltung einen kleinen Glasstab mit sich fortzieht, der an der Stelle, wo die Abkühlung am stärksten gewesen, liegen bleibt, sobald sich, wenn die Luft wieder wärmer wird, die Weingeistsäule wieder verlängert.

---

72. Vom Magnetismus.

Manche Eisenerze haben die Eigenschaft, Eisen und eisenhaltige Körper anzuziehen und festzuhalten. Man

findet sie an den verschiedensten Punkten der Erde, und namentlich der Magneteisenstein, das am stärksten wirkende Eisenerz, kommt bisweilen in sehr großen Massen vor. So soll der Berg Taberg in Schwedisch-Lappland fast ganz daraus bestehen; auch Roßlag in Schweden und Elba sind berühmte Lagerstätten dieses Minerals.

So lange das Erz an seinem natürlichen Lagerungsorte sich befindet, besitzt es die merkwürdige Wirkung auf das Eisen nicht, sondern erhält sie erst einige Zeit, nachdem es gebrochen wurde.

Wälzt man solch ein Erzstück in Eisenfeilspänen, so zeigt sich, daß letztere sich nicht an allen Punkten des Magneteisensteines in gleicher Menge anhängen; nur einige Stellen zeigen die Anziehung in stärkerem Maße, während die benachbarten sie weniger, die entfernteren gar nicht besitzen.

Wenn man einem Eisenstücke, das an einem Magnete haftet, ein anderes nähert, so kann man sehr leicht wahrnehmen, daß es dieses anzieht, gerade so, wie es selbst von dem Magnete angezogen worden ist; ja, das zweite Eisenstück kann seinerseits ein drittes festhalten u. s. w. Die magnetische Kraft muß darum mittheilbar sein; doch ist der so erregte Magnetismus nicht von Dauer; denn sowie das erste Stück von dem Magnete getrennt wird, erlischt in ihm, wie in den andern, alle Anziehung, sie fallen auseinander. Nimmt man dagegen Stücke von Stahl, so werden diese zwar nicht so schnell magnetisch, dafür bleiben sie es aber auch nach der Trennung von dem Magnete.

Die Unbequemlichkeit der Gestalt der Magneteisensteine war Veranlassung, von der eben erwähnten Eigenschaft des Stahles Gebrauch zu machen, einem Stahlstücke eine beliebige Form zu geben und ihm dann Magnetismus mitzutheilen, ihn zu magnetisiren, also einen künstlichen

Magnet herzustellen. Dieses geschieht am besten dadurch, daß man den Stahl mit einer der wirksamsten Stellen des natürlichen Magnetes der Länge nach in einer und derselben Richtung öfters bestreicht. Mit einem solchen künstlichen Magnete kann man, wie mit einem natürlichen Magnete, auch andere Stücke magnetisiren; und so oft man dieses auch thun mag, so nimmt sein Magnetismus doch nicht ab, er ist unerschöpflich.

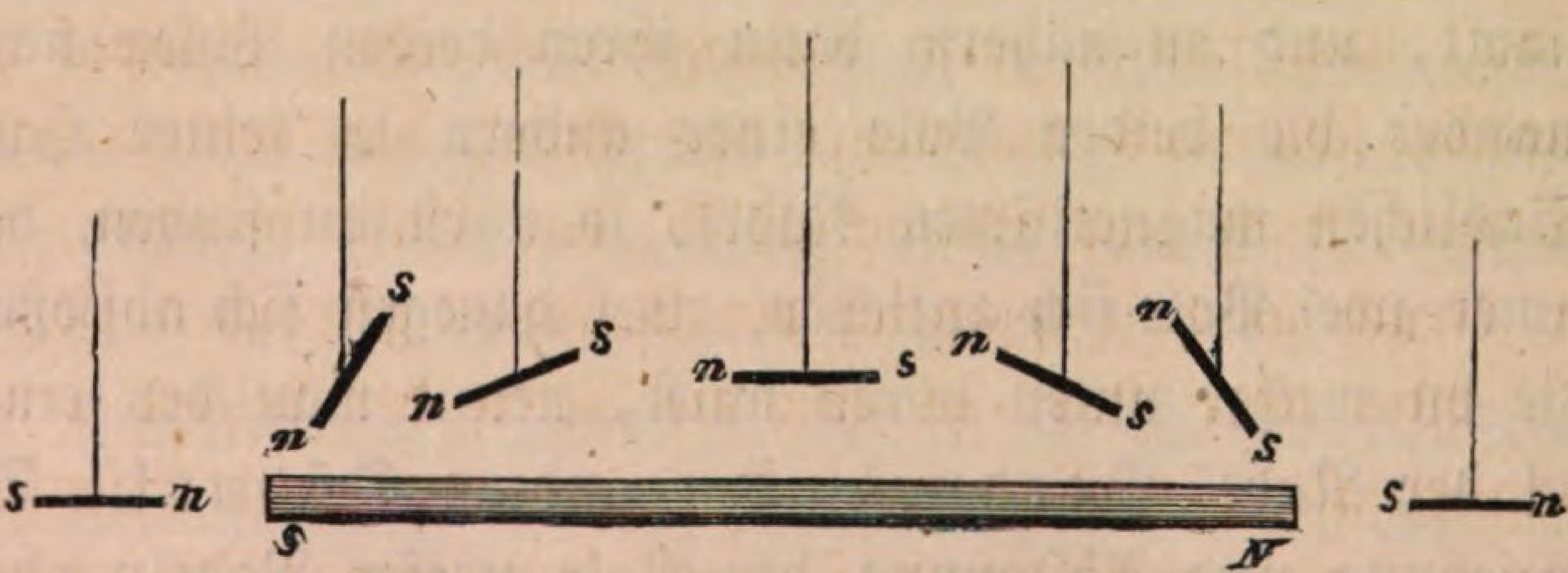
Nehmen wir an, es sei ein Stück Stahl, etwa eine Stricknadel, durch Bestreichen mit einem Magnete in den magnetischen Zustand versetzt worden. Wenn du nun die Stricknadel in Eisenfeilspäne legst, so wirst du nach dem Herausziehen finden, daß an den beiden Enden sich ein Bart von kleinen Eisenstückchen angesetzt hat, daß aber diese Anhängsel gegen die Mitte zu sparsamer werden, und daß in der Mitte selbst gar nichts haftet. Die Stricknadel zeigt mithin dieselbe Eigenschaft, die bereits der natürliche Magnet besaß, jene nämlich, daß die Wirkung nicht an allen Stellen der Oberfläche stattfindet. Die ganze Anziehung der Nadel scheint auf die beiden Ende — **Pole** — beschränkt zu sein.

Wenn du eine magnetisirte Nadel an einem Seidenfaden so aufhängst, daß sie eine wagrechte Stellung einnimmt, und du näherst dann ihren beiden Polen nacheinander die beiden Pole einer andern in deiner Hand befindlichen magnetisirten Nadel, so wirst du finden, daß immer zwei Pole sich anziehen, zwei dagegen sich abstoßen. Wie du weiter unten hören wirst, nennt man den einen Pol der Nadel Nordpol, den andern Südpol. Die Anziehung und Abstoßung der Pole zweier Nadeln aber, von welcher soeben gesprochen wurde, findet immer derart statt, daß der Nordpol der einen Nadel vom Nordpol der

andern Nadel, und so der Südpol der einen Nadel vom Südpol der andern Nadel stets **abgestoßen** wird. Sobald du den Nordpol der einen Nadel in der Hand dem Nordpol der aufgehängten Nadel näherst, so zieht sich dieser zurück, wendet sich ab, läuft davon, so daß du ihn im Kreise herumjagen kannst. — Bringst du dagegen den Nordpol der einen Nadel dem Südpol der andern Nadel nahe, so wirst du sehen, daß keine Abstoßung stattfindet, sondern daß beide Pole sich nun mit stärkerer Kraft anziehen, als sie es bei gewöhnlichem Eisen thun.

Nennt man die sich anziehenden Pole **freundliche**, die sich abstoßenden **feindliche**, so haben zwei Nadeln immer zwei freundliche und zwei feindliche Pole, woraus folgt, daß es zweierlei Magnetismen geben müsse, die wie Anziehung und Abstoßung in einem gewissen Gegensatze stehen. Man sagt daher: **Gleichartige Pole stoßen sich ab, ungleichartige Pole ziehen sich an.**

Eine kleine Nadel, welche über dem Magnet so aufgehängt ist, daß sie sich nach allen Richtungen drehen kann, wird daher an verschiedenen Aufhängungspunkten die in nachstehender Figur angegebene Richtung bekommen.



Sie steht in der Mitte horizontal, denn beide Pole N und S des Stabes wirken gleichmäßig auf ihre Pole

n und s ein; dagegen neigt sie sich auf beiden Seiten in verschiedener Weise, da jedesmal ein anderer Pol in geringerer Entfernung, also stärker wirkt. Ueber dem Pole steht die Nadel senkrecht und allemal wird der dem Pole des Stahles entgegengesetzt magnetisirte Pol der Nadel gegenüber stehen.

Wie du gehört hast, ist jede magnetisirte Nadel so beschaffen, daß sie an der einen Seite einen Nordpol, an der andern Seite einen Südpol hat, während die Mitte unmagnetisch ist. Wenn du nun eine magnetisirte Nadel in der Mitte entzwei brichst, sollte man wohl meinen, daß nach dem Durchbrechen der Nadel in ihrer magnetischen Mitte jedes der abgebrochenen Stücke nur auf einer Seite magnetisch sein könne, während das andere Ende, wo der Bruch geschah, unmagnetisch bleiben müsse. Das ist jedoch nicht der Fall. Das Ende, wo der Bruch ist, wird plötzlich eben so stark magnetisch, wie das andere Ende. Man hat durch das Zerbrechen des Magnetes nicht zwei halbe Magnete, sondern zwei neue vollständige Magnete, die nur halb so klein sind, als der ganze war.

Und untersucht man die Enden der zwei neuen Magnete, so findet man, daß das Ende, das ehedem Nordpol war, auch jetzt noch Nordpol ist; dafür aber ist das Ende, das früher ganz unmagnetisch war, Südpol geworden, während umgekehrt das Ende, das früher Südpol war, auch jetzt Südpol blieb, das Ende dagegen, wo der Bruch geschah, plötzlich ein Nordpol geworden ist.

Wie aber steht es um die Mitte der beiden neuen Magnetnadeln? Man versuche es wieder mit Eisenfeilspänen, und man wird finden, daß ihre Mitte ebenso plötzlich unmagnetisch geworden ist, obwohl diese zwei Stellen an der unzerbrochenen Nadel magnetisch waren.

Legst du die beiden Bruchstücke wieder dicht aneinander, so daß die zwei Nadeln wie eine ganze Nadel aussehen, so wirst du finden, daß ihre magnetische Kraft wieder so geworden ist, wie vor dem Zerbrechen. Die Mitte, wo der Bruch ist, ist wieder plötzlich unmagnetisch geworden, und die beiden Punkte, die früher die Mitte beider Nadeln bildeten, haben wieder ihren Magnetismus. Ziehst du aber beide Nadelstücke wieder auseinander, so hat sich augenblicklich der Magnetismus wieder verschoben, und jede Nadel ist wieder ein vollständiger, besonderer Magnet mit zwei Polen und einer unmagnetischen Mitte.

Aus diesen Erscheinungen geht hervor, daß auch in jedem kleinsten Theile eines Magnetes die beiden Zustände, die wir als Abstoßung und Anziehung kennen gelernt haben, vorkommen; jedes Theilchen ist also für sich ein Magnet, und seine Pole wirken nach außen entweder anziehend oder abstoßend.

Legt man eine Magnetnadel auf ein im Wasser schwimmendes Stückchen Kork, so wird sie sich, selbst überlassen, so stellen, daß ihr einer Pol in die Gegend von Nord, der andere mithin gegen Süden zeigt, worin eben der Nutzen und die Einrichtung des Kompasses besteht.

Die polarische Richtkraft der Magnetnadel ist den Chinesen schon seit 3000 Jahren bekannt. Sie bedienten sich bei ihren Landreisen magnetischer Wagen; dieses waren auf dem Wasser schwimmende Magnetnadeln, auf welchen Arm und Hand einer kleinen Figur nach Süden wies. Ein solcher Apparat, sse-nan (Andeuter des Südens) genannt, wurde 1100 Jahre vor unserer Zeitrechnung einer Gesandtschaft von Tunkin und Cochin-

china geschenkt, um ihre Rückkehr durch große Ebenen zu sichern. — Von dem Landgebrauche ging der Compaß allmählich zur Benutzung auf dem Meere über. Von den Chinesen mögen die Araber und von diesen wieder die handelnden Völker von Europa, namentlich die Italiener, den Gebrauch desselben etwa im 13. Jahrhunderte kennen gelernt haben. — Da die zu große Beweglichkeit der chinesischen schwimmenden Nadel die Beobachtungen erschwerte, so ließ man sie später auf einem Stifte ruhend, der sie in der Mitte unterstützt, oder an einem Faden hängend wagrecht schweben, um mit ihrer Hilfe auch bei trübem Wetter und in dunklen Nächten die Weltgegend, oder bei der Schifffahrt die Richtung des Schiffes bestimmen zu können.

Eine genauere Beobachtung der Magnetnadel hat aber auch noch Folgendes gelehrt. — Die vollkommen genau gearbeitete Stahlnadel, die, in ihrem Schwerpunkte aufgehängt, völlig wagrecht auf dem Stifte schwebt, bleibt nicht in dieser Stellung, sobald sie magnetisirt worden, sondern senkt den einen und erhebt also den andern Pol.

Diese Neigung oder Inclination der Magnetnadel findet in der Nähe des Aequators nicht statt, zeigt sich aber und nimmt immer mehr zu, je mehr man sich den Polen nähert, so daß, je weiter gegen Norden sich der Nordpol, und je weiter gegen Süden, vom Aequator aus gerechnet, sich der Südpol immer stärker senkt, und die Schiffer endlich genöthigt sind, der Nadel kleine Gegengewichte anzufügen, um sie im Gleichgewichte zu erhalten. — Einen Punkt der Erde, wo die Nadel senkrecht steht, nennt man einen magnetischen Pol, und solcher Punkte gibt es zwei, nämlich einen auf der nördlichen Halbkugel in Amerika, in der Nähe des großen Bärensee's, und einen auf der südlichen,

im südlichen Eismeere. Wenn man dagegen diejenigen Punkte in der Nähe des Erdäquators, an welchen die Inclinationsnadel wagrecht steht, miteinander verbindet, so erhält man eine Linie, welche man den magnetischen Aequator nennt.

Vergleicht man dieses Verhalten der Magnetnadel mit den Stellungen einer Nadel, die über einen magnetischen Körper hingeführt wird, wie du in der Figur Seite 282 dargestellt gesehen, so wird dir die Aehnlichkeit auffallen, welche die Erde mit einem großen Magnete hat. Man kann demnach die Erde als eine große, magnetische Kugel betrachten, deren Pole hier anziehend, dort abstoßend auf die Pole des Magnetstabes wirken und so die bestimmte Richtung derselben bedingen.

Verbindet man alle Orte, wo die Magnetnadel eine gleich große Inclination (Neigung, Senkung) zeigt, durch Linien, so entstehen auf den Landkarten isoclinische Linien.

Nicht überall zeigt die frei schwebende Nadel genau nach Norden. An manchen Orten verändert sie ihre Richtung und zeigt etwas mehr gegen Osten, an andern etwas mehr gegen Westen. Man nennt dies die Abweichung oder Declination der Magnetnadel. Bei uns in München beträgt diese Abweichung der Magnetnadel vom Nordpol etwa 15 Grade nach West. Gehen wir von unserm Vaterlande aus westlich, so finden wir, daß die Abweichung etwas wächst und auf dem atlantischen Meere ihren größten Werth erreicht. Schifft man von dort aus westwärts weiter, so nimmt die westliche Declination allmählich wieder ab, und im östlichen Theile Nordamerika's zeigt die Nadel wieder genau nach Norden. Schreitet man aber von da noch weiter westwärts fort,

so zeigt sich wieder eine Abweichung, aber nunmehr eine östliche, und diese östliche Abweichung wird, nachdem sie im stillen Ocean den größten Werth erreicht hat, an der Ostgrenze unsers Welttheiles, im östlichen Rußland, wieder Null.

Verbindet man die Orte, wo die Magnetnadel gleiche Abweichung zeigt, durch Linien, so nennt man solche Linien isogonische Linien (Linien gleicher Winkel).

Wenn man die Nadel eines Kompasses (Declinationsnadel) aus ihrer ruhenden Lage bringt, so sehen wir, daß sie wie ein Uhrpendel hin- und herschwingt, bis sie endlich wieder in die anfängliche Stellung zurückkehrt. An manchen Orten der Erde dauern diese Schwingungen länger, an andern kehrt die Nadel schneller zur Ruhe zurück. Läßt man nun ein und dieselbe Nadel an zwei verschiedenen Orten, wo die Nadel gleiche Neigung hat, schwingen, so läßt sich daraus berechnen, an welchen von beiden Orten eine stärkere magnetische Kraft der Erde innewohnt; je stärker die Kraft (Intensität), desto schneller kehrt die Nadel zur Ruhe zurück. Diejenigen Linien, welche die Orte verbinden, an denen die Intensität gleich groß ist, werden isodynamische, oder Linien gleicher Kraft genannt.

Die magnetische Kraft bleibt sich an einem und demselben Orte nicht immer gleich; sie verändert sich im Laufe der Jahrhunderte. So z. B. betrug i. J. 1580 in Paris die Declination $11\frac{1}{2}^{0}$ östlich, nahm dann ab, wurde im Jahr 1666 = 0; 1712 zeigte die Nadel 10^{0} westliche Abweichung, und diese wuchs bis zum Jahre 1820, wo sie die größte gegen Westen, nämlich $22\frac{1}{2}^{0}$ erreichte. Seitdem ist sie auf dem Rückwege begriffen, indem die westliche Abweichung von Jahr zu Jahr kleiner

wird. — Ja, noch in kürzeren Zeitfristen hat man Aenderungen an der Magnetnadel wahrgenommen. Die Abweichung derselben verändert sich im Laufe eines Tages so, daß sie z. B. in unseren Gegenden das ganze Jahr hindurch zwischen 1 und 2 Uhr am westlichsten ist und von hier wieder allmählich kleiner wird. Außer dieser *täglichen* Aenderung hat die Declinationsnadel noch eine *jährliche* Bewegung, indem sie z. B. bei uns mehrere Monate lang sich immer weiter nach Westen bewegt, und in den übrigen wieder gegen Osten zurückschreitet.

Die wichtigste Erscheinung an der Magnetnadel ist jedenfalls deren Nord- und Südrichtung. Dadurch, durch den Kompaß, sind wir in den Stand gesetzt, überall und zu allen Zeiten, auch bei trübem Wetter und im Innern der Erde, wo uns die Gestirne nicht leiten können, die Richtung zu ermitteln, welche zwei Punkte zu einander haben, oder die Weltgegend anzugeben (uns zu *orientiren*, d. h. eigentlich den Morgenpunkt zu finden). — Ohne die Magnetnadel würde unsere Schifffahrt, wie bei den alten Völkern, nur eine Küstenschifffahrt sein. Der Kompaß aber ist es, der dem Schiffer den Weg durch die Meere untrügbar zeigt; die beharrlich nach Norden weisende Nadel hat uns die Erdtheile erschlossen, und Handel und Wandel, Gewerbe und Wissen und den Wohlstand der Völker auf die gegenwärtige Stufe erhoben.

73. Der Telegraph.

Die Elektricität ist jene bekannte Naturkraft, die wir in manchen Körpern, namentlich bei Harzen und Glas, durch Reiben mit Wolle oder Seide erwecken können. Wir vermögen die Elektricität aber auch auf eine andere, ganz einfache Weise, nämlich durch bloße Berührung zweier verschiedener, vorzugsweise metallischer Körper, zur Erscheinung zu bringen. Nach der Art der Hervorbringung nun nennt man eine und dieselbe Kraft Reibungs- oder Berührungs-Elektricität. Beide waren schon den Alten bekannt; jedoch ist die Kenntniß und Verwerthung der letztern im Laufe der Zeiten verloren gegangen, bis Professor Galvani (spr. Galwani) zu Bologna (1789) sie durch einen Zufall neu entdeckte, weßhalb sie seinen Namen trägt, und Galvanismus genannt wird. — Bei der Einrichtung eines Telegraphen kommt nur der Galvanismus in Anwendung.

Folgender Versuch mag von der Einfachheit der Mittel und von der Wirkung des Galvanismus zugleich Zeugniß geben. Man nimmt einen Zinkstreifen in den Mund, und legt eine nasse Silbermünze, etwa ein Guldenstück, auf das Auge. Biegt man hierauf den Zinkstreifen aufwärts, so daß er die Münze berührt, so fühlt man eine blitzähnliche Lichterscheinung im Auge und zugleich einen sauren Geschmack auf der Zunge als die Wirkungen des galvanischen Stromes, der veranlaßt wurde durch drei Dinge, nämlich durch die Berührung von zwei verschiedenen Metallen und die zwischen beiden liegende, leitende Feuchtigkeit.

Die zur Hervorbringung galvanischer Erscheinungen verwendeten Metalle nennt man Elektricitätserreger. Hiezu

dienen gewöhnlich Zink und Kupfer; man bringt jedoch bei den Telegraphen statt des Kupfers Kohle (Coak) in Anwendung.

Die galvanische Strömung würde sich, auf weite Entfernungen geleitet, abschwächen und mithin wirkungslos werden, wenn man diesem Uebelstande durch Vermehrung der Elektricitätserreger nicht abhelfen könnte. Diese Vermehrung geschieht durch die Verbindung einer beliebigen Anzahl galvanischer Elemente zu einer galvanischen Batterie.

Galvanisches Element nennt man ein Gefäß, in welches die Elektricitätserreger, Zink und Kohle, so eingebracht sind, daß sie sich nicht unmittelbar berühren, wohl aber von einer leitenden Flüssigkeit benetzt oder durchdrungen werden. Verbindet man mehrere solcher galvanischer Elemente zur Erzielung eines stärkern Stromes, so hat man eine galvanische Batterie, von welcher aus der Leitungsdrath zur telegraphischen Maschine lauft.

Um die Wirkung des elektrischen Stromes, wie wir sie an der Maschine gewahren, erklärlich zu finden, müssen wir eine Eigenschaft der Berührungselektricität ganz besonders ins Auge fassen, nämlich jene, daß sie, durch den Verbindungsdrath auf weiches Eisen geleitet, dieses augenblicklich zum Magnet macht. Wird die Verbindung mit dem Leitungsdrathe aufgehoben, so bleibt die magnetische Kraft im Eisen nicht haften, sondern sie verliert sich eben so augenblicklich. So lange das Eisen durch den galvanischen Strom magnetisch ist, hat es alle Eigenschaften eines wirklichen Magnetes; es zieht Eisen an u. s. w.; wird die Verbindung unterbrochen, so ist es wieder ganz gewöhnliches Eisen.

Auf den Umstand, daß magnetisch gewordenes Eisen ein anderes Stück Eisen anzieht und nach Verlust seiner magnetischen Eigenschaft letzteres wieder losläßt, also eine Bewegung vermittelt, gründet sich die Einrichtung des elektrischen Telegraphen.

Der Theil einer telegraphischen Maschine, durch welchen der eben erwähnte wichtige Vorgang erzeugt wird, heißt bezeichnend Elektromagnet. Er wird auf folgende Weise angefertigt. Ein cylindrisches Stück Eisen wird hufeisenförmig gebogen und mit feinem Kupferdrath umwickelt. Zur Verhinderung einer unmittelbaren Berührung beider Metalle ist der Drath mit isolirender Seide besponnen. Setzt man den Kupferdrath mit dem Leitungsdrath der Batterie in Verbindung, so wird das umwickelte Eisen ein Magnet, welcher durch seine hufeisenförmige Biegung beide Pole einem horizontal über ihm angebrachten Eisenstück zukehrend, dieses kräftig an sich zieht und nach unterbrochener Verbindung wieder losläßt. Dieses horizontal über dem Elektromagnet liegende, mit einem Hebel verbundene Stück Eisen heißt Anker.

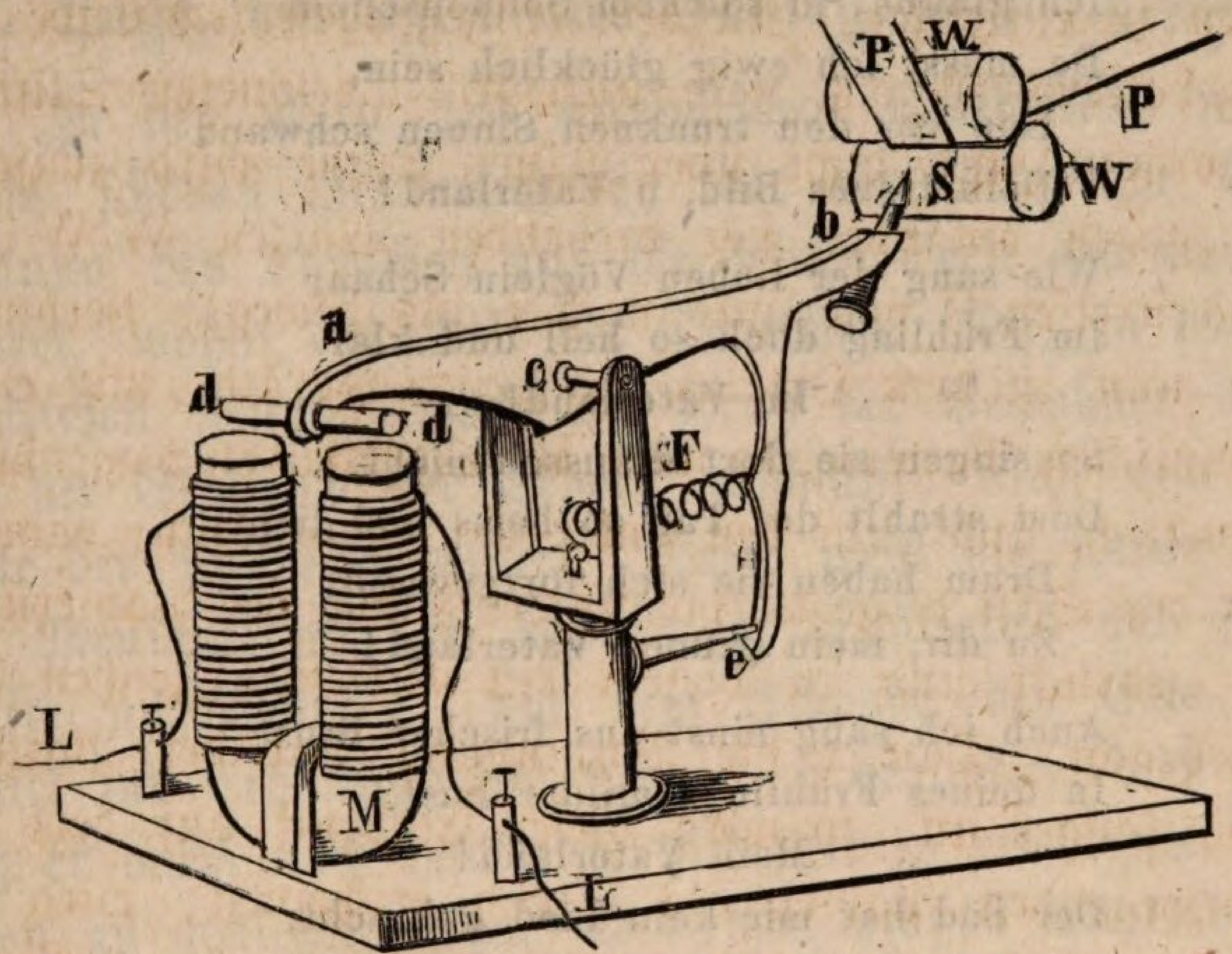
Um nun den Vorgang des Telegraphirens zu versinnlichen, wird die Erklärung nachstehender Zeichnung genügen.

Denken wir uns in dem Orte B einen Elektromagnet M aufgestellt, welcher durch L L mit den von dem Orte A nach B gezogenen Leitungsdräthen in Verbindung steht. In geringer Entfernung von seinen Schenkeln ist eine wagrecht liegende Eisenstange, der Anker d d, angebracht. Dieser Anker ist an dem einen Ende des Wagebalkens a b befestigt, welcher sich um eine Achse bei c dreht. Eine Spiralfeder F hält den Anker von den Polen des Magnets entfernt, während die Stütze e ihn hindert, sich zu weit

davon zu entfernen. An dem entgegengesetzten Ende des Wagebalkens ist ein nach aufwärts gerichteter Stift S angebracht, und dicht über seiner Spitze wird zwischen zwei gegen einander sich drehenden Walzen W W ein Papierstreifen P von links nach rechts bewegt. Verbindet man nun in dem Orte A die Leitungsdräthe mit einer galvanischen Batterie, so wird M in demselben Augenblicke magnetisch, und zieht den Anker d d fest an sich; dadurch wird der Stift S gegen die untere Fläche des Papierstreifens gedrückt und in diesem ein vertieftes Zeichen hervorgebracht. Dauert die Verbindung mit der Batterie etwas länger an, so wird dieser Eindruck auf dem sich fortbewegenden Papier als Strich erscheinen; wird die Verbindung dagegen schnell wieder unterbrochen, so hat der Stift nichts weiter als einen Punkt eingedrückt. Mehr als Striche und Punkte anzugeben, hat der Telegraph auch nicht nöthig; denn das telegraphische Alphabet besteht nur aus Punkten und Strichen, wie hier beispielsweise aus der Zusammensetzung des Wortes „München" ersichtlich ist:

— —	· · — —	— ·	— — — —	·	— ·
M	**ü**	**n**	**ch**	**e**	**n**

Die durch die Zeichnung veranschaulichte Maschine ist eine Erfindung des Amerikaners Morse, und hat wegen ihrer Einfachheit die allgemeinste Anwendung gefunden. Die Schnelligkeit des Telegraphen ist jener des Blitzes gleich, und beträgt in der Sekunde 25,000 Meilen. Da nun eine telegraphische Mittheilung, um an einen auch noch so entfernten Ort zu gelangen, so viel als keine Zeit braucht, so wird ein denkender Schüler wohl berechnen können, warum die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Nikolaus von Rußland, welches in Petersburg um 1 Uhr



Mittags erfolgte, in Berlin um 12 Uhr, und in Paris gar schon um 11 Uhr Vormittags telegraphisch eintraf.

Bilder aus Deutschland.

---

74. Im Vaterland.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer;
Doch, was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.

Ich glaubt', in solchem Sonnenschein
Da müsst ich ewig glücklich sein,
 Und vor den trunknen Sinnen schwand
 Dein treues Bild, o Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schaar
Im Frühling doch so hell und klar
  Im Vaterland!
So singen sie dort draussen nicht,
Dort strahlt der Tag so heiss und licht;
 Drum haben sie sich fortgewandt
 Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milder Lust,
  Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
 Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
 Du löstest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb und Treu' nicht das Geleit —
  O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
 Die haben mir das Herz gewandt
 Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
  Im Vaterland!
Gleichwie die Lerche, schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts,
 Und grüsset rings das grüne Land,
 Das liebe, deutsche Vaterland.

75. Lage, Grenzen und Gebirge Deutschlands.

In der Mitte des europäischen Erdtheiles, unter jenem schönen Himmelsstrich, der die körperliche Entwicklung des Menschen und die seiner Seele am meisten fördert, wohnt das Volk der Deutschen. Da, in diesem glücklichen Klima, wird die Kraft der Bewohner nicht von der Glühhitze der Tropen erschlafft, nicht von der Kälte der Polkreise erstarrt. Zwar weist die Natur hier den Menschen an, in beständiger Thätigkeit alle seine Kräfte anzuspannen, um dem Schooße der Erde die Mittel zur Erhaltung des Lebens zu entlocken; doch vermag er dabei noch immer so viel Zeit zu erübrigen, das Leben zu genießen, ohne aber dem „süßen Nichtsthun“ südlicherer Völker zu verfallen. —

Zwei Meere, die Nordsee und die Ostsee, wälzen ihre salzigen Fluthen an die breite Nordseite des deutschen Landes. Sie sind die weit geöffneten Thore zu einem geräumigen Vorsaale, der großen norddeutschen Ebene, und werden durch die kimbrische Halbinsel (Jütland), welche ein Ausläufer dieser Ebene ist, von einander getrennt.

Im Süden thürmt das himmelhohe Alpengebirge sich auf und bildet die Grenze gegen Italien, und da, wo im Südost der Felswall niederer ist, bespülen die blauen Wogen des adriatischen Meeres die Marken des Landes. Westwärts von Deutschland wohnt der Franzose; östlich haben die Ungarn und die slavischen Völker, die Kroaten, Galizier, Polen und Russen, sich ausgebreitet.

„Deutsches Meer“ ward einst die Nordsee genannt. Das Gestade desselben ist der Ursitz des germanischen Stammes, und bis 1684 hatte Deutschland hier seine

wichtigste Meeresprovinz, die Niederlande. Sie trennte sich vom Mutterlande, als das deutsche Reich durch innere Kämpfe hart darniederlag. — Kurze Zeit vorher hatte sich auch ein anderes wichtiges Glied des Reiches, die südwestlich gelegene Schweiz, vom Stammlande geschieden; wie denn auch nach dem westphälischen Frieden Lothringen und Elsaß vom Reiche losgesprengt wurden.

Der breite, aber niedrige Küstensaum der Nordsee ist mit einer langen Kette kleiner Flachinseln in meilenweiter Entfernung umgürtet, durch deren Schutz die Küste mit gesegneten Marschländern eingefaßt wird, strotzend von üppigen Wiesen und unerschöpflichen Aeckern. Der südliche Theil der Ebene dagegen ist ein welliges Hügelland mit Waldungen und Steinkohlen und Bergwerken. In der Mitte wechselt fruchtbarer Boden mit Sandebenen und Torfmooren, mit Haidestrecken und umwaldeten Seen.

Das flache Ufer der Ostsee ist nirgends so niedrig, daß es, wie bei der Nordsee, durch Deiche vor dem Andrange des Meeres hätte gewahrt werden müssen. An seinen niedrigsten Stellen haben Wind und Wellen Dünen zum Schutze aufgebaut, ja selbst vor die Mündung mancher Flüsse solche meilenlange Sandbänke geschoben und dadurch der Ostsee-Ebene die ihr eigenthümliche Haffbildung verliehen.

Die norddeutsche Ebene, nach Osten immer breiter werdend, steigt nach Süden zu dem zweiten Quartier unsers Vaterhauses, von welchem sie durch zahlreiche Gebirgsmauern getrennt wird.

Von dem Fichtelgebirge, dem Centralpunkte Deutschlands, ziehen in nordwärts gekrümmtem Bogen von West nach Ost das Erzgebirge und das Lausitzergebirge, —

das Riesengebirge, die Sudeten bis zu den Karpathen an der Grenze von Ungarn. Dadurch, daß von den Sudeten in südwestlicher Richtung, der Ostgrenze Böhmens entlang, das Mährische Gebirge an die Donau zum Böhmerwalde zieht, wird Böhmen zu einem von vier fast gleich langen Bergreihen umschlossenen Kessellande, eine wahre Riesenburg Deutschlands.

Vom Fichtelgebirge in nordwestlicher Richtung ziehen der Frankenwald, der Thüringerwald, der Harz, an den sich als nordwestlichstes Gebirge Deutschlands das Weserbergland und der Teutoburgerwald anschließt.

Wie die Rheinebene von Basel bis Mainz zu beiden Seiten von ansehnlichen Bergreihen begleitet ist, so streichen an beiden Ufern des Rheins auch in seinem untern Laufe fast parallel zahlreiche Gebirge, deren Namen einem andern Lesestücke aufbehalten sein sollen.

So mannichfaltig und zahlreich die Gebirge im mittleren Deutschland aber auch sind, so mauern sie doch die einzelnen Landschaften nicht so von einander ab, daß die Bewohner nicht fortwährend mit einander in Berührung kommen könnten, und die Kunst hat der Natur fleißig nachgeholfen, so daß über den Rücken der Gebirge die Produkte des Bodens, wie die Produkte des Geistes herüber und hinüber wandern, auf daß wir uns auch hier noch trotz aller Trennung als Familienglieder eines Hauses fühlen lernen. Selbst das Hochgebirge Deutschlands, welches die südlichste Rückwand unsers Wohnhauses bildet, die Alpenkette nämlich, gehört zu den zugänglichsten der Welt. Zwar zeigen sich die runden und leicht zu ersteigenden Kuppen und Köpfe des Mittelgebirges nur noch in den Vorbergen; denn in Hörnern und Nadeln, in Zähnen und Graten steigt

zuletzt der Kamm empor, so hoch, daß er in den Himmel hineingewachsen erscheint, gehüllt in unwandelbare Schneemäntel, welche die Wolken wie nebelige Geisterschaaren umfliegen; aber dennoch schlängeln sich fahrbare Alpenstraßen durch die Felsenpässe, und durch die Schluchten schleichen und schlüpfen viele Gems- und Fußwege über Teufelsbrücken und Hexenstege.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

76. Das württembergische Neckarland.

Da, wo der Schwarzwald und deutsche Jura (Rauhe Alp) im Süden unfern der Donauquellen zusammenstoßend einen Winkel bilden, entspringt auf demselben Moore, welches südwärts jenem Flusse Wasser spendet, auch der Neckar, der Hauptfluß des schönen Schwabenlandes. Als ein schmales, oft wildbrausendes Berggewässer zieht er an 15 Meilen weit in nordöstlicher Richtung, mit der Rauhen Alp gleichlaufend, an den Städten Tübingen und Reutlingen vorüber, wendet sich oberhalb Eßlingen plötzlich nach Norden und tritt in den schönen weiten Thalbusen von Kannstadt und Stuttgart ein. Bei Heilbronn durchbricht er einen bedeutenden Landrücken; bei Wimpfen nimmt er die Jaxt und den Kocher auf und wendet sich dann westlich. In diesem seinem Unterlaufe entfaltet er bei Heidelberg noch einmal alle Reize einer anmuthigen Natur und mündet bei Mannheim in den Rhein.

Mitten in dem schönen Lande, fast gleich weit vom Rhein, vom Lech und Bodensee entfernt, erhebt sich, in edlem Schwunge aus dem niedrigen Hügellande ansteigend,

der Hohenstaufen, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden hat. Weithin ist des Berges Gipfel sichtbar; von seinem baumlosen Scheitel genießt man eine entzückende Aussicht. Gegen Süden liegt die schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in weiter, bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und der Schweiz hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt: das reiche württembergische Unterland, den Schwarzwald, und in weiter Ferne die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost begrenzen die limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont. Dieses sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch eine bunte Landschaft, welch ein buntes Gemälde! Wie abwechselnd Berg und Thal, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren! Am nördlichen Fuße des Berges liegt die Stadt Gemünd; auf der südlichen Seite breitet sich in einem fruchtbaren Thale das Städtchen Göppingen aus, beide einst ein Besitzthum des hohenstaufischen Hauses. Die Berghäupter ringsum sind von mehr oder weniger erhaltenen alten Burgruinen gekrönt.

Von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges, und arme Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich der Roth-

bart seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege, 1525, wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die 7 Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, und die Thore blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt; die Thürme wurden niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten.

Das Gemüth kann sich beim Anblick der ehrwürdigen Stätte eines schmerzlichen Eindruckes nicht erwehren. Wer sähe nicht über den dunklen Waldzügen dort und über den Silberstreifen der Alpen in tiefem Abendrothe Italien herauftauchen, Reichstage, Schlachten, Belagerungen in unabsehbarem Gewimmel, und dann Neapel, wo Konradin von Schwaben und mit ihm die echte Krone des deutschen Kaisers in den Abgrund sank; Sicilien, das romantische Jugendland des zweiten Friedrichs; und im fernen Asien den Fluß, in dessen Wellen der greise Barbarossa starb? — Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine, niedrige Thür gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich den Rothbart in eiserner Rüstung darstellt; unter dem Bilde stehen einige Worte, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thüre in die Kirche gegangen sei.

Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, großer Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht unter den

Landleuten die Sage, daß sie noch aus den glanzvollen Zeiten des hohenstaufischen Geschlechtes stammen.

77. Das niederrheinische Bergland.

Ganz und gar verschieden von der Rheinebene, die sich zwischen den Vogesen, dem Schwarzwalde und Odenwalde ausdehnt, ist die Gegend, welche der Rhein in seinem weitern Laufe durchströmt. Keine weiten, unabsehbaren Thalebenen bieten sich ihm dar; zwischen engen Felswänden eingeklemmt, rauscht er stolz und majestätisch dahin bis zum Siebengebirge. Als riesige Grenzsäulen sind die sieben Spitzen des Gebirges emporgerichtet. Von da an begleiten den Rhein nur noch auf der rechten Seite die Berge bis gegen die Mündung der Ruhr. Bonn, Köln, Düsseldorf, Aachen gehören dieser Landschaft an.

Dichter und Reisende haben den Fluß, wo er von Bingen und Bonn das Gebirge durchströmt, vielfältig und nie zu sehr gepriesen. Das Alpenland sendet ihm die klarsten, immer vollen Fluthen; die Berge enthüllen ihren innersten Gliederbau und zieren ihn mit prächtigen Felsgruppen; die Rebe breitet sich an seinen Ufern aus und hat selbst die gefährlichsten Stellen erklettert, um ihn noch von den Felsen herab mit schönen Weingeländen zu schmücken und an der milden Sonne köstliche Trauben zu reifen; hohe prachtvolle Wallnußbäume beschatten die kleinen Ebenen am Strom; alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und Herbst ihren reichen Segen in großer Fülle aus und bezaubern im Frühjahr durch eine unvergleichliche Blüthenpracht.

Auch der Mensch hat nun bald seit zwei Jahrtausenden daran gearbeitet, seine Ufer mit Städten und Felsenschlössern, mächtigen Festen und herrlichen Kirchen, mit Klöstern und Landhäusern zu zieren. Mit Recht kann der Rhein seine Wellen stolz dahinrauschen und wogen lassen. An seinen Ufern hat Jung Siegfried die Drachen und Lindwürmer erschlagen, hat Roland gekämpft und der große Karl Gericht gehalten, hat die Loreley gesungen und der fromme Ludwig geweint. Hier saßen die Pfalzgrafen vom Rhein, und die stolze Ritterschaft hielt hier glänzende Turniere. Burg um Burg begleiten auf den Höhen zu beiden Seiten seinen Lauf. Einige schauen noch trotzig hinab in's Thal; sie haben Jahrhunderte hindurch vor keinem Sturm gezagt; andere sind mit ihren Zinnen, die einst so kühn emporstrebten, zu Grabe getragen; nur noch wenig alterndes Gemäuer ist stehen geblieben, und der blaue Himmel schauet durch die offenen Fenster. Auf dem Flusse aber ist ein neues Leben erblühet. Hoch in die Lüfte wälzen sich aus dem Thale herauf Dampfwolken; stolz schwimmen die Dampfschiffe stromauf und stromab; von dem Ufer stoßen Nachen um Nachen mit Reisenden, bei jedem Dorfe, bei jeder Stadt; sie steuern den Dampfschiffen zu und ersteigen mittelst einer kleinen Treppe die schnaubenden Rosse, die sich sogleich wieder in Bewegung setzen, wenn sie die Letzten aufgenommen haben. Mit Jubel und Gruß gleitet das eine an dem andern vorbei. Keuchend wälzen sich die Schleppschiffe in den Wellen fort; große, schwerbeladene Kähne folgen ihnen. Bald sind sie überholt von den rascheren Reiseschiffen. Auf kleinen Gondeln fahren Frauen und Mädchen zu Markte; sie wissen das Ruder eben so gut zu regieren, wie den breiten

Korb mit Gemüse und Milch auf dem Kopfe zu tragen. Auf mächtigen Flössen schwimmen kräftige Männer den Strom hinab, als wollten sie die Schifffahrt in ihrer einfachen Weise noch zeigen. Eine ganze Reihe von Bretterzelten haben sie auf ihrem Flosse aufgeschlagen, den sie Tag und Nacht nicht verlassen. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang ist es lebendig auf dem Strome. Wenn der Tag graut und der Morgennebel sich vom Flusse erhebt, ertönt schon die Schiffsglocke in die Thalschluchten hinein; eilig kommen die Säumigen gelaufen, um die Abfahrt nicht zu verfehlen; und wenn die ersten Sterne am Himmel funkeln, plätschern noch immer die Räder der Dampfschiffe. Laternen mit rothem und grünem Schein werden an dem Mast in die Höhe gehißt und nicht eher wieder herabgelassen, bis das Schiff seinen Bestimmungsort erreicht hat. Und wenn Alles auf dem Flusse schweigt, so fällt dann bis spät in die Nacht der Schein von tausend und tausend Lichtern am ganzen Ufer entlang aus den Wohnungen der Menschen in die Wellen des Flusses. So nahe und sorglos reiht sich Stadt an Stadt und Dorf an Dorf den Fluß entlang.

Die ganze rheinische Berglandschaft, welche sich bis zu einer Höhe von 2000 Fuß erhebt, würde als eine sehr einförmige, wellige Ebene erscheinen, wenn sie nicht von tiefen Thälern in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten würde. Während auf den Hochflächen nur Kornbau, oft nur Hafer gedeihet, schmücken Obsthaine und Weinreben die sanften Abdachungen, wie die steilsten Bergwände der tief eingeschnittenen Thäler.

Die Bäche bewässern schmale Wiesengründe, treiben Mühlen oder Hammerwerke. Diese engen Thäler sind reizende Oasen, denen die geschütztere Lage ein milderes

Klima verleiht, als den hochgelegenen Umgebungen. Sie haben sich mit blühenden Ortschaften und wohlhabenden Städten angefüllt. Es sind außer dem Rhein namentlich die Mosel, Lahn, Sieg und Ruhr, welche das rheinische Hochland in verschiedene Gebirgslandschaften spalten. Die wichtigsten sind folgende:

1. Der Hundsrück am linken Ufer des Rheines zwischen Nahe und Mosel. Ein schöner, kräftiger Menschenschlag bewohnt ihn. Alle Ortschaften tragen deutsche Namen. Die Bewohner sind rein deutschen Blutes. Vier große, fruchtbare, weinreiche Flußthäler umgeben ihn, das des Rheines, der Mosel, Saar und Nahe. An seinem Südfuße liegen die wichtigen Steinkohlenlager von Saarbrück, mit reichen Eisenlagern in Verbindung; hier wird auch Braunstein und Quecksilber gewonnen; Achatgruben beschäftigen zwischen einsamen Bergen ein Völkchen von kunstreichen Arbeitern.

Jenseit der Mosel, in entgegengesetzter Richtung mit dem Hundsrück, zieht der Ardennerwald.

2. Auf der rechten Rheinseite bis zur Lahn liegt der Taunus mit dem 2682′ hohen Feldberge. Den größten Reichthum des Taunus machen seine berühmten Heilquellen aus. Tausende von Gästen aus den reichsten und vornehmsten Klassen aller Theile Europa's suchen in Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad Heilung; Millionen Krüge von Selters, Fachingen &c. bringen selbst über den Ocean hin Erquickung und Linderung mannichfachen Leiden und Krankheiten.

3. Nördlich von der Mosel erstreckt sich die Eifel und der hohe Feen gegen die Maas hin. Die Eifel ist durch vulkanische Kegelberge ausgezeichnet. Lavaströme und Schlacken sind überall verbreitet. Die Lava-Ablagerungen

liefern vortreffliche Mühlsteine, Fenster-, Thür-, Pflaster- und andere Steine. Inmitten der vulkanischen Landschaft ist der Lachersee, dessen Becken den Krater eines ehemaligen Vulkans ausfüllt.

Unweit des Dorfes Niedermending zeigt sich die Genovefa-Kapelle, welche an den Aufenthalt der hl. Genofeva in dieser Gegend und die rührende Lebensgeschichte der frommen Dulderin erinnert. Von der früher so unwirthbaren Gegend und dem undurchdringlichen Walde, worin die schuldlos hinausgestoßene Gattin des Grafen von Hochsimmern in einer Höhle, an der Stelle jener Kapelle, eine Zufluchtsstätte fand, ist, so weit das Auge reicht, nun keine Spur mehr vorhanden; die Gegend ist freundlich und wohl bebaut.

4. Der Eifel gegenüber, zwischen Lahn und Sieg streicht der Westerwald, reich an mineralischen Schätzen, vorzüglich an Eisen. Im Siegen'schen Lande sieht man überall den Boden von Stollen durchwühlt; Rauchwolke an Rauchwolke steigt aus den zahlreichen Hüttenwerken auf. Man wird hier mit bergmännischem Gruße empfangen; der größte Theil der Bewohner ist in den Hüttenwerken beschäftigt.

An der Nordweststrecke des Westerwaldes, unfern der Mündung der Sieg, der Stadt Bonn fast gegenüber, stehen die schöngeformten Kegel des Siebengebirges. Unmittelbar an dem Strom erhebt sich der Drachenfels, wo, wie die Sage erzählt, Siegfried den Drachen erschlug. Weiter nördlich vom Siebengebirge dehnt sich das Sauerland aus, dessen nördlicher Abfall, dem Teutoburgerwalde zu, unter dem Namen Haarstrang bekannt ist.

So hat das niederrheinische Gebirgsland die reichsten Fluren, die edelsten Weine. Es birgt in seinem

Innern Steinkohlen und Eisen, Quecksilber und Achat; heilende Mineralwasser entquellen seinem Boden. Städte, reich an geschichtlichen Erinnerungen, wie Frankfurt, Mainz, Trier, Lüttich, Aachen, Bonn, Köln, Düsseldorf, Elberfeld umgeben die Süd-, West- und Nordgehänge. Es gibt wohl keine andere Berglandschaft, die von schönern Strömen umflossen, von reicheren Thälern durchfurcht, von einem kostbareren, mit Schätzen der Ober- und Unterwelt ausgestatteten Saume eingefaßt ist.

Nachdem der Rhein das Siebengebirge durchbrochen, tritt er in die norddeutsche Tiefebene. In seinem weiteren Laufe theilt sich der 2000′ breite Strom in mehrere Arme und schüttet durch dieselben eine Wasserfülle in den Ocean, wie kein zweiter deutscher Fluß. Das Deltaland *), welches zwischen seinen weit ausgebreiteten Armen liegt, verdankt seine Entstehung recht eigentlich deutscher Erde, die von Alters her der Rhein hier absetzte. Noch jetzt trägt er so große Erdmassen in seinen Wellen fort, daß man jährlich 600 Millionen Ziegel daraus machen könnte.

Von jeher war der Name dieses Flusses ein süßer Klang in jedem deutschen Ohr. Ja, der Rhein ist uns ein heiliger Strom, und seine Ufer sind uns die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Cultur. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet. Darum ist es unsere heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

*) Deltaland, ein durch die gabelförmige Theilung eines Stromes an seiner Mündung angeschwemmtes Land, das in Gestalt eines Dreieckes mit seiner breiten Seite gegen das Meer zu sich ausdehnt.

78. Der Städtebund.

1247.

Nachdem die Kraft der Hohenstaufen in den erbitterten Kriegen mit Italien verblutete und die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ gekommen war, stieg in Deutschland das Faustrecht zur furchtbarsten Höhe. Land- und Seeräuberei war allgemein. Schwer lag insbesondere der Rheinhandel unter der allgemeinen Unsicherheit darnieder. Ritter, Grafen und Herren benutzten die Enge des Strombettes zwischen Bingen und Koblenz, um jedem Schiffer und fahrenden Kaufmann Brandschatzungen aufzulegen; Personen und Güter waren jeder Willkür preisgegeben. Da ermannten sich die Bürger der Rheinstädte, voran das „goldene“ Mainz. Auf Betrieb eines Bürgers daselbst, Namens Watbod, traten sie — 1247 — zu gegenseitiger Sicherung zusammen und stifteten 1255 unter der Vorstandschaft von Mainz und Worms den rheinischen Städtebund zum Schutz gegen den räuberischen Adel. Viele Fürsten und Bischöfe schlossen sich dem Bunde an, so die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Bischöfe von Worms, Strassburg, Basel, Metz und Fulda, der Herzog von Bayern, die Landgräfin von Thüringen und eine grosse Anzahl von Grafen. Von den Städten standen dagegen bei der Eidgenossenschaft, (so nannten sich die Bundesglieder ausdrücklich,) obenan Mainz und Worms, dann Köln, Speyer, Strassburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Kolmar. Schlettstadt. Hagenau, Weissenburg, Wimpfen, Heidelberg, Oppenheim, Frankfurt, Wetzlar, Fulda, Aschaffenburg, Bin-

gen, Bacharach, Wesel, Andernach, Bonn, Aachen, Münster, Bremen u. a., im Ganzen 90 Städte. Denn jede Gemeine hatte von einem unruhigen Nachbar zu leiden; jede wünschte diese oder jene Burg, die ihr nahe lag, diesen Aufenthalt abgesagter Feinde, vernichtet zu sehen.

Zweck des Bundes war, das Eigenthum zu sichern, dem Strassenraube zu begegnen, der Unterdrückung der Unschuldigen zu steuern und einen dauerhaften Landfrieden zu sichern. Schutz sollte werden jedem Schwachen, Hilfsbedürftigen oder Unterdrückten ohne Ansehen der Person und des Glaubens. Die Bundesmitglieder machten sich verbindlich, alle Diejenigen, welche den Frieden stören und Räubereien oder Bedrückungen sich erlauben würden, mit gemeinsamen Kräften anzugreifen, unter sich selbst aber keine Fehde zu führen und alle Streitigkeiten durch Schiedsrichter zu entscheiden. Die Reichsgewalt sollte wieder gekräftigt werden, und desshalb verpflichtete man sich ferner, bei Erledigung der Krone auf einmüthige Ernennung eines Reichsoberhauptes hinzuwirken, und wenn eine Doppelwahl zum Vorschein käme, sollten die verbündeten Städte keinem der Gegenkönige den Einzug verstatten, und ihn weder mit Lebensmitteln, noch mit einem Darlehen, noch mit bewaffneter Macht unterstützen.

Gross und edel war der Gedanke, der dem Bunde zum Grunde lag, und die Thätigkeit des Städtebundes erwies sich auch alsbald als allgemein wohlthätig. Viele Raubburgen wurden gebrochen; Handel und Verkehr fand einigermassen Sicherung; dem Uebermuthe manch adeliger Herren ward Einhalt gethan; aber

dem Faustrechte konnte erst gesteuert werden, als wieder kräftige Kaiser, wie Rudolph von Habsburg, an der Spitze des Reiches standen, und vollends gebrochen wurde es erst, als die Erfindung des Schiesspulvers die Raubritter auf die Unbezwingbarkeit ihrer auf steilen Felsenhöhen erbauten Burgen nicht länger mehr trotzen liess.

---

79. Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rhein,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In gold'ner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Kron' von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein
Und bauet eine Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im gold'nen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer,
Uns deutsche Heldenkraft.

---

80. Das Wesergebiet.

Wie alle Ströme Norddeutschlands fließt auch die Weser von Süd nach Nord. Sie entsteht aus dem Zusammenfluß der Werra, welche im Thüringerwalde entspringt, und der Fulda, die vom Rhöngebirge kommt.

Da, wo die beiden Flüsse sich vereinigen und den Namen Weser annehmen, wohnte einst das alte Volk der Chatten und Cherusker; nordwärts hinab bis an die Mündung des Stromes und weithin ost- und westwärts saß später das gewaltige Volk der Sachsen, das erst nach 33jährigem blutigen Kampfe von Karl dem Großen für das Christenthum gewonnen werden konnte.

Ostphalen ward das alte Sachsenland genannt von der Weser ostwärts bis zur Elbe; Westphalen von der Weser westwärts hinüber bis zum Rhein.

In tiefem Thale zieht die Weser dahin. Oestlich von ihr liegt der Harz mit reichem Bergbau auf Silber, Kupfer, Schwefel, Zink 2c. in den Gruben zu Goslar, Klausthal und Zellerfeld. — Westlich von der Weser ist der Teutoburgerwald, wo Hermann die deutsche Freiheit rettete. — Oberhalb der preußischen Festung Minden durchbricht der Strom das Wesergebirge und bildet die porta Westphalica. Sie besteht aus zwei steilen Gebirgspfeilern, dem Jakobs- und Wittekindsberge, welche die Weser in einen Engpaß einschließen.

Der Strom tritt nun in die norddeutsche Tiefebene. Da breitet sich an seinen beiden Ufern die freie Reichs- und Hansastadt Bremen aus. Sieben Meilen abwärts, an der Mündung der Weser in die Nordsee, liegt Bremerhafen, der Hafen von Bremen, mit großartigem Schiffs- und Handelsverkehr und ansehnlicher Rhederei. Der Strom erweitert sich meerbuchtartig; die vielen Sandbänke und Watten aber machen die Schifffahrt beschwerlich. Für große Seeschiffe ist die Weser bis Bremen nicht schiffbar. Dampfschiffe gehen bis Münden, am Zusammenflusse der Werra und Fulda, hinauf. Westlich von der Wesermündung ist der Jahdebusen.

Städte im Wesergebiet: An der Fulda: Fulda und Cassel. An und in der Nähe der Werra: Meiningen, Eisenach, Gotha. An und in der Nähe der in die Aller fließenden Leine: Göttingen, Hildesheim, Hannover. An kleinern Nebenflüssen der Aller: Wolfenbüttel, Braunschweig.

Westlich von der Weser zieht die Ems zur Nordsee. An ihrem linken Ufer liegt Münster, an einem Nebenflusse Osnabrück, an ihrer Mündung Emden. Der Meerbusen, den sie bildet, heißt Dollart.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

81. Die Porta Westphalica.

Der Morgen graut; es lüftet sich der Schleier,
Der dämmernd noch die Erde rings umzieht,
Im Osten glimmt ein sanftes Rosenfeuer,
Und dampfend vom Gebirg der Nebel flieht;
Die Luft wird frischer und der Himmel freier,
Die Wolken ziehn, vom Morgenroth beglüht,
Es sterben hin die letzten bleichen Sterne,
Und duftig taucht herauf die blaue Ferne.

So liegst du da vor meinen trunknen Blicken
Im Morgengold, Porta Westphalica,
Gewaltig Thor, das Felsenflügel schmücken,
Du Riesenpforte der Germania*)!
An dir soll sich mein müdes Herz erquicken,
Und ob ich Deutschlands schönste Auen sah, —
Hier, wo die Weser braust durch deine Säulen,
Auf echtem deutschen Boden will ich weilen.

---

*) Germania oder Germanien — Deutschland.

Wohl zieht der Rhein durch goldne Rebenhügel,
Vom Glanz der Schlösser blinket seine Fluth,
Stolz prangt der Berge Grün in seinem Spiegel,
Und Traubenblut kocht in der Sonne Gluth;
Der Sang erschwingt sich frei auf Windesflügel,
Und Frohsinn schwellt das Herz mit Jugendmuth,
Doch preis' ich dich, o Weser, und die Quellen,
Die mitten aus Germaniens Herzen schwellen.

Nicht bietest du in deinem kies'gen Bette
Kostbare Perlen, Edelstein und Gold,
Nicht kränzen Reben deiner Berge Kette,
Nicht spenden Dichter dir des Sanges Sold;
Doch ewig grünt der Lorbeer jener Stätte,
Von deinen Adern wild und kühn durchrollt,
Wo einst die Väter in der Vorzeit Tagen
Die Hermannsschlacht, die schreckliche, geschlagen.

Da hausten Wolf und Bär in diesen Hainen,
Der Geier krächzte durch die öde Flur,
Des Landes Sohn, von riesigen Gebeinen,
Strich durch den Wald und kämpfte mit dem Ur*),
Er kniete vor der Götzen kalten Steinen
Im blinden Wahn und wild, wie die Natur —
Da kam das Kreuz, das heil'ge Christenzeichen,
Und Licht drang durch die Nacht der deutschen Eichen!

Wo Wildniß sonst, und Sumpf und Dorngehege,
Da leuchten Städte jetzt aus goldner Fluth,
Da rauscht die Sichel, tönen Hammerschläge,
Da schmilzt das Eisen in des Ofens Gluth,
Da braust der Dampf auf blankem Schienenwege,
Da sprudelt hell der Erde heilend Blut,

*) Ur = Auerochs.

Und Kraft und Leben bietet jetzt Westphalen
In der Hygea*) wunderreichen Schalen.

Westphalenland! wie bist du hoch zu preisen:
In deinen Hütten wohnt noch deutsche Treu',
In deinem Schooße wächst das freie Eisen,
In deinen Wäldern starb die Sklaverei! —
Hier auf des Berges Felsenhaupt, dem greisen,
Hebt meine Brust sich wieder froh und frei:
In dieses graue Kirchlein will ich treten,
Um hier für's deutsche Vaterland zu beten.

---

82. Die heilige Fehme (Vehme).

Ein geschichtliches Bild aus Westphalen.

Nach dem traurigen Ausgange des hohenstaufischen Geschlechtes lag die Macht der deutschen Könige tief darnieder. Die öffentlichen Gerichte waren ohne Ansehen, die Fürsten vermochten nicht Gerechtigkeit zu verschaffen; das Faustrecht nahm immer mehr überhand: wer die Gewalt hatte, hatte das Recht. In diesem Zustande allgemeiner Rechtslosigkeit und Unsicherheit traten als fester Hort des Rechtes und als unerbittlicher Rächer des Unrechtes die Fehmgerichte auf. Freigerichte hießen diese Gerichte in Erinnerung an ihre ursprüngliche Bestimmung, den Reichsfrieden und so die nur in diesem wurzelnde Freiheit zu erhalten; westphälische Gerichte, weil sie nur in Westphalen stattfanden. Heimliche Gerichte, heimliche Acht wurden sie nur dann genannt, wenn dabei bloß Mitglieder des Freischöffenbundes

---

*) Hygea oder Hygiea — Göttin der Gesundheit, abgebildet mit einer Schlange, die aus einer Schale speist.

zugelassen wurden. — Der Ursprung der Fehmgerichte hängt mit dem Gerichtswesen des deutschen Mittelalters zusammen. Diejenigen, welche sich gegenseitig Frieden und Rechtsschutz verbürgt hatten, kamen an gewissen Tagen oder auf besondere Bestellung an bestimmter Stätte zusammen, um daselbst gemeinschaftlich zu verhandeln, was Alle anging, und dahin gehörten auch Rechtshändel, so weit sie für das Gemeinwesen eines solchen Vereins wichtig waren. Den Vorsitz führte ein durch Wahl dazu berufener, freier Mann. Das Recht „suchten und wiesen“ die Mitglieder der Versammlung selbst; den Beschluß zog der Vorsitzer; die Vollstreckung besorgten die Urtheiler, also die Gemeinde, die Vereinsmitglieder selbst, oder übertrugen solche Einem oder Einigen aus ihrer Mitte. In Westphalen und Engern hatte Karl der Große nach Ueberwindung der Sachsen die Gerichtsvorsitzer und Beisitzer — Schöffen — selbst ernannt, auch die Gerichtsbezirke und Gerichtszeiten bestimmt. Diese von Karl selbst angeordneten Gerichte hatten „Königsbann“, d. h. sie sprachen Recht, nicht bloß aus Macht der Gemeinde, sondern aus Macht des Kaisers. Dies hatte die Folge, daß die Genossen dieser Gerichte kaiserliches Recht hatten und mithin in ihrer Eigenschaft als Reichsbürger Recht „weisen“ und geben konnten, daß daher jeder freie Mann im ganzen Reich ihr Rechtsgenosse war, und daß sie sich als Obergerichte über alle nicht vom Kaiser eingesetzten Gerichte betrachteten. Den Königsbann, also die peinliche Gerichtsbarkeit, übten die Freigerichte unbestritten unter dem Schutze des Kurfürsten von Köln, als kaiserlichen Statthalters, der als geistlicher Fürst den Blutbann — das Recht über Leben und Tod — nicht üben durfte.

Die allgemeine Ansicht, daß die westphälischen Frei-

gerichte durch Karl den Großen eingesetzt wurden, die strenge Gerechtigkeit, mit der sie anfangs verfuhren und zur Zeit des rohesten, allgewaltig gewordenen Faustrechtes, wo die übrigen Gerichte nicht mehr Recht zu sprechen vermochten, allein noch Rechtsschutz gewährten, die ehrfurchtgebietende Feierlichkeit, von der sie umgeben waren, förderte ihre Wirksamkeit und ihre Verbreitung.

Der Vorsitzende jedes Fehmgerichtssprengels hieß Freigraf, ein Beisitzer Freischöffe oder Wissender, die Gerichtssitzung Freiding, der Gerichtsort Freistuhl. Die Zahl der Freischöffen bei einem Gerichte war anfangs 7 und stieg bis auf 30. Mehrere Freigrafen standen unter einem Stuhlherrn, der meist der Landesherr des Gebietes war. Die Stuhlherrschaft wurde, wie Alles in Deutschland, erblich. Aus der Mitte der Freischöffen mußte der Stuhlherr den „Freigrafen" auf Lebenszeit erwählen. Als oberster Stuhlherr galt der Kaiser, oder, wenn dieser nicht Wissender war, der Erzbischof von Köln als Herzog von Westphalen. Wer „wissend" werden wollte, selbst der Kaiser, mußte „auf rother," d. h. westphälischer „Erde" vor irgend einem Freistuhl an gewöhnlichem Gerichtstage vor allem Volk durch glaubhafte Zeugen oder Bürgen beweisen, daß er von freier Geburt und keines Verbrechens schuldig oder verdächtig sei. Hierauf schwur der Aufzunehmende knieend und mit entblößtem Haupte, die rechte Hand auf dem Schwert und Strick des Freigrafen, „zu Gott und seinen Heiligen," daß er die Fehme geheim halten, daß er vor ihr anklagen wolle, was er von fehmbaren Vergehen selbst wahrnehme oder sonst glaubhaft erfahre, damit es „nach Recht gerichtet oder in Gnade gefristet werde," daß er Alles thun wolle, um des Königs und des heiligen römischen Reichs Fehm-

gerichte zu mehren und zu stärken, und nichts gegen sie thun wolle oder geschehen lasse; dies Alles ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst, Gabe, Furcht 2c.

Ein altes Fehmrechtsbuch sagt: „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Augen binden und ihn auf seinen Bauch werfen und ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken winden und ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals thun und ihn sieben Fuß höher hängen, als einen verurtheilten, verfehmten, missethätigen Dieb." Diese Heimlichkeiten, die denn auch heute nicht vollständig bekannt sind, konnten übrigens nur in den Erkennungszeichen der Freischöffen bestehen; denn das Recht, wonach gesprochen wurde, waren die Jedermann bekannten „Weisthümer" und der Sachsenspiegel*). Jene Erkennungszeichen bestanden in der Art, wie beim Essen das Messer gelegt, in verschiedenen Worten, die in Fragen und Antworten eingewebt wurden, in dem Nothwort, wie es Karl der Große der heimlichen Acht gegeben, und in dem heimlichen Schöppengruß 2c. Jene Worte waren: Strick, Stein, Gras, Grein (S. S. G. G.); ihre Bedeutung ist nicht bekannt. Der Schöffengruß bestand darin, daß der ankommende Schöffe seine rechte Hand auf des andern linke Schulter legte und sagte: „Ich grüß' Euch, lieber Mann! Was fraget Ihr hier an?" worauf der Gegrüßte seine rechte Hand auf des andern

*) Sachsenspiegel, ein im 13. Jahrhundert von dem sächsischen Ritter Eike von Repgow verabfaßtes Rechtsbuch. Es enthielt die Aufzeichnung der in Deutschland von Alters her gebräuchlichen Rechte und Gesetze.

linke Schulter legte und antwortete: „Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sein.“

Wie vorsichtig man bei Aufnahme neuer Schöffen gewesen, beweist der Umstand, daß, obgleich Leute jedes Standes Freischöffen werden konnten (es finden sich als solche auch gewöhnliche Handwerker) und ihre Zahl sich zu Zeiten im ganzen deutschen Reiche auf 100000 belief, dennoch die allgemeine Achtung sie begleitete, daß nie der Vorwurf der Ungerechtigkeit oder gar einer Bestechung vernommen wurde, und die angesehensten Schriftsteller des Mittelalters die Freischöffen als rechtschaffene und fromme Männer schildern.

Das Recht des Freischöffen bestand darin, daß er nur unter westphälischen Gerichten stand, daß er einer höhern Glaubwürdigkeit genoß, als der Nichtwissende, und daß er, als Kläger und Beklagter, als Urtheiler oder als Anwalt, Zutritt zur heimlichen Acht hatte. Freischöffe zu sein, schützte mehr, als kaiserliche Schutzbriefe.

Die Fehme bestand nur auf rother Erde, d. h. in Westphalen; die Freistühle und die Gerichtstage waren allgemein bekannt; die Sitzungen wurden nur bei hellem Sonnenlichte und unter freiem Himmel gehalten. Jeder freie Mann konnte neben den Schöffen dabei erscheinen. Diese, mit dem Freigrafen, besetzten die Bank; vor ihnen stand ein Tisch, worauf ein Schwert und der weidengeflochtene Strick — die Zeichen des Blutbannes, die sogenannte Wyd —, hinter ihnen der Frohnvogt. Außerhalb der Schranken, welche den Sitz dieser eigentlichen Gerichtspersonen umschlossen, stand die Gemeinde, um mitzurathen und zu beschließen. Nur wenn sich das offene Gericht in ein heimliches verwandelte, mußten sich alle Nichtwissenden entfernen. — Als Kläger durfte nur ein

Freischöffe auftreten, entweder in eigenem, oder im Namen eines Mitwissenden. — Der Angeklagte wurde durch Anheftung einer Schrift an seine Thüre, oder durch drei starke Schläge an die Thüre vorgeladen und ihm zur Erscheinung eine bestimmte Frist gesetzt. Erschien er auf dreimalige Vorladung nicht, so wurde er, wenn der Ankläger durch sechs Eideshelfer, welches Freischöffen sein mußten, die Anklage beschwur, verfehmt oder verurtheilt. Erschien er und gestand, so wurde das Urtheil gleich vollzogen; leugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, worauf aber der Kläger zum Gegenbeweis durch zwei Eideshelfer gelassen wurde, die dann der Angeklagte übersiebnen, d. i. durch sechs Eideshelfer entkräften — und wenn jener dann 14 vorführte, durch 21 überwiegen konnte, worauf er dann freigesprochen wurde.

Die Strafe bestand bei Vergehungen in Geldbuße oder Landesverweisung; auf Raub, Mord und andere schwere Verbrechen war der Tod gesetzt. Im letztern Fall wurde der Ueberführte sogleich entweder mit dem Dolch oder mit dem Stricke getödtet. Ein jeder Wissende hatte die Pflicht, mit Zuziehung von noch zwei Wissenden den nicht erschienenen todeswürdigen Verbrecher, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch mit den Buchstaben S. S. G. G. neben den Getödteten gelegt, oder in den Baum gesteckt wurde, damit man wisse, daß ihn die heilige Fehme gerichtet habe. Betrafen drei Freischöffen Jemand auf einer todeswürdigen That, so durften sie ohne förmliches Urtheil die gleiche Strafe vollstrecken. Wer von den Wissenden einem von der hl. Acht Betroffenen vorher einen Wink gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Kein Freischöffe durfte

seinen Beistand verweigern, selbst nicht gegen seine nächsten Verwandten.

Der Hauptstuhl der Fehme war zu Dortmund „uff dem Markt neben dem Rathhuse," seit dem Jahre 1545 aber im Stadtgraben vor dem Burgthore. Dicht am Bahnhofe der Köln-Mindener Eisenbahn unter einer alten Linde steht noch jetzt der derbe Steintisch, an dem die Schöffen saßen und Recht sprachen. Der Tisch zeigt in grober, verwitterter, halberhabener Arbeit den alten, einköpfigen Reichsadler als Zeichen des höchsten, kaiserlichen Gerichts.

Während die heilige Fehme den Ordnungsliebenden, besonders in den Zeiten der Gesetzlosigkeit, große Beruhigung gab, flößte sie Schrecken den Frevlern ein. Die furchtbare Macht aber, welche in dem Fehmgerichte lag, setzte es aber auch der Gefahr innerer Verderbniß aus. Denn als bei der zunehmenden Menge der Wissenden später auch Unwürdige zur Aufnahme kamen, mißbrauchten diese ihre Gewalt zur Befriedigung persönlichen Hasses, oder zu sonstiger Willkür. Schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommen dergleichen Fälle vor, und gegen Ende des Jahrhunderts häuften sich dieselben in einem unerträglichen Maße. Immer allgemeiner wurden die Klagen; an manchen Orten wurden die Fehmgerichte mit Gewalt aufgehoben, bis sie zuletzt durch die bessere Ausbildung der gewöhnlichen Landesgerichte von selbst aufhörten.

---

83. Brockenreise.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne,

immer neue Schönheiten beleuchtend. In der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf recht freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu einer ge-

waltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar; die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute; die Bäume flüstern wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen; sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter; spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen; die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen; es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen; sie scheinen immer mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von

erstaunlicher Größe. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das lang ersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick wegen des Windes und der Kälte im Winter, das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

---

84. Ein Gang in das Bergwerk bei Goslar.

Der Rammelsberg bei Goslar ist bekannt durch sein Bergwerk, in welchem sich mehr gezimmertes Bauholz befinden soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite des Berges, die dem Wege zugekehrt ist, bestand meistens aus Schiefersteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Aussehen eines ungeheuren Gebäudes bekam, das abgebrannt und zusammengestürzt schien. Die Luft selbst hatte etwas Schwefeliges und Brandiges, und das Wasser, das durch Abzugröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, sah ganz ockergelb aus.

Der norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwischen den Bergwänden eingeschlossen steht, „Wollflocken," und ich wüßte keinen Namen, der charakteristischer wäre; es sah wirklich aus, als ob eine ungeheure Menge von der feinsten gekratzten Wolle in den Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den schwarzen Fichten lagere.

Da, wo man in's Bergwerk hinabsteigt, schob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmassen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete sein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar um's Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert; aber bald wölbten sich nur die eckigen Felsstücke rund umher; wir stiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns; „Glück auf!" war der gegenseitige Gruß, während ringsum alles still wie im Grabe war. Aus dem Stein schimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmannn von Goslar begleitete mich; ich hielt mich an ihm an, obgleich es nur ein schmales Brett war, auf dem wir vorwärts schritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verschwand mehreremale vor unseren Augen. Plötzlich brauste es über unsern Köpfen; es war, als ob der ganze Berg zusammenstürze. Ich sagte kein Wort, schmiegte mich aber fest an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dies eine Schleuse sei, die man oben öffnete, und die ein Rad in Bewegung setzte, durch das die Erzstücke aus den untersten Gruben heraufgefördert würden.

Uns zur Seite öffnete sich ein Abgrund. Wir konnten beim Schein des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad sehen, über welches das Wasser herabbrauste. Ich weiß nicht, ob dieses oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet war, mir am meisten malerisch vorkam. Die rothen Flammen schlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die schwarzen Bergleute ringsum; ich

lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit schön war.

Es ist doch ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem abwechselnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geschwellten Segeln fliegt jener von Küste zu Küste über das herrliche Meer; lustig wimmelt es in den fremden Häfen von geschäftigen Menschen. Bald bläst ein Sturm, daß die Masten brechen und das Schiff von den starken Wellen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird; bald ist es wieder todtenstill, und er ruht sich aus hoch oben im Mastkorb und schaut hinaus in den unbegrenzten Raum zwischen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem schwarzen Schacht sitzt er bei seinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; still und finster, wie hier in seiner Heimat, wird es auch in seinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da zieht er ein besseres Kleid an, geht in die Kirche und sieht die Sonne mild in diese und in sein Herz scheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menschen dort in der Welt umherstürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung ist, dort hinaus fliegen und sich zwischen den Andern umhertummeln — aber am Montag sitzt er doch wieder tief unten im Schacht bei seinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und so geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerschlag auf seinen Sarg thut.

Als wir aus dem Berg herausstiegen, schien die Sonne so schön über die jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war

mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres gesehen als diese von der Sonne beschienenen Bergwände und den klaren Himmel, so groß war der Uebergang von der schwarzen Grube zu der sonnenhellen Natur.

---

85. Ein oldenburger Bauernhof.

Das Haus des oldenburger Bauers liegt, nach altsächsischem Brauche, in der Regel einsam mit seinen Nebengebäuden inmitten des Gutes, oder es bildet mit Häusern ähnlicher Art eine lose Gruppe, Bauerschaft genannt. Eigentliche Dörfer findet man nur selten. Nicht allein die Felder, Kampe, sind zum Schutz gegen die heftigen Winde mit Hecken auf Erdwällen umgeben; auch der Bauernhof erscheint in dieser Verschanzung. Auch zu ihm führt, wie zu jenem, ein niedriges Gitterthor, das Heck, dessen Hauptbestandtheil ein schwerer, auf zwei Pfosten horizontal ruhender Balken ist, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man diese Schranke hinter sich, so betritt man einen weiten Rasenplatz, auf dem sich ein Eichenhain erhebt. Beides, die frisch grünen Rasen und die gewaltigen Eichen gehören zu den Vorzügen des oldenburger Landes. Der Rasen verdankt seine Schönheit der Feuchtigkeit des Klima's, die Eiche der Eigenthümlichkeit des Bodens und den Stürmen. Nirgends habe ich so gewaltige Bäume gesehen, als auf der oldenburger Geest, und mancher Bauernhof bewahrt neben jungen schlanken Stämmen noch manches Prachtexemplar aus alter Zeit, das den patriarchalischen Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Aeste derselben tragen häufig das Nest der Elster, während Ge-

vatter Storch auf dem Dache des Bauernhauses sich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umstandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke, und den Enten als Schwimmplatz, so lange es nicht einem der riesigen Schweine gefällt, sie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht sich der Hahn mit den Hennen.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein stattliche Aussehen der oldenburgischen Häuser auffallen. Inmitten des Eichenkamps im Hintergrunde, zu beiden Seiten umgeben von sehr stattlichen Schaf- und Schweinställen, die sich oft in langer Reihe fortsetzen, mit den geringeren Heuerwohnungen, die halb im Grünen versteckt sind, machen sie entschieden den Eindruck behaglichen Wohlstandes. Die Seitenwände des Hauses, zu dessen Erbauung nicht selten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, sind ganz niedrig und aus Ziegelsteinen, im Münsterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neuern Häusern auch wohl aus Ziegeln bestehende Dach steigt tief herab. Die dicke Lage von Ried gibt dem Hause das Aussehen eines Bären, der sich tief in seinen Pelz steckt. Die große Thüre oder Einfahrt, über welche, besonders im Münsterlande, unter bunten Holzverzierungen die Namen des Erbauers und seiner Frau mit einem frommen Spruche zu lesen stehen, liegt auf der Giebelseite, meist nach Westen sehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unserer Scheunen, zum Dreschen dient. Rechts und links ist dieselbe von hölzernen Verschlägen eingeschlossen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, stehen. So ist das Haus des oldenburger Bauers Wohnung,

Stallung und Scheune zugleich. Es ist auch Hühnerstall, um nichts zu vergessen; denn über den Verschlägen für das große Vieh haben Hahn und Henne ihr Quartier.

Gehen wir auf der Tenne weiter, so folgen die Milch- und Speisekammern und die offenen oder auch geschlossenen, oft kojenartigen Räume, wo die Dienstboten und einzelnen Familienglieder des Nachts ein hochgethürmtes Bett empfängt. In der Mitte des Hauses, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei ist, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meist offene Einfahrt sichtbar. Auf der einen Seite des Feuers ist der Spül- und Waschort, auf der andern ein großer Eichentisch, der Mannsiedel, wo der Bauer mit seiner Familie und dem „Volk" Mahlzeit hält. Sowohl in der Richtung des Spülortes als des Mannsiedels führen Seitenthüren aus dem Hause.

Hinter dem Feuer ist, nach alter Einrichtung, die Schlafstelle des Hausvaters und seiner Frau. Hier stehen auch die Kästen mit den Kleidungsstücken der Hausbewohner und die künstlich geschnitzten Schränke. Hier hängt der Spiegel, vor dem sich Mutter und Tochter zur Kirche schmücken. Hier, auf der Ostseite, finden sich auch, zumal in neueren Häusern, wirkliche Stuben; von dieser Seite beginnt überhaupt die moderne Kultur, die die alten Sachsenwohnungen umgestaltet. Neben einer schmutzigen Wohnstube, Döns, genannt, findet man da nicht selten Prunkzimmer mit Mahagonihausrath und feinem Geschirr, die freilich dumpfig genug sind, da man sich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheure Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgespeichert wird, gewährt im Sommer Kühle,

im Winter Wärme, die noch durch das zu dieser Zeit anwesende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauses selbst bei scharfem Frost sich nur selten in den Stuben aufhalten. Treibt sie die strenge Kälte doch zuletzt hinein, so heizen dieselbeu Menschen, welche Monate lang mit blauen Fingern, den Hauch vor dem Munde, auf der Hausflur ausgedauert, so gründlich ein, daß ihnen die Köpfe glühen. In den älteren Gebäuden ist kein Schornstein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die schweren Speckstücke, Schinken und Würste bestreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für Jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Die Häuser haben eine länglich viereckige Form. Denkt man sich ein Kreuz durch sie gelegt, so geht der Stamm desselben in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Eingangsthor nach den Stuben im Hinterhause; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerstelle schneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren. An dem Herde sitzt, ihr Kind auf dem Schooße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Gesinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachsames Auge Alles erreichen, ohne daß sie sich vom Stuhle erhebt. Vor sich hat sie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, so daß Niemand von ihr unbemerkt aus- und eingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne spielen, die Pferde und Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große, mit Heu und Getreide gefüllte Dachboden, Alles steht unter ihrer Hut, indeß sie ruhig das Spinnrad tritt, oder den weiten, schwarzbauchigen Kessel beschickt, der über dem Feuer hängt.

Der Sitz am Herd in diesen alterthümlichen Häusern ist mit Recht der Lieblingsplatz Aller; hier sammeln sich die arbeitsmüden Hausbewohner um das glimmende Feuer; hier wird dem Gastfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl gestellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Haide fegt, ist es doppelt schön in der weiten, behaglich warmen Halle, inmitten eines Kreises seltsam beleuchteter Menschen, die um das Feuer gruppirt sind. Das Herdfeuer brennt, oder glimmt wenigstens, Tag und Nacht; ist doch der Torf ein sehr billiges Brennmaterial. Ueberdies haben sehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem sie den nöthigen Torf gewinnen; selbst in der Marsch sind, wo dies irgend angeht, die Stellen so angelegt, daß sie bis in's Meer reichen, damit der Bauer seinen Brandbedarf nicht zu kaufen nöthig habe. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauch das Feuer gelöscht; selbst die Heuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Glut auf ihrem Herde wieder zu wecken.

Vor der Ostseite des Hauses, also vor den Stuben, wenn solche vorhanden sind, liegt der Gemüsegarten, worin auch ein paar Blumen eine Stelle vergönnt ist. Weiterhin wird der Hof von Ackerfeldern, Wiesen, Weiden und Holzungen umschlossen. Die Gemeindeflur führt den Namen Esch; unter Mark versteht man dagegen das ungetheilte, meist unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu sein pflegt.

86. Die Nordsee-Marschen.

Die Nordsee ist an den deutschen Küsten, wie es an den Gestaden sandiger Ebenen zu sein pflegt, bis weit vom Strande hinaus sehr seicht. Eine Reihe von Flachinseln und Sandbänken, nur an wenig Stellen unterbrochen, umgürtet die Küste in meilenweiter Entfernung. Bis zu ihnen hin legt die Ebbe den Boden ganz oder fast ganz trocken, so daß man mehrere Stunden weit zu den Inseln, sowie von einer Insel zur andern waten kann; daher der Name dieses amphibischen Bodens, „das Watt". Zur Fluthzeit steht das Wasser einige Fuß hoch über dem Watt. Die Ströme und Küstenflüsse aber bahnen sich tiefere Betten und gestatten größeren Schiffen die Einfahrt, indem sie, oft in mehreren Armen, zwischen den Inseln hindurch, dem Meere zufließen.

Im Schutze der Inselkette legt sich der erdige Niederschlag, den die Flüsse dem Meere zuführen, an die Rückseite der Eilande selbst, oder an den Fuß des sandigen Küstenlandes, der „Geest", und bilden die Seemarschen. Nicht minder beträchtlich sind die Flußmarschen, welche nach und nach die Mündungen kleinerer und größerer Ströme ausfüllen.

Unter „Geest" versteht man das höher gelegene, meist sandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geest oder güst in der plattdeutschen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieser Ausdruck nur im Gegensatze zu den von der Geest überall scharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marsch und Moor, auf. Durch diese zieht sie in Gestalt einer niedrigen Hügelkette oft weit in das Land hinein. Die Aehnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich,

und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geest das ältere Land ist, der Marsch- oder Moorboden aber, welcher am Fuße der Geest horizontal, wie ein Wasserspiegel ausgebreitet liegt, erst später vom Meere verlassen worden sei.

„Marsch" erinnert an das lateinische Wort mare (Meer); man versteht darunter die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküsten, die jenen Mündungen benachbart sind. Ein eigenthümlicher, durch Anschwemmung gebildeter, schwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzentheile, Muscheln, Infusorien und überhaupt verschiedene thierische Ueberreste enthält, verleiht den Marschen jene außerordentliche Fruchtbarkeit, durch welche sie der größte Reichthum der Bewohner des Marschlandes werden.

Alles Marschland muß durch hohe, sehr kostbare Dämme, Deiche genannt, gegen das andringende Meer geschützt werden. Man unterscheidet Binnen- und Haf- oder Seedeiche. Mit dem letzteren Namen wird der äußere Deich, der gegen die See schützt und unmittelbar an der Küste hinläuft, bezeichnet. Wenn das Land nach dem Meere zu anwächst, und dann durch seine Eindeichung ein neuer „Hafdeich" entsteht, so wird dadurch der alte ein Binnendeich; denn man läßt diese stehen, weil ihre Wegschaffung sehr kostspielig würde, und weil sie bei etwaigem Durchbruche des Hafdeiches doch noch schützen können.

Besondere Gefahr bringt das Zusammentreffen der Spring- und Sturmfluth, wenn nämlich der höchste Standpunkt der Fluth, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich schnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch gesteigert wird. Die Sturm-

fluthen haben schon zahllose Ortschaften verschlungen und Tausende von Menschen und Thieren in den wilden Meereswogen begraben.

Die Anlage und Unterhaltung der Deiche wird vom ganzen Distrikte gemeinschaftlich unternommen; eigene, von der Regierung aufgestellte Männer leiten und überwachen die Deicharbeiten. Die Deichlast ist in Unglücksjahren fast unerschwinglich. Darum pflegt auch der Marschbewohner zu sagen, ohne die Deichlast könnte er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Den Deich selber aber nennt er seinen goldenen Ring, um den Werth, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geest einzelne Waldungen besitzt und reich an schönen Baumpartieen ist, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt sich die Marsch fast baumlos und flach, wie eine Tafel. Dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, sehr stattlichen Häusergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor Allem das stattliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf die Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Ansehen.

So weit das Auge reicht, erblickt es einen saftig grünen Rasenteppich, gestickt mit bunten Blumen, und durch blinkende Wassergräben, die zur Trockenlegung der Marsch gezogen werden, in Hunderte von Feldern getheilt. Kräftige Rosse, von munteren Füllen umschwärmt, galoppiren in wilder Freiheit dahin; prächtiges, schwarz und weiß geflecktes Hornvieh weidet in dem üppigen Grase, liegt behaglich auf dem Rasen gelagert, oder steht bis ans Knie im Wasser; an den Deichen hinauf, hinab schimmern ungewöhnlich große Schafe mit ihren Lämmern, deren Vließ an Weiße dem Schnee nicht nachsteht.

Nach anhaltendem Regenwetter wird der Marschboden zu einem so tiefen, klebrig-dickmusigen Schlamme, daß im Herbste zuweilen geradezu aller Verkehr in den Marschen aufhört. Bei der argen Weglosigkeit der Marsch im Herbst und Winter reiten die Bewohner daher zu einander, selbst die Weiber, die von ihren Männern hinten auf das Kreuz des Pferdes genommen werden. Neben den Thüren der Häuser findet man deßhalb immer zwei eiserne Ringe eingeschlagen, um Reitpferde daran anzubinden.

Weil die Deiche trockener sind, als die tiefliegenden Marschen, so fährt man gern auf ihrem Rücken hin, und es bilden sich namentlich auf den Binnendeichen Wege aus. Auf den Hafendeichen zu fahren, erlaubt man aber nicht überall, da die Wagen den Deichen schaden. — Die auf den hohen Deichen sich bewegenden Wagen, Fußgänger und Reiter gewähren in der Ferne einen eigenthümlichen Anblick. Sie sehen gespenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandern sehen.

---

87. Ein Haidebild aus den Nordsee-Marschen.

Wo viel Licht ist, ist meist auch viel Schatten. Neben den üppigen, fruchtbaren Marschen dehnen sich unabsehbare, wüste Haideflächen aus. Sie gehören sowohl den Geest- als den Moorgegenden oder ihren Uebergängen an; denn viele Strecken bilden Zwischenstufen von Geest zu Moor, von Moor zu Marsch.

Besonders bekannt und verrufen in Deutschland ist die Lüneburger Heide, und allerdings ist sie eine der

ausgedehntesten; Hannover und Oldenburg haben jedoch eine Menge Haiden aufzuweisen, die nicht minder öde und abschreckend sind.

Man hat die kahle, in schwacher Wellenbewegung bis zum Horizont gebreitete Ebene mit dem Meere verglichen. Beide erwecken die Idee der Unbegrenztheit; allein das Meer ist endloses Leben, und die Haide endloser Tod. Ungehemmt saust der Wind über den nackten Boden, ohne Baum oder Busch zu finden, in dem er wühlen könnte; statt dessen fegt er die dürren Grashalme und das struppige Haidekraut, oder kräuselt den Sand, der an vielen Blößen wie weißes Todtengebein hervorstarrt. Einzelne Häuser am Wege, mit dickem, tief herabgehendem Rohrdach bekleidet, von ein paar Birken und einem Fleckchen grünen Landes umgeben, mehren inmitten der unendlichen Wüste noch den Eindruck der Einsamkeit. Die Natur, die sonst überall tausendfaches Leben hervorruft, scheint hier einem ewigen Tode verfallen. Man kann stundenlang der Straße folgen, ohne einem Wagen, einem Wanderer zu begegnen; kaum läßt ein einsamer Vogel seine Stimme hören, die wie eine Klage durch die Oede schallt. Doch dort zeigt sich ein Schäfer, der, in weißwollenem Mantelkragen auf einem Erdwalle sitzend, langsam strickend die rothen Finger bewegt. Winzige Schafe von struppigem und schmutzigem Aussehen bewegen sich in possierlichen Sprüngen umher. Es sind dies die Haidschnucken, deren Wolle einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaare hielt. Du redest den Master, so heißt der Schäfer im Münsterlande, an. Er wendet sein rothbackiges, eben nicht reines Gesicht, seine blauen, starren Augen auf dich; aber er öffnet den Mund nicht, um dir zu sagen, daß er dich nicht verstehe. Sprechen ist eine

Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will.

Hier in diesen Gegenden wird, wenn irgendwo, die Eisenbahn eine unendliche Wohlthat sein; sie wird, in weit höherem Grade, als die öden Landstraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur dienen, und nebenbei wird der Reisende den Vortheil haben, in möglichst schneller Zeit die braune Oede zu überwinden.

---

88. Das Elbegebiet.

Als das deutsche Reich noch reich und deutsch war, war das Quell- und Mündungsland des Rheins nicht *fremdes* Land, der Strom nicht *Grenz*fluß: fast inmitten des deutschen Reiches wälzte er seine Fluthen dem *deutschen* Meere zu. Wie damals der Rhein, so ist es jetzt die *Elbe*, die in Mitte der jetzigen deutschen Länder — in nordwestlichem Bogen — zum Meere strömt. Ihr Gebiet umfaßt ziemlich genau den vierten Theil von Deutschland, also etwa 3000 Quadratmeilen. Betrachtet man eine gute Karte, so ist man versucht, den Ursprung des Stromes in den Quellen der *Moldau* zu suchen. Die entspringen am Ostabhange des Böhmerwaldes in der Nähe der Donau, doch geschieden von ihr durch das Gebirge. Das junge Flüßchen nimmt seinen Lauf, als wollte es mit dem Strome des südlichen Deutschlands sich vereinigen; da, von Linz eine nördliche Linie gezogen, biegt aber bei *Seiften* das Wasser plötzlich um und durchfließt in nördlichem Laufe, in einem tiefen beschränkten Thale, rechts und links ansehnliche Nebenflüsse aufnehmend, mitten durchs böhmische Land, an der präch-

tig gelegenen Hauptstadt des Landes, an Prag vorüber. Bei Melnik stößt sie mit der kleinen, minder wasserreichen Elbe zusammen und verliert ihren Namen.

Die Elbe beginnt ihren Lauf in einer großen und erhabenen Felsenwelt, auf dem hohen Granitrücken des Riesengebirgs in Böhmen, setzt ihn zwischen reizenden Wald- und Rebenhügeln fort und endet ihn zwischen fruchtbaren Gefilden, welche bis zur Mündung ihre Ufer bilden, indem sie bald an blühenden und gewerbreichen Städten und gewaltigen Festungen, bald an malerisch gelegenen Schlössern, Burgen, Ruinen, Dörfern und Kirchen vorüberfließt, und auf diesem Laufe den Adler, die Moldau, die Eger, die Iser, die schwarze Elster, die Mulde, die Saale, die Havel mit der Spree und viele kleinere Flüsse in sich aufnimmt. Nachdem sie sich mit der Moldau vereinigt, durchbricht sie das Erzgebirge, durchfließt die großartigen und malerischen Sandsteingebilde der sächsischen Schweiz und tritt unterhalb Dresden in die norddeutsche Ebene.

Unter dieser muß man sich jedoch keine völlig platte, wagrechte und ununterbrochene Ebene denken, sondern einen gewölbten Boden, auf welchem Thaleinsenkungen mit niedrigen Höhenzügen mannichfaltig abwechseln. Die bedeutendsten dieser Höhenzüge sind der Fläming im südlichen Theile der Mark Brandenburg nnd die inselartigen Erhebungen an der Havel. In der Nähe dieser letztern finden sich auch die merkwürdigsten Thalniederungen. In der langen Kette der von der Havel gebildeten Seen kommen Stellen vor, die 100′ und darüber tief sind, förmliche Trichter bildend, deren Grund unter die Meeresfläche hinabgeht. Aehnlich ist der Spreewald, dieser Wasserwald voll Kanäle, voll Anbau und regen Lebens.

Er bildet eine vollständige Einsenkung des deutschen Bodens weit ab von den Meeresküsten, man kann sagen, einen Erdfall im Großen. Die Bewohner, größtentheils Wenden, haben einen Theil des sumpfigen Bodens durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen umgewandelt, während der andere, mit Wald bestandene Theil, nur auf Kähnen zugänglich ist. Die ganze norddeutsche Ebene war einst von einem großen, nordischen Meere bedeckt, das seine Wogen bis an die Gebirge wälzte, zu deren Fuße die Ebene sich ausbreitet und ganz allmählich zur Meeresküste sich senkt. Ein Beweis hievon sind die Korallenberge, die in einem fast ununterbrochenen Kranze um den Fuß des ganzen Thüringerwaldes herumziehen und in kühnen Klippen zu Tage treten. Die niedrigen Höhen, welche die Ebene durchziehen, sind wohl nichts anderes als ehemalige Geest und Dünen, die fruchtbaren Landstriche einstiges Marschland, neben denen sich unabsehbare Sand- und Haidestrecken hinziehen, welche nur der unermüdliche Fleiß und die rastlose Thätigkeit der Bewohner zu einiger Fruchtbarkeit bringen konnte. — Friedrich der Große nannte seine Mark Brandenburg mit eben so viel Ernst als treffendem Witz die Erzstreusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Zahllose eratische Blöcke liegen über die norddeutsche Ebene verstreut; sie stammen ihrer Natur und Beschaffenheit nach von den Gebirgen Skandinaviens. Mächtige Eisinseln, die sich von Schweden und Norwegen ablösten, welche Länder damals dem jetzigen Grönland ähnlich gewesen sein müssen, wurden durch Meeresströmungen in südliche Breiten geführt und trugen auf ihrem Rücken die von jenen nordischen Gebirgen herabgestürzten Blöcke mit sich fort. Wo sie strandeten und schmolzen, sank der Steinblock auf den Boden, und

als später durch innere Erdwärme dieser Meeresboden sich erhob, hob er auch die Blöcke mit ans Licht.

In diesen Blöcken hat die Weisheit und Güte des Schöpfers für das nachkommende Menschengeschlecht einen reichen Segen niedergelegt. Begierig greift in dem felsenlosen Flachlande der Bewohner nach den festen Wanderblöcken, aus denen er seit einem Jahrtausend alle Landkirchen, alle Feldereinfriedungen und viele Wohnungen erbaut hat. Nicht minder dienen diese Findlinge zu künstlerischen Zwecken; die herrliche Granitschale vor dem Museum in Berlin ist aus einem solchen großen Steinblock gebildet; sie wiegt 1500 Zentner und ist aus dem Granitblocke bei Fürstenwalde, der „Markgrafenstein" genannt, gehauen.

Das Land an der Elbe ist überaus reich an herrlichen Wiesen und fruchtbaren Weizenfeldern. Der Boden ist schwer; oft werden vier Pferde zu einem Pfluge erfordert, und wenn in Folge einer Ueberschwemmung und einer plötzlich eintretenden Sonnenhitze der Boden rissig wird, so ist man gezwungen, die zentnerschweren Schollen mit gewaltigen Keulen zu zerschlagen.

Die Ebenen, die von den Ufern der Elbe ost- und westwärts sich ausdehnen, sind aber auch blutgetränkter Boden, wie kein anderer Deutschlands. Von den gewaltigen Schlachten, die da geschlagen wurden, seien hier nur genannt die Schlacht bei Lützen am 6. November 1632, in welcher Gustav Adolph fiel, und die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813, welche Deutschlands Befreiung vom französischen Fremdjoch entschied. Bei Hamburg wird die Elbe meerbuchtartig; Ebbe und Fluth sind weit aufwärts noch bemerkbar. Ein liebliches Hügelland zieht sich bis Blankenese hin. Bei Cux-

hafen mündet der Strom, 12 Meilen breit, in die Nordsee. Zahlreiche Sandbänke, unter denselben der gefürchtete Vogelsand, machen die Einfahrt in die Elbe so gefährlich, daß sich die Schiffe der Helgolander Lootsen bedienen müssen.

Städte a) an und in der Nähe der Elbe: Dresden, Wittenberg, Dessau, Cöthen, Magdeburg, Lauenburg, Hamburg, Altona;

b) an den Nebenflüssen: an der aus dem Fichtelgebirge kommenden Saale: Jena (Weimar, Erfurt westlich), Halle; Leipzig an der Elster, einem Nebenflüßchen der Saale. An der Havel: Potsdam, Brandenburg. An der Spree: Bautzen, Berlin.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

89. Vorwärts.

Vorwärts! fort und immer fort!
Russland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preussen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oesterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Hessen, schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
Vorwärts!

Grüss euch Gott, du Schweizerbund,
Elsass, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heisst ein Feldmarschall,
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

---

90. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

In der Mitte Oktobers 1813 zogen sich die gewaltigen Heere in der Gegend von Leipzig zum großen Entscheidungskampfe zusammen: die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Wittgenstein, die Schweden unter ihrem Kronprinzen, 300,000 kampfbegeisterte Streiter, die Franzosen nahe an 190,000 Mann, aber unter der einzigen Führung ihres ruhmreichen Kaisers. Auf beiden Seiten ahnte man, daß hier über Europa's Geschick die blutigen Würfel fallen sollten. Fürst Schwarzenberg rief es dem verbündeten Heere mit ernsten Worten in's Gedächtniß. „Die wichtigste Epoche des heiligen Krieges ist erschienen! Die entscheidende Stunde schlägt: wackere Krieger, bereitet euch zum Kampf! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zweck vereinigt, wird auf dem Schlachtfeld enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Euerer Söhne, für die Unsterblichkeit Euerer Namen! Alle für Einen, Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!" So lautete der Aufruf des Oberfeldherrn der Verbündeten.

Am Morgen des 16. Oktobers begann die ewig denkwürdige Völker-Schlacht bei Leipzig. Tausend Kanonen donnerten gegen einander; die Erde erbebte in weitem Umkreise. Auf drei Seiten entbrannte der furchtbare Kampf, im Südosten der Stadt bei Wachau, im Westen bei Lindenau und im Norden bei Möckern.

Mit unerhörter Anstrengung und größtem Helden-

muthe wurde auf beiden Seiten der Kampf geführt, der am wüthendsten um Wachau entbrannte. Um 4 Uhr Nachmittags hatte Napoleon fast alle Angriffe der Verbündeten zurückgeschlagen; schon hielt er die Schlacht für gewonnen und ließ in Leipzig und in dessen Umgegend alle Glocken zum Siege läuten und Siegesbotschaften nach Frankreich abgehen. Da ward ihm noch am Abend die Gewißheit des Sieges entrissen. Bei Möckern führten Blücher und York die schärfsten Streiche und schlugen nach fürchterlichem Ringen Marmonts Corps zerschmetternd zu Boden. Dreimal mußten die Preußen das Dorf im Sturm nehmen, und dreimal wurde es ihnen wieder entrissen; aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg.

So ging der blutige Tag zu Ende, und als es Abends 6 Uhr schlug, fiel der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau. Allmählich verlor sich auch das Kleingewehrfeuer. Brennende Dörfer beleuchteten das blutige Schlachtfeld, als die Nacht heraufgezogen war; wie Leichenkerzen flackerten viele tausend Wachtfeuer in der weiten Todtenstille, die nur von dem Gewimmer der Verwundeten und dem Seufzen der Sterbenden unterbrochen wurde. Es war für beide Theile eine schreckliche Nacht.

Napoleon blieb im Bivouak (spr. Biwuak, Feldlager) und ließ sein Gezelt in der Nähe der Meusdorfer Schäferei bei einer alten Ziegelhütte aufschlagen, mitten unter den Wachtfeuern seiner Garde. Sein Tisch im Gezelt war mit Landkarten bedeckt, in denen er, darüber sich beugend, eifrig forschte, während Adjutanten ab- und zugingen und seine Befehle für den kommenden Morgen einholten. Napoleon mochte schon an diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe; denn er versuchte am 17. durch große Versprechungen Oester-

reich zum Abfalle von den Verbündeten zu verführen; aber vergeblich: am 18. mußte er den verzweifelten Kampf noch einmal gegen die ganze Macht der Verbündeten aufnehmen. Rechts neben dem Dorfe Probstheida befindet sich eine Anhöhe, auf welcher eine Windmühle stand. Hier hielt Napoleon und leitete die Schlacht. Ihm gegenüber weilten auf einem Hügel die drei verbündeten Monarchen, die Kaiser Franz und Alexander und König Friedrich Wilhelm III. nebst dem Marschall Schwarzenberg. Abermals bestand der ungeheure Kampf aus drei Schlachten, die im Norden, Osten und Süden von Leipzig geschlagen wurden. Auf dem Raume von einer Quadratmeile focht eine halbe Million Menschen. Die Verbündeten wetteiferten an Heldenmuth; aber auch die Franzosen kämpften mit bewunderungswürdiger Tapferkeit.

Aber Napoleons Glücksstern war verblichen; seine Feldherrnkunst zerschellte an der ungeheuern Uebermacht seiner Gegner; die heldenmüthige Tapferkeit seiner vielbewährten Soldaten erlag unter dem begeisterten Heldenmuthe der zum heiligen Kampfe, zum Rachekriege aufgestandenen Völker. — Im Norden der Stadt, wo Blücher kämpfte, erlitten die Franzosen eine so vollständige Niederlage, daß sie in Unordnung das Schlachtfeld verließen. Hier begab es sich auch, daß die sächsischen Truppen, welche bisher gezwungen dem fremden Machthaber gefolgt waren, mit Hörnerklang und Trompetenschall zu den Kämpfern für Deutschlands Freiheit übergingen. Ihrem Beispiele folgte eine würtembergische Reiterbrigade.

Am blutigsten aber rasete die Schlacht bei dem Dorfe Probstheida, dem Mittelpunkt der französischen Stellung. Unzählige Opfer wurden hier hingerafft. Hoch über Leichenhügel schritten die Kämpfenden daher, und ihr Fuß

watete im rauchenden Blut. Sechs Stunden waren hier 600 Geschütze in ununterbrochener Thätigkeit; vergebens stürmten die Oesterreicher, die Preußen, die Russen; immer wieder mußten sie weichen, weil Napoleon ein Corps um das andere, ja selbst einen Theil seiner alten Garde daran setzte, den Platz zu behaupten. Ein Theil der preußischen Garde fand hier ihr Grab; hier ist mehr Blut geflossen, als an den blutreichsten Tagen des gewaltigen Schlachtenmeisters. Erst bei Anbruch der Dämmerung brach mit dem von Napoleon gegebenen Befehl zum Rückzug auch der Kampf ab.

Die drei verbündeten Monarchen aber, als sie von ihrem Hügel herab überall ihre siegreichen Banner daher wehen sahen, und von allen Seiten die Siegesbotschaften eintrafen, sanken auf die Kniee, und ein stilles Gebet drang zum Herrn der Welt empor, dessen Arm der guten Sache den gerechten Sieg verliehen hatte. Und als dann die Nacht das weite Schlachtfeld bedeckte, ließen russische Heerhaufen unwillkürlich ein religiöses Danklied erschallen, und Tausende von Kriegern aller Stämme, die hier vereinigt waren, stimmten andachtsvoll mit ein. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses hohen Völkerkrieges. Eine solche zugleich jubelnde und tief ernste Dankbarkeit durchwogte die Herzen Deutschlands, wohin die lichte Botschaft der Freiheit kam.

Ganz anders sah es drüben auf dem Windmühlenhügel, im Lager der Franzosen aus. Ernst, nachdenkend und in sich gekehrt schritt Napoleon umher. Schweigend blickte seine Umgebung auf den Gebieter. An einem Wachtfeuer ertheilte er Befehle, die den Rückzug betrafen. Während der Zeit überwältigten den Kaiser die Anstrengungen des Tages. Auf einem hölzernen Schemel sitzend

war er erschöpft in Schlummer gesunken. Stumm und düster umstanden seine Generale das Wachtfeuer, dessen Schein auf sein blasses Gesicht fiel. Doch schon nach einer Viertelstunde erwachte er wieder, warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, faßte sich aber gleich und fuhr fort, weitere Befehle zu ertheilen. Plötzlich schlug eine Granate in's Wachtfeuer und wühlte es auseinander. Als man es wieder anschürte, fuhr eine Kugel mitten in dasselbe hinein und löschte es vollends aus. Ruhig blieb Napoleon stehen und betrachtete sinnend die Kugel. Darauf — es war 8 Uhr — ritt er nach Leipzig hinein, wo er bis tief in die Nacht arbeitete.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der französischen Schaaren. Gegen 9 Uhr des Morgens verließ Napoleon am 19. Oktober Leipzig, mit düsterm Antlitz und sichtbaren Zügen der Verzweiflung. Nur mit Mühe und Noth konnte er in dem verwirrten Gewühl abziehender Truppen, Geschütze, Wägen, Verwundeter, Fliehender, Schafe, Kühe und Schweine den Ausgang aus der Stadt gewinnen. Denn schon schritten die Verbündeten von allen Seiten zur Erstürmung Leipzigs heran und drangen in die Stadt ein. Durch eiligste Flucht suchten sich die Franzosen zu retten. Da plötzlich flog mit lautem Krachen durch eine voreilig angezündete Mine die steinerne Elsterbrücke in die Luft und damit erlosch ihnen die letzte Aussicht auf Entkommen. Die Masse der Zurückweichenden drängte sich nach dem Flusse zu, der gerade durch die Herbstregen angeschwollen war. Der Polenfürst Poniatowsky, welcher sich durch Schwimmen retten wollte, fand in den Fluthen seinen Tod. Tausende ertranken mit ihm; Tausende fanden noch ihren Tod

durch die Geschosse der Verfolgenden; ganze Schaaren von Franzosen wurden gefangen genommen.

Die drei Schlachttage hatten den Verbündeten 42,000 Mann, den Franzosen 38,000 Mann Todte, und Verwundete, und dazu noch 30,000 Gefangene gekostet. — Auf dem Rückzuge gab es für Napoleon kein Halten mehr. Von Blücher hastig verfolgt, geriethen die Trümmer seines Heeres in immer ärgere Zerrüttung; der Marsch artete in immer eiligeres Fliehen aus. Mit großer Mühe hielt Napoleon noch so viele Regimenter in streitfähiger Verfassung, um sich damit bei Hanau den Weg durch das bayerisch-österreichische Heer unter Wrede zu öffnen. Dann aber, nach Durchbrechung dieses letzten Hindernisses, stürzte Alles ohne Halt und Ordnung dem Rheine zu, und da zu den Verlusten des Kampfes sich jetzt noch eine mörderische Epidemie gesellte, so war die Vernichtung der gewaltigen Armee beinahe ebenso vollständig, wie das Jahr zuvor im russischen Feldzuge.

Am 19. Oktober zogen die verbündeten Monarchen feierlich in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als sich die drei Fürsten Angesichts ihrer tapferen Schaaren die Hände reichten, um sich zur Befreiung Deutschlands Glück zu wünschen. — Auch alles Volk im übrigen Deutschland, so weit sich in ihm Herzen für die deutsche Sache fanden, gab sich der großen, langersehnten Siegesfreude hin: denn Deutschlands Freiheit war durch diese Völkerschlacht erkämpft; alle Drangsal war vergessen über dem Glück der Gegenwart und über der Hoffnung auf eine große, jedes deutsche Herz befriedigende Zukunft.

---

91. Der Karlsbader Sprudel.

In dem an Schätzen der Natur reich gesegneten Böhmen liegt an der Tepl*), unweit ihres Einflusses in die Eger, in einem engen, von waldbekränzten Bergen umschlossenen Thale die Stadt Karlsbad. Die heilkräftigen warmen Quellen, es sind deren neun, die in der Nähe des Flusses aus Oeffnungen eines sehr festen Gesteins — welches als Sprudelschale, Sprudelbecken bekannt ist — zu Tage kommen, machen die Stadt zu einem der berühmtesten Badeorte Europa's. Die älteste und wichtigste Quelle ist der Sprudel; sie wurde der Sage nach i. J. 1347 von Kaiser Karl IV. bei einer Hirschjagd entdeckt. Der Sprudel liegt mitten in der Stadt am rechten Ufer des Teplflusses. Er hat eine Temperatur von 59—60 Grad und ist die heißeste Quelle unseres Erdtheils. Stoßweise springt er in Mannesdicke 3 Fuß hoch empor — daher sein Name. Man zählt solcher Stöße zwischen 40 und 60 in einer Minute. Sie sind in Hinsicht ihrer Stärke und der Menge des mit ihnen hervorbrechenden Wassers sehr verschieden. Gewöhnlich folgt auf acht bis zehn schnellere, aber zugleich schwächere und weniger ergiebige, einer, der seine Vorgänger an Heftigkeit, Höhe und Wassermenge bedeutend übertrifft. Das herausgestoßene Wasser kommt weiß und schäumend zum Vorschein. Wahrscheinlich wird diese Art des Springens nicht, wie bei den gewöhnlichen Springbrunnen, durch den Druck einer benachbarten höher liegenden Wassermasse, sondern durch die Gewalt der in den Höhlen des Sprudels eingeschlossenen Dämpfe und Gasarten bewirkt. Jene Höhlen sind immer so weit ange-

*) teply, ein slavisches Wort, heißt auf deutsch „warm“.

füllt, daß das Wasser bis an die untere Mündung des Sprudels reicht. Den höhern Raum des Gewölbes füllen die Dämpfe und Gasarten aus. Da sie durch den Zufluß neuen Wassers stark zusammengedrückt werden, ihre Schnellkraft durch die Wärme noch mehr erhöht wird, so verursachen sie einen ruckweise überwiegenden Gegendruck und stoßen einen Theil des Wassers nebst einigem Gas durch die Sprudelöffnungen heraus. Der Kessel, so nennt man die unterirdische Höhle, wird dadurch von einem Theile des Wassers und der Gase entledigt, und es erfolgt eine kleine Pause. Da aber in der nämlichen Sekunde die nämlichen vorigen Umstände wieder eintreten, und Druck und Gegendruck der unaufhörlich ersetzt werdenden Flüssigkeiten nie aufhören, so muß auf gleiche Ursachen wieder die gleiche Wirkung folgen.

Das unterirdische Behälter des Wassers ist von großer Ausdehnung. Die Decke des Sprudels ist eine halbe bis zwei Ellen dick. Das Wasser der Quellen setzt nämlich in Berührung mit der Luft eine weiche Masse ab, welche sich mit der Zeit erhärtet und zuletzt die Härte eines Steins erreicht, der, geschliffen und polirt, zu allerlei niedlichen Gegenständen verarbeitet wird. Aus diesem Niederschlag des heißen Wassers, dem Sprudelstein, hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine Art steinerner Kruste, die Sprudelschale gebildet, welche in einer großen Ausdehnung die Höhlungen bedeckt, in denen das kochende Wasser sich ansammelt. Den Wasserbehälter kennt man erst seit den Jahren 1713 und 1727. Damals brach der Sprudel so gewaltig hervor, daß alle Mittel, dem andringenden Wasser Einhalt zu thun, fruchtlos angewandt wurden. Bei dem Durchgraben der Steindecke zeigte sich, daß das ganze Gewölbe aus drei in

ungleichen Entfernungen von einander abstehenden Steinschichten bestehe, die sich an verschiedenen Punkten berühren und Höhlen von verschiedener Größe sind. Alle standen im Zusammenhang und waren mit heißem Wasser gefüllt; aber erst unter der dritten Steinschicht oder Schale entdeckte man das große Wasserbehältniß des Sprudels, welches die Karlsbader seit jener Zeit Kessel nennen. Dieser Kessel hat, so viel man ihn damals untersuchen konnte, den Umfang eines großen Teiches und gegen den Markt hin eine sehr beträchtliche Tiefe. Man konnte mit zusammengebundenen Stangen, die eine Länge von 30 Klafter hielten, in der Richtung gegen das Rathhaus, weder die Seiten, noch den Grund desselben erreichen. Das Wasser schien mit fürchterlichem Brausen zu kochen.

Das Gewölbe des Sprudels scheint unter einem bedeutenden Theile der Stadt hinzuziehen. Bei dem Graben des Grundes zu einem neuen Gebäude stößt man oft in geringer Tiefe auf dieses Steingewölbe und sieht beim Durchschlagen desselben das heiße Wasser hervorbrechen.

Woher rührt nun aber die Wärme des Karlsbader Sprudels und der vielen andern Thermen*), mit denen die Erde gesegnet ist?

Sie hat ihre Ursache in dem tiefern Ursprung dieser Quellen. Vielfache Versuche und Beobachtungen haben die Ueberzeugung gegeben, daß die Wärme, welche durch die Einwirkung der Sonne auf der Oberfläche der Erde herrscht, nicht Einfluß hat auf die Tiefe der Erde. — Gräbt man bis zu einer Tiefe von 60 Fuß, so ist gar kein Unterschied zwischen heißen oder kalten

*) Thermen = warme Quellen.

Ländern, zwischen Sommer und Winter, zwischen Tag oder Nacht zu merken. Die Wärme bleibt dort vollkommen dieselbe, mag die Sonne auf der Oberfläche der Erde glühend erscheinen oder gar keinen Strahl hinsenden. Geht man aber noch tiefer, so nimmt die Wärme zu, und zahlreiche Beobachtungen haben gezeigt, daß sie auf je 75—110 Fuß um einen Grad steigen. Hieraus folgt aber, daß der Erdkörper in einer gewissen Tiefe erwärmend auf die in ihm enthaltenen Wasser einwirke, und daß die Quellen um so wärmer sind, je tiefer ihr Ursprung liegt. Aus dem Wärmegrade, welchen der Karlsbader Sprudel besitzt, läßt sich berechnen, daß er aus einer Tiefe von wenigstens 7000 Fuß emporkomme. — Bei gleichmäßiger Zunahme der Wärme muß in einer Tiefe von sechs bis zehn geographischen Meilen schon ein Hitzgrad herrschen, in welchem alle Gesteine und Metalle nur als glühende, geschmolzene Massen erscheinen. Man hat sich demnach die Erde als eine feurig-flüssige Masse vorzustellen, die mit einer erkalteten, starren Rinde umschlossen ist. Wie bedeutend uns aber auch eine Tiefe von 10 Meilen erscheinen mag, so ist sie doch im Vergleich zum Erddurchmesser unbedeutend; sie würde uns, wenn wir sie als den muthmaßlichen Durchmesser der festen Rinde annehmen wollen, doch einen Kern von 120mal größerem Durchmesser ergeben, mithin kaum tiefer in die Erdmasse hinein sich erstrecken, wie am Apfel etwa die lederartige Rinde sich verbreitet, welche wir von der ganzen Frucht abschälen.

Dieses innere Erdfeuer, wenn man es so nennen will, ist es also, welches die Wärmequellen bedingt. Diese Gluth des Innern, die jetzt noch thätig ist, erklärt uns auch die Erscheinung, daß sich zuweilen jetzt noch Gase

unter der harten Oberfläche der Erde sammeln, mit großer Macht gegen die harte Decke der Erde pressen, und daß dieser Druck oft eine Bewegung des Gases hervorruft von einem Orte zum andern. Auf der Oberfläche der Erde wird beides als Erdbeben verspürt, wodurch oft Berge erschüttert, Thäler verschüttet werden, der flache Boden der Erde tiefe Risse erhält, Gewässer ihren Lauf ändern, alte Quellen versiegen und neue Quellen entstehen, zuweilen aber auch die Oberfläche der Erde sich zu einem hohen Berghügel emporrichtet, und dort das heiße Gas einen Ausweg sich öffnet, durch welchen Dampf, Gas, Feuerflammen und geschmolzenes Gestein — Lava — mit furchtbarem Getöse hinausgeschleudert werden. Die Gluth im Innern der Erde ist es auch, welche das nördliche Deutschland aus dem Meere emporhob und noch in der Jetztzeit unmerklich hier ganze Landstriche tiefer sinken läßt, dort allmählich immer höher emporhebt. Unzählige Beweise hiefür finden wir, wie in allen Erdtheilen, auch in Europa. Fast die ganze Westküste von Schottland und England zeigt oft bis zu einer Höhe von 500, ja selbst 1000 Fuß über dem Meeresspiegel reihenweise übereinanderstehende Küstenbänke, welche dieselben Muscheln enthalten, die noch jetzt in dem benachbarten Meere leben. Aller angewendeten Mühe ungeachtet wird der ehemals vortreffliche Hafen von Hithe in Kent gegenwärtig vom Vieh beweidet, statt von Schiffen befahren. Von der fortdauernden Erhebung Skandinaviens wird in einem späteren Lesestücke die Rede sein. Bei La Rochelle in Frankreich scheiterte 1752 ein englisches Schiff auf einer Austernbank, und dieses Wrack liegt jetzt mitten in einem bebauten Felde, 15 Fuß über dem Meeresspiegel. 1248 schiffte sich Ludwig der Heilige mit seinem

Kreuzheere in dem damals berühmten Hafen von Aigues Mortes ein, der jetzt eine Stunde vom Meere liegt. Gehen wir nach Italien, so ließen sich von Rom und Neapel interessante Beispiele aufführen.

Hier steht besonders der berühmte Tempel des Serapis bei Puzzuoli am Golf von Neapel, dessen drei Säulen in bedeutender Höhe einen breiten Streifen zeigen, der von Bohrmuscheln angegriffen ist, ein unwidersprechliches Zeugniß von einer frühern Senkung bis zu dieser Tiefe, während er sich erst später wieder gehoben hat. Gegenwärtig zeigt der vom Wasser überfluthete Tempelgrund ein abermaliges Sinken des Bodens an, und ein alter Mönch aus dem benachbarten Capuzinerkloster erzählt, daß er in seiner Jugend noch im Weingarten des Klosters Trauben gepflückt, wo jetzt an derselben Stelle sich lustig die Fischerboote schaukeln. Ueberhaupt ist diese Gegend reich an den merkwürdigsten Erscheinungen der Bodenhebung und Senkung. Am 28. September 1538 hob sich nach heftigem Erdbeben ein Theil der Küste empor; ein weiter, klaffender Schlund entstand und über ihm stieg in zwei Tagen ein Berg empor — Monte nuovo — der noch jetzt eine Höhe von mehr als 400 Fuß und einen Umfang von 8000 Fuß besitzt. — Allmählich zwar, aber unaufhaltsam taucht die alte ehrwürdige Dogenstadt Venedig in den Abgrund des Meeres. Schon als 1722 das Pflaster des St. Marcusplatzes um 1½ Fuß erhöht werden mußte, fand man beim Aufreißen des Bodens noch ein 5 Fuß tieferes Pflaster, welches damals 3 bis 3½ Fuß unter dem Wasserspiegel lag; und jetzt läuft schon wieder jedes Hochwasser in die Magazine und Kirchen dieses Platzes hinein. Nicht minder deutliche Beweise gibt Triest. Bei Zara liegen die schön-

sten Mosaikpflaster unter dem Wasser. Auf der Südspitze der Insel Vragnitza erblickt man bei ruhiger See eine ganze Reihe geordnet neben einander stehender Steinsarkophage. Kehren wir zurück in unser Vaterland. An der nördlichen Küste von Deutschland und Holland kämpfen die Menschen, um ihren beständig sinkenden Boden gegen die eindringenden Fluthen durch Dämme, die sie fortwährend erhöhen müssen, zu erhalten. Bis jetzt freilich nicht mit dem glücklichsten Erfolg. Das ehemals so ausgedehnte Ostfriesland wurde 1240 theilweise ein Raub des Meeres, welches ein damals noch 6 Stunden im Umfang haltendes Stück, die Insel Nordstrand, davon losriß. Am 11. Oktober 1638 wurde auch diese zum Theil verschlungen, und es blieben nur die ganz kleinen Inseln, das jetzige Nordstrand und Pelworm, übrig. Aehnliches gilt von der ganzen Inselreihe, welche sich längs der Küste der Nordsee hinzieht, die immer mehr und mehr zerstückelt und vernichtet wird. 1277 entstand durch Einbruch des Meeres der Dollart und der Zuidersee, und 1421 der Biesbosch. 1532 unterlag der östliche Theil von Südbeveland mit mehreren Städten und zahlreichen Dörfern den vordringenden Gewässern. An der ganzen jütischen Ostküste zeigen Wälder und sichtbar kultivirter Boden unter dem Wasser das Sinken des Landes an.

Die großartigste Erscheinung einer wirklichen Bodenhebung fand am 28. September 1759 bei Bildung des neuen mexikanischen Vulkans von Jorullo statt. Auf einer Fläche von mehr als 4 Quadratmeilen hob sich der bis dahin ebene Boden gleich einem Gewölbe, dessen Mitte nahe an 500 Fuß aufstieg, und zerriß in vielfache Spalten, auf denen Kegel von 6 bis 10 Fuß Höhe

hervorkamen. Zwischen ihnen entstand der Hauptvulkan aus einer großen Spalte und thürmte sich bis zu einer Höhe von 1500 Fuß auf. Unaufhörlich spie er rauchende Flammen aus und schleuderte glühende Massen empor.

Wohin wir auf der Erde blicken, läßt sich hier und dort ein Aufsteigen oder Sinken des Landes erkennen. Wir mögen aber den Stundenzeiger einer kleinen Taschenuhr mit noch so aufmerksamen Augen betrachten, wir werden doch nicht im Stande sein, sein Fortrücken wahrzunehmen, weil dazu erforderlich ist, daß in einer gewissen Zeit ein bestimmter, nicht zu kleiner Raum durchlaufen werde. Gleichwohl ist die Bewegung des Stundenzeigers nicht gewisser und wirklicher, als die Bewegung des Bodens unter unsern Füßen, welche wir ebenfalls nicht unmittelbar beobachten können, weil dieselbe zu langsam erfolgt, um in die Augen zu fallen.

92. Thüringen.

Das alte Thüringen ist im Osten umsäumt von der Saale mit ihren bunten Bergen und Hügeln; im Norden wird es umrauscht von dem Wellenschlag der zwar kleinen, aber wilden, ausgelassenen Unstrut; im Westen überragt der Harz die thüringischen Ebenen; im Süden spannt sich der Thüringerwald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder vielmehr ein Meer von Bergen, die wie Wellen neben einander liegen — ein grün verwachsenes Meer.

Der Name Thüringen ist in der neuern Geschichte verdrängt worden durch die Namen einer bunten Zahl kleiner Herzog- und Fürstenthümer, in die das alte

Thüringerland zerstückelt worden; aber im Munde des Volkes lebt derselbe unzerstörbar fort. — Man leitet den Namen Thüringen von den Toringern ab, einem mächtigen, westgothischen Stamme. Die Gestalt, die Sitten und Gebräuche, das ganze Wesen des Thüringers zeugt von seiner deutschen Abstammung. Biederkeit, Gastfreundschaft, ungezwungene Heiterkeit trifft man allenthalben unverkümmert an. Das Land ist gesegnet; der Thüringer lebt aber auch danach. Bei den Gastereien der thüringischen Bauern trifft man einen Aufwand und eine unbegrenzte Gastfreundschaft, die aber nur da geübt werden können, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es kommt bei Hochzeiten, wenn auch seltener als früher, noch vor, daß ein gemästeter Ochse, sechs bis acht Kälber, ein Dutzend Schafe verzehrt werden; dabei trifft man jene Munterkeit und innige Hingebung, wie sie nur dem Süddeutschen eigen ist, überall in Thüringen, selbst auch da, wo es keine goldene Auen und keine getreidefunkelnden Thäler gibt. Auch der Wäldler ist heiter und freudevoll, wie der reichste Bauer des Landes; ja er hat sich gleich dem Aelpler die Kunst verschafft: die thüringische Musik ist bekannt, und man hört es ihr an, daß sie nicht die Grillen verscheuchen, sondern mit der Freude zum Tanze aufspielen soll.

Die höchsten Spitzen des Thüringerlandes sind der Schneeberg und Beerberg, die bekanntesten aber der Inselsberg mit weiter Aussicht auf Thüringens Gaue. Um die nächsten Vorberge des Inselsberges windet sich die Hörsel, welche im Durchbruche zur Werra ein anmuthiges Thal bildet, in welchem die Stadt Eisenach liegt. Dicht neben derselben erhebt sich auf waldiger

Höhe die **Wartburg**, einst der Sitz der mächtigen Landgrafen von Thüringen, an deren Hofe die Minnesänger so gerne weilten; wie denn hier 1207 der bekannte Wettstreit, der Krieg auf der Wartburg, der „Sängerkrieg", gehalten wurde. In jüngster Zeit hat man die zum Theil morsch gewordenen Gemäuer der Wartburg erneut; im Styl des früheren Mittelalters bietet sie mit ihren weiten Sälen, namentlich dem Sängersaal, dem Besucher einen seltenen Genuß.

Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischen Schönheiten; aber es fehlt dabei nicht an schauerlich-düstern Tannengründen, namentlich im Thal der **Schwarza**, wo die alte **Schwarzburg** auf steilem Felsenabhang thront. Die Burg ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters.

Thüringen ist sagenreich. Jedes Dorf, jede Höhle, jeder Denkstein, mancher Baum sogar hat seine Sage. Die Sage hat da dem Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser den geheimnißvollen Palast erbaut; sie verherrlicht die hehren Gestalten der alten Landgrafen, die fromme Landgräfin Elisabeth; nicht minder weiß sie zu erzählen vom Sängerkrieg auf der Wartburg und vom Hörselberg, in den die Heidengötter gebannt sind.

---

93. Barbarossa im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloss verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachsen,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach einem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloss, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muss ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

---

94. Die Bewohner der deutschen Küste.

Die deutsche Küste von Memel bis Emden bietet eine mannichfache Verschiedenheit ihrer Bewohner; dennoch ist eine Grundverwandtschaft unverkennbar, und diese spricht sich in einem unzerstörbaren Phlegma aus, so lange der Mensch auf dem Lande ist. Erst wenn sie in ihrem eigentlichen Elemente sind, zeigen diese Leute eine Rührigkeit und eine rüstige Ausdauer auch bei der härtesten Arbeit, die in Erstaunen setzt und für diese großen kräftigen Gestalten erst einnimmt, über deren träge Lässigkeit man sich kurz vorher noch ärgern konnte.

Die graue, weite Fläche, welche so mächtig die Unendlichkeit darstellt und in weiter Ferne mit dem Horizont in eins verschwimmt, macht den Strandbewohner wenig zur Fröhlichkeit geneigt, sondern stimmt ihn zum Ernste, wenn er daheim auf dem Lande wallt. Immer derselbe Zug der Wolken, die zwar in ewig wechselnden Gestalten,

aber dennoch nach einem bestimmten Gesetze heraufziehen und von den Sternen abgelöst werden — das wechselnde Einerlei prägt sich seinem Aeußern auf. Dazu kommt die Hantirung, die mit der Gefahr so vertraut macht, daß der Tod wie mit zur Familie gehörig erscheint, ein böser Gast, der täglich hinter der Thüre lauert, um hervorzufahren und Einen zu erhaschen. Die Lieder der Küstenbewohner sind so einförmig-trüb, wie das Uebrige: lang ausgehaltene, melancholische Töne, oft rührende Weisen, die zu den Arbeiten am Lande gesungen werden.

Die Gastfreundschaft herrscht durchweg am deutschen Meere; es hat keine unwirthliche Küste. Ueberall wird man willkommen geheißen, und Jeder macht gern den Wirth. Was aber den Küstenbewohner besonders auszeichnet, ist sein Verachten der Lebensgefahr, wenn es gilt, in Sturm und Wetter sich in das Meer zu wagen, um Schiffbrüchigen beizustehen. Die Gastfreundschaft und alles andere verschwindet davor; denn wie sollte der, der das Leben so leicht für seinen Nebenmenschen in die Schanze schlägt, mit den Gütern des Lebens wohl karg thun? Die Lootsen mit ihrem Anführer, denen die Pflicht in ruhigen Zeiten obliegt, alle einlaufenden Schiffe durch die Riffe, Bänke und Dünen sicher in den Hafen zu leiten und bei der Abreise ihnen ebenso den Weg in die offene See zu zeigen, stehen groß da im Sturme, wenn die wilden Wellen heulend den Strand umbrausen und der Hilfsschrei der Schiffenden durch Sprachrohre in's Getöse und Gedonner des Meeres tönt, und hie und da ein durch Nacht und Wellen aufblinkendes Lichtlein die Richtung angibt, wo sich das Schiff in Nöthen befindet, das seine Nothlaterne aufgezogen hat. Dann nimmt der wackere Lootse raschen Abschied von seiner Familie und hört nur den Schrei

der Noth und den Ruf der Pflicht. Auf Gott, seinen Muth und seine Geschicklichkeit vertrauend, eilt er hinaus, um den dem Untergange Verfallenen beizustehen. Unzählbar sind hier die Beweise des größten Heldenmuthes, der edelsten Selbstaufopferung; bewunderungswerth die Entwicklung von Körperkraft und Geschicklichkeit, merkwürdig die Kraft der Seele, die Ruhe des Gemüthes, die der Lootse in der Stunde der furchtbarsten Gefahr zeigt. Ehre sei diesen wackern, einfachen Menschen! Doppelt gebührt sie ihnen, da kein großer Lohn, keine glänzende Auszeichnung ihnen zu Theil wird; sie sind und bleiben arme Küstenbewohner und wollen auch nichts anderes werden; das Meer und den grauen Sand des Ufers haben sie eben so lieb, wie der Aelpler seine Eisberge und grünen Matten, und in den Thaten, die sie ausüben und die der Fremde anstaunt, sehen sie eben nur das, was Andere ihr Tagewerk nennen.

95. Die Schlacht der Dithmarschen bei Hemmingstedt.

Die Geschichte preist die aufopfernde Vaterlandsliebe der Schweizer, mit der dieselben gegen große Uebermacht ihre Freiheit und die Heimat gerettet. Nicht mindern Heldenmuth und nicht geringere Hingebung für das Vaterland hat aber der kleine Volksstamm der Dithmarschen — im westlichen Theil von Holstein zwischen Elbe, Nordsee und Eider — gezeigt, und daß die deutsche Jugend von diesen wackern Männern höre, ist wohl wichtiger, als daß man ihr von den Kämpfen der alten Griechen und Römer erzähle.

König Hans von Dänemark verließ im November 1499 Kopenhagen, fest entschlossen, die freien, in Wort und That kühnen und kecken Dithmarschen seine Macht fühlen zu lassen. Am 27. November war er in Rendsburg. Ein dithmarsches Volkslied erzählt, daß auf seine Ladung dort vor ihm ihre Sendboten erschienen:

„Herre, lieber Herre,
Was ist vom Lande Euer Begehren?"

Er forderte aber eine Schatzung von 15,000 Mark von ihnen; daneben wollte er ihnen drei Schlösser in's Land bauen; das eine sollte zu Brunsbüttel stehen, das andere an der Eiderfähre und das dritte zu Meldorp, alle drei aber ihm zu Gebote stehen.

Da riefen die Dithmarschen überlaut:
„Das geschieht nun und nimmermehr!
Darum wollen wir wagen Hals und Gut
Und wollen alle drum sterben,
Ehe daß uns der König von Dänemark
So soll unser schönes Land verderben."

Mit einem auserlesenen Heere von 13,500 Mann, die Bedienung beim Geschütz und bei den unzähligen Karren und Wagen ungerechnet, rückte der König im Lande ein. Die Dithmarschen, von ihren Bundesgenossen, namentlich von Hamburg, Lübeck und Bremen, im Stich gelassen, sahen sich auf ihre Kräfte beschränkt, das heißt, auf etwa 6000 Fußgänger mit eisernem Brustharnisch, deren kurze Hellebarde, zum Hiebe so gerecht wie zum Stoße, es allenfalls mit dem Speere des Feindes aufnahm; blutwenige Söldner hatten sie in der Eile für ihren Dienst gewonnen, aber waren dadurch nur um eine Sorge reicher geworden; denn diesen war durchaus nicht zu trauen.

Der Feind war bis in die Landesmitte vorgerückt;

Meldorp, das man den Söldlingen anvertraut, fiel auf den ersten Angriff; die Miethlinge flohen. Die große Mehrzahl der Bewohner war ausgewandert; was von Greisen, Weibern, Kindern sich noch vorfand, ward niedergestochen. Das dänische Banner prangte hoch auf dem Kirchthurme; die umliegenden Dörfer wurden geplündert und niedergebrannt.

Muthlosigkeit ergriff da gar Manchen, und als eine Unglücksbotschaft die andere drängte, fielen leise Worte von Uebergabe. Aber die große Mehrzahl des Volkes blieb ungebeugt und unerschütterlichen Muthes, und nicht minder erhoben die Frauen ihre Stimme, sie wollen selber mit im Kampfe sein.

Wenn die Dithmarschen groß von sich dachten, so kann man auch nicht sagen, daß die Feinde den Krieg auf die leichte Achsel nahmen. Sie rasteten drei Tage in Meldorp, immer der freiwilligen Uebergabe gewärtig. Von ihren ausgesandten Spähern kam keiner zurück; sie fielen der Wuth des Landmanns zum Opfer. Nur einer rettete sein Leben dadurch, daß er verrieth, die Fürsten werden am kommenden Montag gen Heide rücken. Dies Wort war den Dithmarschen ein Fingerzeig zur Rettung. Heide liegt auf der Geest; der einzige Verbindungsweg führt durch die Marsch, schmal mit breiten Wassergräben an beiden Seiten. Rasch wurden hier Verschanzungen aufgeworfen und Geschütze herbeigebracht. An tausend Mann unter Wolf Isebrand besetzten die Erdwerke, die übrige Macht wurde an verschiedenen Orten, besonders zum Schutze von Oldenwörder, aufgestellt. Die Losung war: „Hilf, Maria milde!“

Montag kam; Wind und Wetter waren umgesprungen; statt des Frostes Thauwetter. Es wollte nicht hell

werden; der Nordwest trieb den Fürstlichen Hagel und Regen in's Gesicht. Da rieth Ritter Hans Alefeldt, Marschall der Herzogthümer, welchem die Reichsfahne, das Danebrog, vertraut war, ernstlich zum Aufschub; Junker Thomas Slentz, der die bösen Marschwege kannte, war derselben Meinung; aber die Hauptleute der Garde wollten nicht warten. Nach Heide, hieß es, könne man schon kommen; und sie trugen es bei dem Könige davon. Ohne Ahnung von den aufgeworfenen Vertheidigungswerken der Dithmarschen rückte der Kern des Heeres in drei Treffen aus: voran die ganze Garde mit Geschütz, auch Faschinen und Brettern, um mit den Wassergräben fertig zu werden; laut erscholl ihre Losung: „Wahr' dich, Bauer, die Garde kommt!“ Dann die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, welche höchst unbedacht sich einen dichten Zug von Packwagen auf dem Fuße folgen ließ, als gälte es, schon für die heitere Feier des Sieges zu sorgen. Es ging langsam vorwärts, immer gradaus nach Norden, aber doch vorwärts; die Rosse sanken bis an die Kniee ein; aber man getröstete sich, die Garde da vorn, die der wüste Nebel dem Auge ganz verbarg, werde schon aufräumen. Es war um 1 Uhr Mittags, als die Kugeln Isebrand's plötzlich ihren rauhen Gruß aus der Schanze sprachen. Die Ueberraschung war groß; aber Junker Slentz ließ das Geschütz auffahren, man langte die Faschinen hervor: unten Spieße, darüber die Faschinen gelegt, bahnte man sich über die Gräben den Weg und dehnte die Schlachtordnung aus. Man hoffte, die Schanze, auf deren Dasein man aus ihrer Wirkung schloß, umgehen zu können. Allein auf Gräben folgten Gräben; was man auch that, man blieb in der Enge; der Wind ward zum Sturm, der strömende Regen

machte das Geschütz unbrauchbar, wenige Steinkugeln wurden entsendet. Einen Ausfall der Dithmarschen, die das Geschütz umwerfen wollten, schlug die Garde zurück. Als aber jene sich nun begnügten, aus ihrem sichern Hinterhalte in die dichten Reihen der Feinde zu feuern, rief die kriegerische Wuth eine letzte Anstrengung der Angreifer hervor; mit aller Kraft ward die Umgehung der Schanzen abermals versucht. Das war für durchkältete, im lehmigen Grunde fest gewordene Füße eine sauere Arbeit; aber man schritt vor. Dahin durften es die Dithmarschen nicht kommen lassen. Plötzlich drangen ihrer Drei- bis Vierhundert, langbärtige Männer nach Landesart, aus der Schanze hervor, zum Todeskampfe gegen so viele Tausende, eine Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und einer Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, den Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß, mit der gewohnten Hilfe der Springstöcke, leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein. Zweimal schaffte sich die Garde Luft; die Eingebornen flohen. Als sie zum dritten Male zurückkehrten, brachten sie einen neuen Bundesgenossen mit. Schon war die Fluthzeit eingetreten. Als die Wachen auf den Deichen an dem Kanonendonner aus der Schanze die rechte Stunde erkannten, öffneten sie die Seeschleusen; der Sturm aus Nordwest trieb die Fluth gewaltig landeinwärts, und bald waren in der ganzen Marsch zwischen Meldorp und der Schanze Land und Gräben nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt riefen die Bauern: „Wahr' dich, Garde, der Bauer kommt!“ Einer unter ihnen, der lange Reimer von Wimerstadt, ersah sich jetzt den Anführer, der nicht aufhörte, vom Rosse

herab zu rufen, es solle nur Einer kommen und es mit ihm aufnehmen. Der Bauer schlug mit seiner groben Hellebarde den langen Ritterspieß zur Erde, traf den Junker, daß die Waffe im Panzer festblieb und er mit dem Pferde stürzte. Reimer sprang mit dem Fuße auf die Hellebarde, daß sie tief in die Brust eindrang, und schleppte dann mit Anderer Hilfe Mann und Roß in den nächsten Graben.

Als die Garde ihre Trümmer nicht mehr vertheidigte und nur seitwärts durch die Flucht zu retten suchte, da fiel der Sieger, der unterdessen Verstärkung erhalten, auf das zweite Treffen der Bürger und Landleute, die bisher unbewegliche Zuschauer des Kampfes waren. Hier begann ein fast widerstandsloses Morden und in's Wasser Stoßen. Die Gräben füllten sich mit der Menge der Ertränkten. Als es darauf an die Ritter kam, so gab es kein Vorwärts und kein Rückwärts auch für diese. An den Seiten aber waren die Dithmarschen geschäftig, mit Spießen und Pfeilen bloß die Pferde zu verwunden, die dann sich bäumten und ihre Reiter abwarfen. Da war große Bedrängniß und Niederlage unter den Rittern. Die vordersten Reiter schafften sich zur Seite Bahn über die Leichen des Fußvolks, welche die Gräben ausfüllten; man floh, unbewußt, wohin. Die in der Mitte aber starben, ohne nur das Schwert zu zücken, eines dreifachen Todes, gestürzt, zertreten, ertränkt. An wenig Leichen fand man Wunden. Wie die Noth wuchs, sahen sich die Letzten im Zuge mit ängstlichem Bemühen nach dem Rückwege um, den die Wagen zusperrten. Hier war um so schwerer durchzukommen, weil das verwundete Zugvieh das Fuhrwerk in die Quere warf, so daß Alles sich wie zu einer künstlichen Wagenburg verschränkte.

Die Hälfte des dänischen Heeres fand den Tod, nach mäßiger Schätzung 6000 Mann. Die Dithmarschen machten übergroße Beute: den Schatz an goldenem und silbernem Geschirr, unzählige Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräthen, einige tausend Pferde, das sämmtliche Geschütz, groß und klein, 4 Lasten Pulver. Die herrlichste Trophäe aber war, mit 7 anderen Fahnen, die Danebrogsfahne Waldemar's des Zweiten. Sie fand ihren Platz in der Kirche zu Oldenwörder.

96. Die Halligen.

An der Westküste des Herzogthums Schleswig finden sich, umfluthet von den Wellen der Nordsee, mehrere Inseln, die als Ueberreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist, den Bewohner des Küstenlandes daran erinnern, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Fluthen zu erwehren. Die größeren dieser Eilande sind theils durch Deiche, theils durch Dünen vor den Wogen geschützt, die täglich, mit Fluth und Ebbe kommend und gehend, immer neue Versuche zu machen scheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter, weicher Schlickgrund bloß gelegt wird, der noch in kräuselnden Zügen das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenigen Stunden überflutheten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden aber auch dann nicht wasserleer, und besonders winden sich für jene Zeiten sichtbar rings um die Inseln die mit einander und mit dem zurückgewichenen Ocean zusammenhängenden, sogenannten Tiefen, gleichsam Schlan-

genarme, mit denen der eine Zeit lang an andern Gestaden kämpfende Riese die nie vergessene Beute umschlungen hält, daß sie nicht einen Augenblick der Hoffnung sich überlasse, von ihm aufgegeben zu sein. Diese Tiefen, welche dem einsamen Wanderer, der auf dem weichen, seinem Fußtritt für eine kurze Zeit überlassenen Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem schnellen Abfluß der Wogen überraschten Seehund sucht, auch bei der hohlsten Ebbe unüberschreitbare Grenzen setzen, verhindern die Verbindung zwischen den Inseln zu Lande selbst dann, wenn sie am scheinbarsten ist. Nur einzelne kleinere Eilande erfreuen sich beim Rückgange des Meeres einer kurzen Gemeinschaft mit einander oder mit dem festen Lande auch ohne das umständliche Mittel der Schifffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zu viel dem trügerischen Riesen vertraute! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit sich als Bundesgenossen, und der Schlickläufer, so nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt, siehet das heimliche Gestade vor seinen Blicken verschwinden; er fühlt die Fluth um seine Füße spielen; Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel; er eilt mit Todesangst vorwärts; die schon ganz gefüllten Rinnen versperren seinen Weg; er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen; er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an ihm hinan; sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überrauschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken; denn ein tieffluthendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußtapfen des Armen sichtbar waren.

Im Gegensatz der größeren, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt, als der Strand der gewöhnlichen Fluth des Meeres, und daher, weder durch Kunst, noch durch Natur beschützt, sehr oft, besonders in den Wintermonaten, sogar wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine halbe Quadratmeile groß, die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum ein paar tausend Fuß lang und breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von den Fluthen weggespült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen beschwert, herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauch Nöthige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern von der Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für solche Genüsse müßte die Werfte größer sein, deren Aufführung und Unterhaltung aber schon, so

klein sie ist, mehr Kosten erfordert, als das einfache Gebäude, das darauf steht.

Auf der Ebene sproßt der Ueberschwemmung wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von schmutziggrau überschlickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wohl seine spärliche Nahrung finden mag, die aber keineswegs jenen frischen, duftigen Graswuchs kennt, in welchem sich behaglich die fette Kuh hinstreckt, oder über welchem das wiehernde Roß muthwillig hin- und hersprengt. Suchst du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten, da wo die Sonnenstrahlen, ohne durch eine buschichte Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das matte Grasfeld brennen? Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer, wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit in's Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter desselben Herr zu werden, wohl viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschwemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Oceane gehöre und ihm bald zufallen werde: aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältniß ausgegraben und ringsum mit Grassoden ausgesetzt; dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln oder von den Seiten durchsickern; es dienet den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann

solche Zufuhr zur dringendsten Nothwendigkeit werden. Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfanges? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen fluthenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgibt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landstrecken und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Heerden der letzte Raum genommen sein wird. Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den

umdrängenden Ocean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund, als diese Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter.

Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht eben so tief in die Werfte hineinsenkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach; und hohe Zeit war es. Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth schalten nun die Wogen in dem unteren Theil des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, schlagen sich immer freieren Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häus-

licher Gesellschaft mit einander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen sich die Unglücklichen zusammen. In der Finsterniß sieht Keiner das entsetzliche Antlitz des Andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber Jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all' ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite, ein neuer Fluthenberg schäumt herauf und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu. — Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat, liebt sie über Alles, und der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, und wo er in Kurzem wieder Alles und seine Lieben mit verlieren kann.

97. Helgoland.

Von den Wogen der Nordsee umbraust, ragt, wie ein mitten im Meere versteinertes Schiff, einsam ein steiler Felsen empor — Helgoland. Da lebt ein friedliches Fischervolk, altfriesischen Stammes, einfach in seinen Bedürfnissen, kühn im Kampfe mit dem Meere, aufopfernd und todesmuthig, wenn durch das furchtbare Brausen des empörten Meeres der Nothschuß eines gefährdeten Schiffes ertönt.

Grün ist das Land,
Roth ist die Klippe,
Weiß ist der Strand,
Das sind die Farben vom heil'gen Land.

So lautet der Spruch, der die Farben ihrer Flagge erklärt. Der Fremde, der im schaukelnden Kahne vom Dampfschiffe nach dem schmalen Vorlande am Fuße des senkrechten Felsens fährt, liest ihn auf manchem Spiegel der vor Anker liegenden Boote, zwischen denen sein Fahrzeug hingleitet. —

Einst, in alten Zeiten, war der Umfang der Insel ein viel größerer, und die nordischen Völker hatten hier der Fosta, der Göttin des Feld- und Gartenbaues, einen Opferaltar errichtet; daher der Name Helge-, Hilge-, Heilgeland. — Das stürmende Meer hat Helgoland ein gleiches Schicksal bereitet wie Nordernei, und das Mömersgatt, der Mönch und die andern einzeln aus dem Meere ragenden Klippen erinnern stündlich, wie das wogende Meer fortwährend am Umfange der Insel nagt und auf seine Beute nicht verzichtet hat.

Von dem schmalen, mit etlichen 30 Hütten besetzten Vorlande steigt eine fast 300 Stufen hohe Treppe zum Felsen hinan. Ein Pfad von fünf Minuten führt durch

die dürftigen Kulturen, von den Badegästen scherzweise die Kartoffelallee genannt, zum Belvedere *). Hier breitet sich rings umher das grenzenlose Meer aus; ein erhabener Anblick!

Vor uns liegt die obere Fläche des 200′ hohen Felsens, links das kleine Städtchen mit dem niedlichen Pfarrthurm, rechts der massive englische Leuchtthurm und etwas hinter ihm der alte, einer Burgruine gleichende Feuerthurm. Ihn umstehen zu allen Tageszeiten, besonders im Sturm, die rüstigen Helgoländer, auf allen Seiten das Meer mit den sie rufenden Ereignissen durchspähend.

Nirgends unterbricht ein Baum die Rundsicht; der mächtige Sturmwind, vor dem selbst die kräftigsten Lootsen sich beugen, läßt keinen Busch über die Höhe der Gartenzäune hervorwachsen. Die Insel selbst, in ihrer größten Länge kaum 2000 Schritte lang, bietet keine Fernsicht dar; Alles liegt in der durchsichtigen Seeluft mit reinen, deutlichen Umrissen vor uns. Rechts springt der westliche Rand in schmalen Felsenrippen, in gigantischen **) Bogen und grotesken ***) Höhlen oder in einzelnen säulenartigen Klippen röthlichen Gesteins in das grünliche Meer vor.

Wie der scharfe Kiel des Schiffes stellt sich die Südspitze den Strömungen des Wassers von der Elbe und Weser entgegen. Links, weiter in's Meer hinaus, glänzen in silberfarbenem Lichte die Hügel der von Helgoland durch einen tiefen Meeresarm getrennten Sanddünen. Das Alles ist umgeben von dem unbegrenzten Spiegel der See und dem reinen Horizont.

Einen unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt es, in stillen Herbstnächten von der Insel aus das Meer-

*) Belvedere = ein Ort mit schöner Aussicht.

) gigantisch = riesenhaft. *) grotesk = wunderlich, seltsam.

leuchten zu beobachten. Helle Blitze leuchten aus dem Schooß der Gewässer hervor, als ob die See das am Tage eingesogene Licht dem verdunkelten Himmel wiedergeben wollte. Alle Theile der Oberfläche, die am Tage als weißer Schaum erschienen, glühen mit blassem Lichte. Nähert man sich dem Rande der steigenden Fluth, um das Funkeln der umschlagenden Welle genauer zu betrachten, so scheint das vordringende Wasser den Sand mit einer Feuerschicht zu bedecken. Fährt man mit der Hand über den feuchten Boden, so strahlen Einem helle Punkte wie Sternchen entgegen; schlägt man in's Wasser, so ist es, als ob man schlummernde Flammen weckte.

Was ist aber die Ursache dieser herrlichen Erscheinung? — Man weiß jetzt mit Bestimmtheit, daß alle niederen Seethiere, namentlich die Seequallen mit ihrer Brut, neben ihnen aber auch manche Infusorien, Polypen, Mollusken, Würmer und Krebse die Fähigkeit zu leuchten besitzen und dadurch das wundersame Meerleuchten bedingen. In der Nordsee sind es hauptsächlich Mammarien, kleine Thierchen von gallertartiger Beschaffenheit, welche gleichsam das prachtvolle Schauspiel des Sternenhimmels in der Seefläche abspiegeln.

Füllt man ein Gefäß mit dem leuchtenden Wasser, so sieht man bei Tageslicht die kleinen, stecknadelkopfgroßen Mammarien an der Oberfläche schwimmen. Größtentheils durchsichtig wie Krystall, zeigen sie nur an einer Stelle einen milchähnlichen Punkt. Unter dem Mikroskop sieht man deutlich, daß es kugelförmige Thierchen sind, mit einer Vertiefung an einer Stelle ihrer Oberfläche, aus welcher ein ziemlich langes Fühlfädchen hervorragt, das sich langsam hin- und herbewegt, als ob es Nahrung suchte.

Wenn man eine mit Seewasser angefüllte Flasche, worin einige dieser Thierchen enthalten sind, in der Dunkelheit schüttelt, so sieht man leuchtende Punkte fallen und steigen, gerade so, wie man beim Tageslicht die auf der Oberfläche schwimmenden gallertartigen Mammarien bei gelindem Schütteln sinken und dann wieder steigen sieht.

---

98. Ein Sturm auf der Nordsee.

Wir umstanden den alten Feuerthurm auf Helgoland und schauten hinaus auf das spiegelglatte Meer. „Ach! der herrliche Stern, der dort aufgeht," rief eine der jüngeren Frauen und wies nach Süden. — „Das ist kein Stern," belehrte der alte Grau, „sondern das 18 Seemeilen entfernte Leuchtfeuer auf Neuwerk, welches soeben angezündet wird. Nicht immer ist es zu sehen. Jetzt ist jene Gegend so still und klar, dass man deutlich im Schein der Laterne den Rauch des eben vorbeigehenden Huller Dampfers erkennen kann; etwas links von jener Stelle, wo jetzt der Rauch aufwirbelt, zieht sich der schreckliche Vogelsand hin, der in seinem flüssigen Sande schon Tausende von Fahrzeugen mit ihren wackern Mannschaften verschlungen hat."

Der Alte schwieg einige Sekunden, im Nachsinnen verloren, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Nie werde ich die schreckliche Nacht vom letzten August des Jahres 1829 vergessen. — Am Nachmittag hatte sich ein Sturm aus Nordwesten erhoben, so wild, so furchtbar, wie ich noch keinen hier erlebte. Die grössten Felsblöcke am Vorlande tanzten auf den Wellen wie Korkstückchen und

knirschten an einander, als würden sie zu Staub zermalmt. Die ganze See schien zu kochen; man sah keine Fläche, keine Welle, nichts als umhergejagten Schaum; die Brandung brüllte zwischen dem Neustag und dem Mönch und in dem alten Mömersgatt und tobte zwischen den Klippen, dass der Gischt uns hier oben am Leuchtthurm durchnässte. Da standen wir, Männer und Weiber, und schauten dort hinaus nach der Weser, wo sich ein verlornes Fahrzeug sehen liess, was schwer mit dem Sturme kämpfte. Immer mehr wich es trotz aller gespannten Segel nach Osten ab und war schon bei Neuwerk vorbeigetrieben nahe dem Vogelsand; da stürzte plötzlich mit fliegenden Haaren ein Weib zwischen uns und schrie: „„Rettet, rettet meinen Mann, euern Freund! kennt ihr denn die Dorothea nicht mehr?““ Und so war's; das Auge der Liebe hatte schärfer gesehen als wir alten Seehunde, — die Dorothea, von Bremen kommend und geführt von unserm besten Burschen Jakob Jaspersen. Das Weib jammerte, rang die Hände, umschlang unsere Kniee und flehte um Rettung; wir mussten uns abwenden; ach, sie wusste so gut als wir, dass bei dem Wetter kein gewöhnliches Fischerboot See halten konnte, und kein anderes lag im Hafen. — Immer näher kam der schreckliche Augenblick; die Dorothea konnte nur noch wenige Kabellängen vom Vogelsand sein. Da stand das Fahrzeug still, die Segel fielen nieder. Der kühne Führer hatte mitten in der Brandung Anker geworfen; wenn dieser fasste und hielt, so war das Schiff gerettet. Mit athemloser Erwartung blickten hundert Augen auf jenen Fleck; das Weib

hielt sich an mich und klapperte hörbar mit den Zähnen. — Und wir sahen, wie das Schiff langsam vom Anker wegtrieb. — Mit gellendem Schrei sank die Frau zusammen. Da hatte plötzlich Jaspersen wieder alle Segel aufgespannt und begann auf's Neue den hoffnungslosen Kampf gegen den Orkan, bis die Nacht ihn uns verbarg. Keiner von uns ging schlafen; keiner verliess den Platz; immer noch stierten wir hinaus und harrten mit dumpfem Entsetzen des Tages; neben uns wimmerte leise das unglückliche Weib. — Gegen Morgen legte sich plötzlich der Sturm; nach und nach wurde es lichter; der Tag begann zu grauen, und kaum ½ Seemeile vor uns lag die Dorothea, mit vollen Segeln auf den Hafen zusteuernd. Jauchzend eilten wir zum Strand, und eine Viertelstunde später umschlang Jaspersen sein Weib, — aber eine alternde Matrone, die er vor wenigen Tagen als blühende junge Frau verlassen. Die furchtbare Angst der einzigen Nacht hatte tiefe Furchen in ihr Antlitz gegraben, ihre Wangen und ihr Haar gebleicht.“ —

---

99. Das Meer.

Unermesslich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer.

Soll ich dich mit Thränen grüssen,
Wie die Wehmuth sie vergiesst,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manches theure Grab begrüsst?

Denn ein grosser, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du;
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu.

Soll ich dich mit Jubel grüssen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unmessbarer Garten,
Eine reiche Flur bist du;
Edle Keime deckt und Schätze
Dein krystall'ner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blüh'n.

Wie im Garten stille Wandler
Zieh'n die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüssend, hoffend — hin und her.

100. Die Ostsee.

Die Ostsee oder das baltische Meer hängt durch den Sund, den großen und kleinen Belt und den Eiderkanal mit der Nordsee zusammen. Sie umfaßt mit Einschluß ihrer drei großen Busen, des finnischen, bothnischen und rigaischen, einen Flächenraum von 7000 Quadratmeilen und erstreckt sich von der deutschen Küste bis in die Länder hinein, in denen das Getreide nicht mehr reift. Nicht weniger als 200 Flüsse, unter denen 40 von ziemlicher Bedeutung, münden in dieselbe, und mehr als 20 wichtige Handelsstädte, zu Schweden, Rußland, Dänemark und Deutschland gehörig, beleben ihre Häfen. Unter den

zu unserm großen Vaterlande gehörigen sind zu nennen Flensburg, Schleswig, Kiel, Lübeck, das Haupt der einst so mächtigen Hansa, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin, Swinemünde, Danzig, Königsberg, Memel.

In keinem anderen Meere, selbst im inselreichen Südmeere und dem mexikanischen Meerbusen nicht, sind die Inseln so dicht gesäet, als im bothnischen Meerbusen, wodurch derselbe mit grünen Flächen, baumreichen Gefilden und freundlichen Dörfern gleichsam durchwebt ist. Von den vielen Inseln der Ostsee gehört nur eine, die schöne Insel Rügen, zu Deutschland.

Im Vergleich zu den übrigen Meeren hat die Ostsee nur eine geringe Tiefe, an den meisten Stellen nur 50 bis 100, fast nie über 200 Fuß, deßhalb die kurzen, schnell sich folgenden Wellen, die den Schiffen bei Stürmen so gefährlich werden. Der Ufergrund der Küste dacht an den meisten Stellen so flach ab, daß man weit in die See hineingehen kann; daher bietet die Küste viele treffliche Badestellen.

Die Ostsee hat keine Ebbe und Fluth; ihr Wasser ist meergrün, aber klarer und kälter als das des Oceans und wegen der vielen ihr zufließenden süßen Gewässer auch weniger salzig.

Merkwürdig ist die Wasserabnahme des baltischen Meeres und das Steigen und Fallen seiner Küsten. Es ist nämlich eine durch hundertjährige Beobachtung festgestellte Thatsache, daß der ganze Küstenrand Skandinaviens, von Friedrichshall bis nach Abo in Finnland, sich langsam über den Meeresspiegel erhebt. Diese Erhebung wird von Norden nach Süden immer geringer; Schonen und Bornholm stehen fest; darüber hinaus dagegen, in Jütland,

hat man entschiedene Beweise von allmählichem Sinken des Landes, und auch auf die Ostseeküste von Preußen scheint sich dieser allmähliche Untergang auszudehnen. Die Erhebung des Bodens beträgt in einem Jahrhundert ungefähr 40 Zoll und hatte im Laufe der Zeit ein solches Zurücktreten des Meeres zur Folge, daß man jetzt hier und da Getreidefelder und reichen Wiesenwachs an Orten findet, wo sonst fischreiche Meeresbuchten waren. Manche frühern Inseln hängen nun mit dem Festlande zusammen, und Städte und Dörfer, welche einst am Meer angelegt wurden, sind jetzt davon getrennt. In vielen sumpfigen Gegenden Schwedens wächst, fern vom Meere, Seegras und finden sich Trümmer untergegangener Schiffe. Indeß kann die Hebung nicht immer gleichmäßig zugenommen haben; es müssen auch Senkungen eingetreten sein. So fand man nahe bei Stockholm 60 Fuß unter der jetzigen Oberfläche eine Fischerhütte, welche ursprünglich am Meeresufer stand. Durch die fortwährende Bildung neuen Grundes und durch das Hervortreten neuer Klippen wird aber das Fahrwasser an Schwedens Küsten für die Schifffahrt immer gefährlicher.

Bei dem geringen Salzgehalte der Ostsee, der geringen Tiefe, dem Mangel an Ebbe und Fluth, dem verhältnißmäßig größern Kältegrade des Wassers ist das häufige Gefrieren der Ostsee erklärlich. In den Jahren 1709 und 1740 war die ganze Ostsee dicht zugefroren, so daß man noch im Mai mit Frachtschlitten darauf fuhr. Reiter und Fußgänger, zu deren Bequemlichkeiten selbst Herbergen auf der Ostsee angelegt waren, kamen auf derselben von Dänemark nach Lübeck und Stralsund, ja bis nach Reval in Esthland. Am leichtesten friert der bothnische Meerbusen, über welchen im Winter gewöhnlich

eine ordentliche Straße führt. Ein Reisender erzählt, daß das zugefrorne Meer dem Auge das wildeste und verworrenste Schauspiel darstelle, dessen Neuheit den Reisenden in Erstaunen setzt. Ueberall befanden sich auf der unermeßlichen Fläche sonderbar gruppirte Eiszacken und Spitzen, welche alle erdenklichen Gestalten hatten und zum Theil in meergrüner oder bläulicher Farbe herrlich prangten. Während der ganzen Nacht traf man auf dem Eise kein lebendiges Geschöpf; die grausige Einöde glich einer von der Natur verlassenen Masse; die Todesstille, welche dort herrschte, ward nur durch das Pfeifen des Windes und dann und wann durch heftiges Krachen unterbrochen, welches durch das gewaltsame Losreißen der gefrornen Spitzen von ihrer Grundfläche, oder durch mächtige Risse und Sprünge, die das Eis bekam, entstand. Dabei wurden oft centnerschwere Stücke beträchtlich weit fortgeschleudert und Abgründe gebildet, welche meilenlang schwarz hinunter klafften, oder wenn sie die ganze Eismasse durchdrangen, das Meerwasser herauf quellen ließen. Um über diese Klüfte hinweg zu kommen, mußte man Bretter, welche man zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, darüber legen.

Längs des Ostseestrandes zieht sich ein breiter Landrücken von Holstein an durch die Küstenlandschaften von Mecklenburg, Pommern und der Provinz Preußen und noch weiter ostwärts hin und umgürtet in einem weiten Bogen die Meeresküste. Auf seinem Scheitel trägt er eine ungezählte Menge größerer und kleinerer und ganz kleiner Landseen, daher man ihn auch die südbaltische oder norddeutsche Seenplatte genannt hat. Mehrere dieser Seen haben eine Tiefe von 400—700′ und sind von einem Hügelrand umgeben, der bis zu einer Höhe von 200—300′

ansteigt. Viele sind durch Erdfälle, Einsenkungen des Bodens, entstanden, andere enthalten versunkene Wälder und Torfmoore; von ihnen fabelt das Volk, daß Städte und Dörfer darin versunken seien. Wo die Provinzen Preußen und Pommern zusammenstoßen, da steigt die Seenplatte bis zu 1021′ über die nahe Meeresfläche der Ostsee; es ist der Thurmberg, südwestlich von der alten Handels- und Hansastadt Danzig, die größte Erhebung des europäischen Bodens zwischen dem Harze, dem Ural und dem skandinavischen Gebirge.

101. Das Odergebiet.

Die Oder entspringt aus einem Sumpfe des Liselberges auf dem sogenannten mährischen Gesenke. Nach kurzem Laufe tritt sie in den preußischen Staat, den sie nun in seiner größten Breite, nämlich die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern, auf einer Strecke von 108 Meilen, erst in nordwestlicher, dann in nördlicher Richtung durchfließt. Oberhalb Frankfurt a. d. O. ist sie durch den Friedrich-Wilhelms- (Mühlroser-) Kanal mit der Spree, einige Meilen unterhalb durch den Finowkanal mit der Havel verbunden. Unterhalb Stettin bildet der Strom das kleine und große Haff, welches durch die Inseln Wollin und Usedom von der Ostsee getrennt ist, mit derselben aber 3 starke ausfließende Ströme, Düvenow, Swine und Peene, in Verbindung steht.

Der bedeutendste Nebenfluß der Oder ist die bei Küstrin einmündende Warthe mit der Netze; an ersterer liegt Posen.

Von den Städten, die an der Oder liegen, sind die bedeutendsten: Breslau, Glogau, Frankfurt, Stettin. Von

Stettin abwärts kann der Strom mit Seeschiffen befahren werden. Der Haupthafen desselben, zugleich der Handelshafen für Stettin, befindet sich bei Swinemünde auf der Insel Usedom.

Oestlich von der Oder durchzieht die Weichsel die Provinz Preußen. Sie kommt aus Polen und mündet in das „Frische Haff", eigentlich Hav, d. i. See. Das „Frische Haff" ist 12 Meilen lang und 3 Meilen breit, aber nur von geringer Tiefe; es wird vom Meer durch eine lange, schmale, durchaus sandige Erdzunge, die frische Nehrung, d. i. Niederung, getrennt, welche 1190, wie andere Sanddünen, bei heftigem Sturme entstanden sein soll. An der Mündung des Stromes liegt Danzig.

(Zeichnen und Beschreiben.)

---

102. Bernsteinfischerei an der Ostsee.

Schon die alten Phönicier holten den Bernstein von der Küste der Ostsee, und noch jetzt wird dort jährlich eine große Menge dieses wunderbaren Minerals gewonnen, das als Ueberbleibsel einer untergegangenen Schöpfung die Wunder der Vorwelt verkündigt. Als flüssiges Harz ist es vor vielen Jahrtausenden einem mit unserer Weißtanne verwandten Baume entquollen, der jetzt nirgends mehr anzutreffen ist, welcher aber in dem heutigen Preußen in ungeheuren Waldungen vorhanden gewesen und durch mächtige Fluthen untergegangen sein muß. Daß die Bildung des Bernsteins nicht erst unter der Erdoberfläche etwa durch Ausschmelzen statt hatte, sondern daß er dem lebenden Baume entfloß, sehen wir an der Beschaffenheit der Insekten und andern Thierchen, die der Bernstein in großer Menge einschließt. Es sind Käfer, Fliegen, Mücken, aben-

teuerlich gestaltete und von den jetzt lebenden ganz verschiedene Spinnen, dickköpfige Ameisen, Heuschrecken, Tausendfüßler und ganz kleine Skorpionen. Oft sind sie ganz unbeschädigt; man sieht ihnen zum Theil an, wie sie der Tod mitten in ihrer vollsten Lebensthätigkeit überraschte; sie breiten die Flügel aus, strecken Füße und Fühlhörner aus, als ob sie noch lebten; ja man findet Springkäfer und Cicaden, die im Augenblick des Fortschnellens von dem äußerst dünnflüssigen Harze umhüllt wurden.

Der Bernstein wird meist in kleinen, unregelmäßigen Körnern gefunden. Der größte befindet sich gegenwärtig im Berliner Museum. Er ist 14 Zoll lang, 8½ Zoll breit und 3—6 Zoll dick und wird auf 40,000 Thaler geschätzt. Er wurde von einem Taglöhner in einem Wassergraben bei Gumbinnen, 12 Meilen vom Strande der Ostsee, gefunden. Der Kaiser von Rußland erhielt von dem Könige von Preußen ein so reiches Geschenk an Bernstein, daß einer der Säle des Palastes Zarskoe-Selo bei Petersburg 30 Fuß in's Geviert vom Boden bis zur Decke ganz mit Bernstein bekleidet werden konnte. Das Prunkgemach soll übrigens nur einen düstern Anblick bieten.

Die Ostsee wirft auf der ganzen preußischen Küste Bernstein an das Land, welcher von besonders dazu aufgestellten Strandreitern regelmäßig in den ersten Stunden des Tages aufgesucht wird. Der meiste Bernstein aber wird durch Schöpfer aus dem Meere gewonnen. Bei ruhigem Wetter sieht man ihn nämlich auf dem Grunde der Ostsee deutlich liegen. Deßhalb benutzen die Bernsteinschöpfer die Meeresstille, fahren auf Böten in die See hinein, brechen ihn mit spitzen Stangen los und ziehen ihn mit Netzen heraus. Wenn einige Tage hindurch ein heftiger Nordwind die See aufgerührt hat, und dann wie-

der ruhiges Wetter eingetreten ist, so haben es die Bernsteinschöpfer bequemer. Der Sturm hat alsdann den Bernstein vom Grunde des Meeres losgerissen und ihn, in Seetang u. dgl. eingewickelt, in die Nähe der Küsten geworfen. Sobald ein Strandreiter daher das Herannahen jener Seekräuter, die den Bernstein zu enthalten pflegen, bemerkt, versammelt er die zum Schöpfen berechtigten Bauern. Diese gehen, in lederne Kleider, wie in einen Panzer gehüllt, mit weiten, an langen Stangen befestigten Netzen bis über die Brust in's Wasser, schöpfen mit den Netzen das Kraut mit dem Bernstein auf und werfen es an den Strand. Dies setzen sie so lange fort, bis sich kein Kraut mehr zeigt. Weiber und Kinder sind indessen am Ufer beschäftigt, den Bernstein aus dem Kraut herauszulesen.

Auch gegraben wird der Bernstein; das Einstürzen der Gruben aber, das gewöhnlich erfolgt, da der Boden meist aus Sand besteht, macht diese Gewinnung sehr gefährlich.

103. Die Donau in Oesterreich.

Nördlich von Passau erhebt sich der höchste und unwegsamste Theil des Böhmerwaldgebirges. Durch die Granitmassen hat sich die Donau ihr Bett gebrochen; bis in die Nähe von Wien sind ihre Ufer eben so großartig als malerisch, indem bald bewaldete Berge mit Burgruinen, fensterreichen Klöstern oder einsamen Zellen sie einengen, bald liebliche Wiesengründe mit buschigem Anholz sich zur Thalebene ausdehnen, auf denen hochhalmige Getreidefelder mit schattigen Büschen wechseln, und stattliche Dörfer, freundliche Flecken, thurmreiche Städte ein anmuthiges

Landschaftsbild schaffen, dessen Hintergrund rechts hohe Alpenketten, links tannenfinstere Ausläufer der böhmisch-mährischen Grenzgebirge bilden.

Bei Engelhardtszell tritt der Strom in das österreichische Land. Zwischen dunkeln Felswänden eingeklemmt, eilt er raschen Laufes in schauriger Einsamkeit dahin. Weit und breit kein Zeichen, daß die Gegend von Menschen bewohnt wird; nur von Zeit zu Zeit schaut eine verfallene Burgruine oder ein einsames Dörflein, deren Endung „Zell“ an die Zellen der alten Glaubensprediger und Eremiten erinnern, von den waldigen Höhen auf den dumpf brausenden Strom hinab.

Erst bei Aschach treten die Felsen zurück, so daß ein breites Hügelland mit Feldern und Dörfern sich nach Osten hin ausdehnt, während man die norischen Alpen von ihren schneehellen Bergspitzen bis zu dem waldgrünen Fuß überschaut. Bald aber verengt sich die Donau von Neuem, um ein anmuthiges Engthal bis Linz zu bilden, vor welchem jenes Efferding liegt, wo Chrimhilde übernachtete, als sie zu König Etzel im Hunnenlande zog.

Unterhalb Linz nimmt die Donau dem Schlosse Steieregg gegenüber die Traun, bei Mauthausen die Enns auf. Das Land oberhalb dieser Flüsse heißt eben das Land ob der Enns. Es besteht aus den Vorbergen der steierischen und Salzburger Alpen, durchrauscht von hellen Gebirgsflüssen, an denen sich romantische Thäler hinziehen, aus dem schönen Salzburgerlande und dem getreidereichen Innviertel. Einen besonderen Schmuck verleihen der Landschaft die herrlichen Gebirgsseen, welche in tiefen Bergschlünden liegen und die Gebirgswasser sammeln, die in engen Thalspalten zwischen oft steil ansteigenden Felsen die Bergzüge durchbrechen und prachtvolle Wasserfälle bilden.

Der düstere Hallstädtersee, der liebliche Traunsee, der Mond- und Attersee, der St. Wolfgangsee, der Zellersee und all' die andern Seen stehen den berühmtesten Schweizerseen an Anmuth und Großartigkeit nicht nach.

Die Gebirgsmassen tragen bereits einen großartigen Charakter, da sich nicht nur einzelne Gipfel bis zu 8000 Fuß erheben, sondern auch hier und da schon Gletscher und Firnbildungen sich zeigen. — Die Berge sind reich an Eisenadern, und da die kräftigen Alpenwasser eine brauchbare Arbeitskraft darbieten, so rauchen in den Thälern die hohen Schlote der Eisenhütten, dröhnen Eisenhämmer, klingen und klappern in den gewerbthätigen Städtchen Feilen und Hämmer der Messerschmiede, werden Bleche geschlagen, Scheeren und Schlosserwaaren gefertigt, Dräthe gezogen, Sensen geschmiedet, Steine gebrochen. — Westlich der Traun sind die berühmten Salzberge des österreichischen Salzkammergutes, dessen Mittelpunkt das wundervoll gelegene Ischl ist, und südlich liegt Gastein mit heilkräftigen Thermen und mit Goldbergwerken, die noch vor wenigen Jahrhunderten so reiche Ausbeute geliefert.

Wieder einen andern Charakter trägt Oberösterreich in dem Hügelland der Donaugegenden, wo Obst- und Weinbau besonders gepflegt werden und die trefflichen Auen der Linzer Ebene die Vieh- und Ackerwirthschaft so sehr fördern.

Der oberösterreichische Bauer ist kräftig gewachsen, ein tüchtiger Hauswirth, der seine Felder in gutem Stande erhält und gern benutzt, was an Verbesserungen hier und da Neues gebracht wird. Gemüthreich und heitern Sinnes, wie sein Nachbar, der Steirer, der seine Heimat kurzweg das „Landl" nennt, liebt auch er die Musik, die in den

Volksweisen des „Landlers“ so ganz die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung zeichnet.

Doch kehren wir wieder zur Donau zurück!

Mauthausen ist ein uralter Ort; sein Name erinnert an die Zollgrenze, welche in alten Zeiten die Enns zwischen den Deutschen, Avaren und Ungarn bildete. Am linken Ufer der Enns, eine geraume Strecke vor ihrer Vereinigung mit der Donau, liegt auf einer Anhöhe die Stadt Enns. Das Land herum ist reich an geschichtlichen Erinnerungen. In dieser Gegend, wo jetzt das Dörflein Lorch liegt, stand das Laureacum der Römer, von dem aus der Christusglaube über Oesterreich sich verbreitete. An der Mündung der Enns lagerte Karl der Große, als er zum Vertilgungskampf gegen die Avaren zog; bei Enns erlag das Heer Ludwig des Kindes in dreitägiger Schlacht den wilden Horden der Ungarn.

Unterhalb Mauthausen tritt der Strom in offenes Land; das Flußbett erweitert sich oft zur ungeheuren Breite; die Donau fließt ruhiger und setzt den Schlamm ab, den sie aus den oberen Gegenden herabbrachte. Dadurch entstehen zahlreiche Inseln von veränderlicher Gestalt, da der hochgehende Strom wieder fortreißt, was er eben angeschwemmt hatte. Sind diese Inseln bewachsen, nennt man sie Auen. Diese mit Espen, Ellern, Linden, Pappeln, Ahornen, Weiden und Gebüschen aller Art bewachsenen Auen bieten große Weideplätze für eine unzählige Menge von Wild, sowie die kleinen Arme, Einbuchten und Seen zwischen den Sandbänken und Inseln gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kiebitzen und Möven.

Bei dem alten Städtchen Grein und seinem stattlichen

Schlosse treten die bewaldeten Felsen wieder dicht an den Strom heran; immer gewaltiger und erhabener wird die Natur; die Ufer der Donau gestalten sich am großartigsten in ihrem ganzen Laufe. Brausend und tosend schießt der Fluß wie in einer tiefen Felsenrinne dahin. Mitten im Wasser liegt die Felseninsel Wörth und trennt den Strom in zwei Arme, von denen der am rechten Ufer der kleinere ist, wogegen der breite Hauptstrom des linken Ufers unter dem Wasser ein Felsenriff birgt, an welchem sich die Wogen mit furchtbarer Gewalt brechen und den Strudel erzeugen. An drei Stellen stürzt sich der Strom schäumend über den Steindamm; der linke Arm, das Wildwasser, kann gar nicht befahren werden, das Mittelwasser nicht ohne Gefahr, dagegen das Fahrwasser dicht an der Insel ohne Gefahr, weil hier ein offener Weg gesprengt ist.

Der Felsen der Insel Wörth ist höchst malerisch; er hat verschiedene Absätze und am Fuße, ganz auf der Spitze der Insel, liegt eine alte Warte. Auf der Krone des Felsens prangt ein großes Kreuz. Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe und malerisch gestaltete Riffe tief im Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirne die Ruine der alten Raubburg Werfenstein. Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Theil sind, und die sich in dunkler Enge, etwa auf die Länge einer halben Stunde, einander gegenüber stehen. Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer brausen in der wilden Schlucht in wilder Eile dahin; kaum 1000 Schritte mögen die Wellen gejaget sein, so stellt sich ihnen die 70′ lange und 30′ breite Klippe des Haussteines entgegen. Die Wogen prallen schäumend an, werden zurück-

geworfen, zugleich aber durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel der berühmte Wirbel, jener trichterförmige, oft 4—5 Fuß in die Tiefe gähnende Schlund, von dem so viel gefabelt wird, der aber nur kleineren Schiffen gefährlich werden kann.

Vier Stunden weit muß sich die Donau von Grein ab durch Felsenengen durcharbeiten, bis sie wieder eine Ebene gewinnt. Nachdem sie an Pechlarn, wo Rüdiger die Burgunderhelden beherbergte, vorübergeeilt, rinnt sie an dem 150′ hohen Felsen hin, der die prächtig gelegene, fensterreiche Benediktiner-Abtei Melk trägt. Schon die Römer hatten auf diesem Granitfelsen eine Burg angelegt, welche später in den Besitz der Magyaren kam unter dem Namen Eisenburg. Oft ward um diese gekämpft, unter Karl dem Großen, Heinrich und Otto, bis Leopold der Babenberger sie zerstörte, dann auf demselben Orte ein Kloster gründete, welches eines der prachtvollsten Stifte Europa's und die Zierde des Kaiserreiches wurde. Hier residirten die babenbergischen Markgrafen und wurden im Stift begraben, ehe sie 1106 ihre Residenz nach dem Kahlenberge verlegten, bis Jasomirgott nachher Wien zum Herrschersitze erhob.

Unterhalb Melk wird die Donau wieder in eine Thalenge getrieben, welche schon unter Karl dem Großen die Wachau genannt wird, da man diesen Engpaß gegen die Avaren bewacht hielt. Da wo das Stromthal sich wieder erweitert, liegt Dürrenstein mit seinen zinnengekrönten Mauern und überwölbten Thoren, den Mauern voll Schießscharten und den dicken Thürmen, die sich von der Stadt nach der alten, sagenberühmten Burg hinanziehen, deren Ruinen hoch oben auf schroffer Felsenspitze

liegen. Hier saß 1192 der trotzige Richard von England 15 Monate in ritterlicher Haft gefangen.

Bis zum Kahlenberge fließt nun die vielarmige 1½ bis 2 Meilen breite Donau mehrere Meilen lang durch eine unbewohnte Busch- und Graswildniß, durch reich bewaldete Auen, welche den Ueberschwemmungen des Stromes ausgesetzt und daher unbewohnt sind. Unterhalb Tuln, wo die Römer eine Flottenstation angelegt hatten, erblickt man den blauen Rücken des Wienerwaldes, auf dessen vorderster Ecke sich die Burg Greifenstein erhebt, während weiter nach dem Kahlenberg hin in einer reizenden Thalbucht das uraltherrliche Stift Klosterneuburg liegt.

Die Donau tritt nun in die herrliche Wienerebene. Wie eine schlanke, zarte, luftige Pappel, die still und ruhig in leichtem, blauen Dufte weht, erhebt sich aus der paradiesischen Landschaft der Stephansthurm, um den sich das Häusermeer der österreichischen Hauptstadt ausbreitet. Die Stadt liegt an einem Nebenarm der Donau; der Hauptarm, die sogenannte „große Donau", wendet sich oberhalb Wien nordöstlich und strömt an Florisdorf vorbei. Unterhalb Wien spaltet sich die Donau in mehrere Arme und bildet eine Menge fruchtbarer Inseln, unter denen die Lobau die größte ist. Die Ebene, die am linken Donauufer, 13 Stunden lang und 5 Stunden breit, sich hinzieht, heißt das Marchfeld und ist geschichtlich denkwürdig durch die Schlachten, die auf demselben geschlagen wurden. Am 13. Juli 1260 schlug hier bei dem Dorfe Kroissenbrunn, zwei Stunden nordwestlich von der Marchmündung, König Ottokar von Böhmen die Ungarn und eroberte Steiermark, welches seitdem bei Deutschland blieb. 1278 fiel derselbe Ottokar in einer Schlacht unweit der March gegen den Kaiser Rudolf von Habsburg. Der Insel Lobau

gegenüber liegen landeinwärts auf dem Marchfelde die Dörfer Aspern, Eßling und Wagram, Namen, die an die blutigen Tage erinnern, als i. J. 1809 nur noch Oesterreichs Heere unter Erzherzog Karl für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit kämpften. In der Gegend von Haimburg wird die Ebene durch die Urgebirgsfelsen der Karpathenausläufer an beiden Seiten geschlossen. Haimburg und das gegenüberliegende Theben bilden das ungarische Donauthor. Am Fuße der auf einem hohen Felsen gelegenen Veste Theben mündet die March in die Donau. Ihren Ursprung hat sie in der Nähe der Oderquellen; in ihrem Laufe bildet sie die Grenze zwischen Deutschland und Ungarn.

---

104. Belagerung Wiens durch die Türken.

Vom 30. März bis 14. September 1683.

Im Frühjahr brach das türkische Heer von Adrianopel auf, gerade an dem Tage, an welchem Kaiser Leopold das Bündniß mit Sobiesky unterzeichnete. Im raschen Siegeslaufe ging es gegen Wien. Lange Feuersäulen, brennende Dörfer verkündeten das Nahen des Feindes. Der Kaiser ernannte den Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg zum Kommandanten von Wien und floh mit dem ganzen Hofe, nachdem er den Bürgermeister von Liebenberg und den Stadtrichter Schuster zur mannhaften Vertheidigung der Stadt aufgefordert hatte und baldigen Entsatz versprach. Nach des Kaisers Abreise suchte Alles sich aus Wien zu retten. Viele ließen Hab und Gut zurück und eilten fort, zufrieden, das Leben gerettet zu haben; Andere, besorgt um das Ihre, luden Alles auf, was sie nur vermochten,

trieben die Pferde an, bis sie todt zusammenstürzten, und die Kostbarkeiten und die Menschen fielen den Türken in die Hände. Sechs Stunden fuhr Wagen an Wagen über die Donaubrücke; in zwei Tagen verließen 60,000 Menschen die Stadt.

Den Muth der Stadt hob es, daß der Herzog von Lothringen unter Trompetenklang und Paukenschall mit der gesammten kaiserlichen Reiterei, 10,000 Pferde stark, bei der St. Marxerlinie herein, durch die Stadt durch, zum Schottenthor hinaus in die Taboraue zog und dort lagerte, um das Fußvolk zu erwarten, welches über das Marchfeld heranrückte.

Wien ward vorzüglich durch die Langsamkeit des Großveziers gerettet. Am Tag, als der Kaiser Wien verließ, bestand die Besatzung aus der gewöhnlichen Stadtwache und aus 1000 Mann vom Regimente Kaiserstein. Es war kein Geld in der Kasse, Wien nicht einmal palissadirt und kaum für ein Stück Bettung auf den Basteien. Während der Tage, die des Großveziers unbedeutendes Vorrücken der Stadt frei ließ, wurde das Unmögliche geleistet, der Herzog von Lothringen warf beinahe 14,000 Mann Linientruppen in die Stadt; die Universität bildete ein Regiment, 700 Mann stark, der Rektor war Oberst; die gesammte Bürgerschaft trat in 8 Kompagnien zusammen, 2382 Köpfe stark, Oberst war der Bürgermeister; Ambrosius Frank, Mitglied des äußern Rathes, errichtete eine Freikompagnie, sie war 255 Mann stark, bestand meistentheils aus Wirthen und leistete während der Belagerung ausgezeichnete Dienste. Die Kaufleute errichteten eine Kompagnie von 250 Mann, Bäcker, Schuster, Fleischhauer, Bierbrauer, ledige Handwerksburschen, die kaiser-

lichen Hofbediensteten bildeten eigene Kompagnien. Die ganze Besatzung belief sich auf 21,960 Mann.

Unter der Besatzung fanden sich einzelne Männer, die besonders genannt zu werden verdienen. Es fehlte an einem Mineurkorps; der Freiherr von Kilmannsegge, kein Soldat, aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann, errichtete es; ein Niederländer und ein Lothringer traten die ersten als Gemeine ein; der Stadthauptmann Hafner und Bartholomäus aus Graubündten, vormals Hauptmann in venetianischen Diensten, schlossen sich dem Freiherrn an, so auch ein Schlesier, Elias Kühn. Bei der Annäherung der Türken wurde er berufen, das Schloß Schönau zu vertheidigen; unterwegs gerieth er den Türken in die Hände; er hieb sich durch, aber seine Frau und seine Kinder blieben in der Türken Gewalt; er sah sie nie wieder. Er und die eben Genannten führten den ganzen Minenkrieg.

Der wichtigste Mann unter Allen aber war ein Geistlicher, Graf Leopold Kolonitsch. Vordem Malteser, zeichnete er sich im Krieg auf Kandia aus, nahm mehrere türkische Galeeren, erschlug zu wiederholten Malen Ungläubige im Zweikampfe und eroberte Roßschweife, die von den Türken schon als Siegeszeichen auf erstürmten Wällen aufgepflanzt waren. Des weltlichen Lebens überdrüssig, war er in den geistlichen Stand getreten und zum Bischof von Neustadt erhoben worden. Als die Türken sich näherten, eilte er in die bedrohte Hauptstadt. Er stand den Spitälern vor, sorgte für die Verwundeten, sprach den Sterbenden Trost zu; er leitete die Löschanstalt, sorgte für Lebensmittel, flößte Allen Muth ein, setzte sich waffenlos der Gefahr aus und verwendete Weiber, Greise, Kinder, die die Waffen nicht führen konnten, zu allen jenen Arbeiten

und Dienstleistungen, die außer dem Kreis der unmittelbaren Vertheidigung lagen.

Die Thätigkeit war in Wien so groß, daß nach acht Tagen bereits über 200 Kanonen auf den Wällen aufgeführt werden konnten. Jedes Haus mußte einen Mann zur Schanzarbeit stellen, Niemand schloß sich von der Arbeit aus. Der Bürgermeister Liebenberg war einer der Ersten, der einen Schiebkarren mit Erde hinwegführte; die Ordensgeistlichen verließen ihre Zellen, um an den Festungswerken mitzuarbeiten; das Bau- und Brennholz außer der Stadt wurde in die Stadt gebracht; jeder Bürger mußte seinen Boden hinlänglich mit Wasser versehen, die Schindeldächer wurden abgerissen, auf dem Judenplatz war der Sammelplatz der Löschanstalten. Vierhundert Bürger zogen täglich aus, bloß um zu löschen. Das Pulver wurde in Kirchen und Grüfte gebracht und die überflüssigen Zugänge und Fenster vermauert. Auf dem Stephansthurme standen unausgesetzt zwei Jesuiten, um die Bewegung des Feindes zu beobachten. Auch für Lebensmittel war hinlänglich Sorge getragen.

Bevor noch die türkische Macht unter den Mauern Wiens erschien, und auch während der Belagerung, ergossen sich die Renner und Brenner weithin durch das Land, bis nach Ips längs der Donau; bis nach Lilienfeld in's Gebirge wütheten sie; über 40,000 Menschen wurden in die Sklaverei fortgeschleppt. Nur Neustadt, die allzeit getreue, und die drei Stifte Klosterneuburg, Melk und Lilienfeld widerstanden mit Glück. Aus der allgemeinen Verwüstung tritt besonders bemerkenswerth die Zerstörung von Petersdorf hervor. Es ging in Flammen auf; die Bürger aber retteten Hab und Gut, Weib und Kind in die Kirche und den festen Thurm. Drei Tage hielten sie

sich; endlich bedingten sie freien Abzug gegen Erlegung von 4000 Gulden. Ein Pascha war zu dieser Unterhandlung von Wien gekommen; das Geld wurde auf drei Schüsseln den Türken gebracht; hierauf begann der Zug, eine Jungfrau voran, den Kranz auf dem Haupte, eine Fahne in der Hand, die Bürger ihr nach: wie sie aber im Freien waren, wurden sie zusammengehauen, 3800 an der Zahl. —

Als am 13. Juli türkische Reiter an den Vorstädten erschienen ließ Graf Starhemberg diese in Brand stecken. Eilf Tage nachher erschien das türkische Heer vor den Mauern Wiens. Die Stadt ward von allen Seiten eingeschlossen. Bei St. Ulrich erhob sich das Zelt des Großveziers, groß und bequem wie ein Haus; es war der Mittelpunkt von 25,000 Zelten, unter denen mehr als 200,000 Ungläubige lagen. Was das Feuer in den Vorstädten verschont hatte, zerstörten die Türken. Zwei Aufforderungsschreiben in lateinischer Sprache, von den Feinden in die Stadt geworfen, wurden keiner Antwort gewürdigt.

Die ersten Bomben verursachten keinen Schaden. Die erste, die in die Michaelskirche schlug, wurde von einem dreijährigen Knaben gelöscht; eine andere, die in's Zeughaus flog, erstickte im Sande; die dritte fiel gerade in einen Mörser auf der Burgbastei. Auf dem Graben zersprang die erste Bombe wirklich, die Stücke wurden geweiht und auf den Feind zurückgeschossen.

Die Türken belagerten Wien nicht nach den Regeln der Belagerungskunst, und obschon sie außerordentlich viel Geschütz bei sich hatten, wirkten sie doch weniger durch ihre Artillerie, als durch den Minenkrieg. Hierin bestand ihre eigentliche Stärke. So oft eine Mine aufflog, stürmten sie

alsobald, und der Ruhe von einigen Tagen folgte immer die Sprengung einer neuen Mine und dann wieder Sturm, und so ging es in Einem fort.

Die Besatzung setzte der Raserei der Türken hohe Begeisterung und kecke, mitunter lustige Todesverachtung entgegen. Das Beispiel Starhembergs befeuerte Alle. Dreimal des Tages und einmal in der Nacht besichtigte er die Stadt, die Minen. Eine feindliche Kugel zerschmetterte ein Schilderhäuschen; ein Stein daran traf Rüdiger an den Kopf und beschädigte ihn hart; dennoch war er am dritten Tag überall zu sehen. Am Arm verwundet, ließ er sich auf den Wall tragen, und als er später erkrankte, besiegte der Geist die Krankheit, und wie die Gefahr am größten war, fand er sich wieder ein. So oft eine Gegenmine aufflog, ermunterte und belobte er die Seinen. Die Zeit, die ihm von der unmittelbaren Vertheidigung übrig blieb, brachte er auf dem Stephansthurm zu in der Beobachtung des feindlichen Heeres. Man zeigt noch jetzt den Ort, wo er gesessen.

Rüdiger war emsig bemüht, sich mit dem Herzog von Lothringen in Verbindung zu setzen. Ein Kürassier vom Götz'schen Regiment kam glücklich vom Lager in die Stadt. Er war über die große Donau und alle ihre Arme geschwommen; das Schreiben des Fürsten trug er in Wachs wohlverwahrt am Hals. Der Herzog verhieß baldigen Entsatz. Rückkehrend wurde der Kürassier von den Türken gefangen und zum Großvezier gebracht; diesem schilderte er die Lage der Stadt als verzweifelnd; so rettete er sein Leben. Den Brief in Chiffern (spr. Schiffern, d. i. Geheimschrift), den er bei sich trug, ließ der Großvezier in die Stadt zurückschicken mit einem lateinischen Schreiben des Inhalts: Es sei ganz überflüssig, daß die Besatzung

in Chiffern schreibe, die Noth der Stadt sei weltbekannt. Daß der Kürassier entdeckt wurde, hielt den Lieutenant Gregorowits nicht ab, sich hinaus zu wagen. Starhemberg verhieß ihm die erste erledigte Kompagnie, falls es gelänge, zum Herzog durchzukommen. Gregorowits verkleidete sich als Türke, kam so glücklich durch das Lager und über die Donau. Ein verabredetes Feuerzeichen auf der Höhe des Bisamberges gab der Besatzung kund, daß er wohlbehalten hinübergekommen sei. Keiner von Allen, die sich als Kundschafter hinauswagten, war so kühn und gewandt, als ein Pole, Georg Franz Koltschitzky. Der türkischen Sprache kundig, ging er mit seinem Diener, der ebenfalls fertig türkisch redete, in der Nacht vom 13.—14. August hinaus in das türkische Lager. Der Regen strömte heftig, ein Obdach hatte er nicht, er setzte sich also mitten im feindlichen Lager nieder und erwartete den Morgen. Als der Tag anbrach, setzte er seine Wanderung fort und sang dabei ein türkisches Liedchen. Ein Aga (türkischer Befehlshaber), an dessen Zelt er vorüberging, rief ihn zu sich, gab ihm Kaffee, bedauerte ihn seiner Nässe wegen und fragte, wohin er wolle. Koltschitzky antwortete, er gehe Weinbeeren und Früchte sammeln. Der Aga entließ ihn mit der Warnung, er möge Acht geben, um nicht den Christen in die Hände zu fallen. So kam er aus dem Lager durch die Weinberge und den Wald nach Klosterneuburg. Ungewiß, ob nicht Türken darin, kehrte er in's Kahlenberger Dörfel zurück. Aus einer nahe liegenden Insel schoß man nach ihm, denn man hielt ihn für einen Türken. Er redete aber die Leute deutsch an und gab sich als Christ kund; da führten sie ihn über; es war der Richter von Nußdorf und seine Nachbarn, die sich auf diese Insel gerettet. Sie brachten Koltschitzky auf das

jenseitige Ufer zum General Heister, der ihn zum Herzog von Lothringen sandte. Um 10 Uhr Nachts sah man das Losungsfeuer, welches Koltschitzky verabredetermaßen zu Stammersdorf abbrannte, das Gelingen seines Unternehmens zu verkünden.

Auf demselben Wege kehrte Koltschitzky wieder zurück, wäre aber beinahe in türkische Hände gerathen. Er und sein Diener hatten sich in einem Keller verborgen; Koltschitzky war aus Ermattung eingeschlafen; als er erwachte und sich mit seinem Diener besprach, wurden sie von einem Türken belauscht; der Türke eilte davon, um Leute zu rufen; die Beiden bemerkten den sich entfernenden Türken, machten sich eilig davon und kamen glücklich in die Stadt. Koltschitzky brachte einen Brief des Herzogs, dieser schrieb, daß nur die Ankunft des Königs von Polen erwartet werde, um die Stadt zu entsetzen. Dies hob den Muth der Belagerten. Koltschitzky aber wollte wieder hinaus; da wurde ihm aber die Warnung, er sei den Türken so genau beschrieben, daß er erkannt und gefangen werden müsse. — Koltschitzky's Diener, Michalovitsch, wagte sich noch zweimal hinaus, beide Male mit Glück. Auf der letzten Rückkehr schloß sich ein türkischer Reiter an ihn an; während sie ein vertrauliches Gespräch führten, und der Reiter sich keines Angriffes versah, hieb ihm Michalovitsch den Kopf ab, warf sich auf sein Pferd und sprengte in die Stadt.

Vierzig Tage der Belagerung waren bereits vergangen; die Janitscharen murrten; ein Abgesandter vom Großherrn war erschienen, über den Stand der Belagerung Bericht zu erstatten; unzufrieden mit der Lage der Dinge reiste er wieder ab. Der Großvezier verdoppelte also seine Anstrengungen, theilte Geschenke unter die Janitscharen

aus, die Widerspänstigen ließ er züchtigen, Muthlose tödtete er eigenhändig; in einer mit eisernen Platten gut verwahrten Sänfte ließ er sich zu den Arbeitern tragen und ermunterte sie durch seine Gegenwart. Endlich ließ er für sich selbst im Laufgraben einen bombenfesten Platz ausgraben, worin er sich den Tag über aufhielt, um unausgesetzt den Arbeiten nachsehen zu können.

Die Stürme auf das äußere Bollwerk verdoppelten sich. Einmal hatten die Türken schon den dritten Theil desselben gewonnen und die Palissaden in Brand gesteckt. Die Kaiserlichen aber trugen in Hüten Wasser herbei, um das Feuer zu löschen und trieben den Feind zurück. Drei Tage nachher stürmten die Türken neuerdings; 40 Janitscharen waren bereits eingedrungen; General Starhemberg tödtete deren zwei eigenhändig und warf die übrigen hinaus. Tags darauf entdeckte man in einem Kessel 100 Türken. Die Kaiserlichen unterhielten ein so lebhaftes Feuer, daß sich keiner der Türken hinaus wagte und man sie mit ihren eigenen Schaufeln verschüttete.

Unterdessen erfolgte Sturm auf Sturm; Minen erschütterten die Mauern; die Noth der Stadt wuchs mit jedem Tage. Die letzten Kundschafter waren nicht mehr zurückgekehrt; man wußte also nichts vom kaiserlichen Heere. Die Lebensmittel waren im Preise bereits um das Vierfache gestiegen; 6000 Mann von der Besatzung waren schon todt; Krankheiten rafften in Menge dahin. Nur der Thätigkeit des Bischofs Kolonitsch gelang es, die Kranken und Verwundeten mit dem nöthigen Bettzeug zu versehen und solche Ordnung in der Pflege, solche Reinlichkeit in den Spitälern zu erhalten, daß die Krankheiten nicht ansteckend wurden.

Von Uebergabe sprach Niemand. Die Gassen wur-

den mit Ketten gesperrt, verrammelt, abgegraben, verschanzt. Starhemberg war fest entschlossen, jede Gasse zu vertheidigen.

Es schien, es werde bald hiezu kommen. Eine Hauptmine flog am 4. September auf; sie war so gewaltig, daß die halbe Stadt erbebte; von der Bastei selbst war eine fünf Klafter lange Mauer in den Graben gestürzt und erleichterte somit das Stürmen. Die Türken liefen wüthend an, der Großvezier führte sie selbst. Der Kampf war verzweifelt. Einige Türken schwangen sich bereits auf die Mauer; vier Roßschweife waren schon aufgesteckt und wehten Sieg verkündend auf den Mauern; dennoch gelang es dem Grafen Starhemberg, die Feinde wieder hinabzuwerfen. Sobald der Sturm abgeschlagen, waren die Kaiserlichen emsig bemüht, die Oeffnung zu verrammeln; Balken und Pflöcke wurden eingeschlagen, Wollsäcke hingewälzt, Ochsenhäute vorgespannt, Dachstühle abgetragen und hölzerne Wände daraus gezimmert, die, auf Rädern beweglich, nach allen Richtungen gebracht werden konnten.

Eine neue Mine flog am 6. September an der Loibelbastei auf; die Mauer stürzte in der Länge von 6 Klaftern ein. Zwei Stunden währte der Sturm, und abermals hatten die Türken zwei Fahnen auf den Wällen aufgepflanzt; doch gelang es der verzweiflungsvollen Tapferkeit der Besatzung, die Fahnen zu erbeuten und den Sturm abzuschlagen. Die zwei nächsten Tage erfolgten ebenso heftige Stürme; sie wurden zwar abgewiesen, aber jeder Augenblick konnte die Stadt in die Hände des Feindes liefern.

In dieser drangvollen Lage bewährte sich das Sprüchwort: wenn die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Das Entsatzungsheer stand schon bei Hollabrunn, die

Oesterreicher 27,600 Mann stark, die Polen 26,600 Mann, die Sachsen 11,400, die Bayern 11,300, das Kontingent des fränkischen und schwäbischen Kreises 8400; in Allem zählte das Heer 84,800 Mann und 186 Kanonen.

Man nahm es als günstige Vorbedeutung, daß ein mächtiger Adler lange Zeit vor dem polnischen Heere flog, als sich der große König mit den kaiserlichen und Reichstruppen vereinigte. Am 10. September war das Heer, von den Türken ungehindert, am Fuße des Kahlenberges angelangt. Den nächsten Tag verwendeten die Kaiserlichen, die Wege zu ebnen und Brücken über die Tiefen zu schlagen. Nach und nach rückte das Heer auf die Höhen. Der linke Flügel stand auf dem Leopoldsberg, das Centrum, die Sachsen und Bayern und die übrigen Reichsvölker lagen auf dem Kahlenberg und weiter hinaus; der rechte Flügel, die Polen, dehnten sich über den Hermannskogel bei Waidling und den Sauberg aus.

Die Kaiserlichen pflanzten eine große Fahne auf dem Leopoldsberge auf; sie war roth, mit einem weißen Kreuz durchschnitten. Nun konnte Niemand mehr an der Nähe des Entsatzes zweifeln. Wer kann die freudenvolle Bewegung eines solchen Augenblicks schildern? Die Wälle wimmelten von hoffnungjauchzenden Neugierigen. In den Kirchen stiegen Dankgebete auf zum Herrn der Heerschaaren. Die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Morgen. Als es dunkel war, schwamm ein Reiter aus der Stadt über die Donau und brachte einen Zettel an den Herzog von Lothringen; Starhemberg schrieb: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren.“ Zugleich stiegen vom Stephansthurm häufige Raketen auf, gleichsam die Noth der Stadt verkündend. Der Herzog von Lothringen antwortete durch Raketen am Hermanns-

kogel und drei Kanonenschüsse; diese wurden von der Melkenbastei erwiedert. Alles erwartete unruhvoll den Morgen.

Kara Mustafa hatte die Hoffnung genährt, Wien werde fallen vor der Ankunft des Entsatzheeres; das war die Ursache, daß er dem Vorrücken des Christenheeres keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Plötzlich rief er die Truppen aus der Leopoldstadt zurück; er schlug sein Zelt bei der Spinnerin am Kreuz auf; Hunderte von Zelten verschwanden; Tausende von Kameelen und Lastthieren wurden nach Ungarn hingetrieben; eine auserlesene Schaar rückte an den Fuß des Kahlenberges auf die Höhen von Grinzing.

Kara Mustafa hielt einen Kriegsrath; der Pascha von Ofen rieth, die Belagerung aufzuheben, die Wälder zu verhauen, das Lager zu verschanzen und so den Angriff der Christen zu erwarten. Die Stadt müsse und werde sich ergeben, wenn der Angriff mißlänge. Diesen Rath verwarf der Großvezier. Er zählte auf beinahe 170,000 Mann; daher beschloß er, die Schlacht anzunehmen und die Belagerung fortzusetzen.

Der entscheidende Morgen, der 12. September, brach an. Der Kapuziner Markus Avianus, ein uralter Mann, im Ruf der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung stehend, las die Messe in der Leopoldsburgkapelle. Der heldenmüthige König von Polen und mehr als 30 Fürsten, darunter Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, diese zwei künftigen Türkengeiseln, beteten zu Gott um Sieg. Nach der Messe stärkten sich die Fürsten mit dem heiligen Abendmahle; Markus segnete sie und verhieß den Sieg. Auf der Kirchenschwelle stehend, sprach der König noch einige kraftvolle Worte zu den Seinen und vorwärts wogte das Heer.

Auch der Großvezier bereitete sich zur Schlacht. Daß er vor derselben 30,000 gefangene Christen habe niedersäbeln lassen, ist nicht erweisbar. Kara Mustafas Schlachtanstalten waren folgende: Osman Oglu Pascha befehligte den rechten Flügel bei Nußdorf; der Pascha von Großwardein, Ibrahim, lenkte den linken Flügel bei Hernals und Vornbach. Der Großvezier selbst stand im Centrum; eine auserlesene Schaar blieb in den Laufgräben und ängstigte die Stadt.

Der Angriff begann in Nußdorf. Die Türken widerstanden lebhaft; endlich wurden sie geworfen und österreichisches und sächsisches Fußvolk gelangte bis auf den Kamm des Nußberges, wo es sich hinter einigen Lehmmauern vortheilhaft postirte. Die Türken drängten in drei Kolonnen gegen die Christen, wurden aber zweimal zurückgeworfen, das zweite Mal besonders durch einen Flankenangriff der Sachsen bis unmittelbar vor Nußdorf. Hier erneuerte sich das Gefecht. Die Türken wehrten sich verzweifelt; gegen Mittag war Nußdorf genommen und von den Christen besetzt.

Das Centrum und der rechte Flügel waren noch nicht zum Schlagen gekommen. Auch bei den Türken hatte nur der rechte Flügel gefochten; das übrige Heer stand noch drohend in sechs Linien von Döbling bis Breitensee. Um zwei Uhr rückte der rechte Flügel des christlichen Heeres, unter dem Schutze von vier deutschen Bataillonen, die der König begehrt hatte, aus dem Walde von Dornbach hervor. Kara Mustafa führte seine Schaaren dem König entgegen. Die Polen suchten vergebens, die Reihen der Türken zu durchbrechen. Nach Beweisen des glänzendsten Muthes mußten sie weichen und sich nach dem Walde zurückziehen, den sie soeben verlassen. Diesen Augenblick des Unglücks erfaßte jedoch der Herzog mit der ihm eigenen großen

Energie des Geistes. Ohne eine Minute zu verlieren, befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Die feindliche Batterie bei Döbling wird genommen, das Geschütz gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergreifen. Indessen hatte Sobiesky vier deutsche Regimenter herbeigerufen, dadurch dem Vordringen der Türken ein Ende gemacht und ihre dreimaligen Angriffe zurückgeschlagen. Auch war es ihm gelungen, seine 12,000 Husaren, welche den verunglückten Angriff gemacht, zu sammeln, und nun konnte er mit dem ganzen rechten Flügel vorrücken. — Jetzt frug der Herzog von Lothringen den sächsischen Feldmarschall Götz, ob man sich für heute mit den errungenen Vortheilen begnügen solle? Götz aber antwortete: „Ich bin ein alter Mann, ich möchte heute gern in Wien ausruhen." Die Schlacht währte fort. Die beiden siegenden Flügel des christlichen Heeres drangen immer heftiger vor. Von geordneter Gegenwehr war keine Rede. Der Markgraf von Baden sprengte unter Trompetenschmettern und Paukenwirbeln mit einigen Schwadronen Dragoner bis an das Schottenthor vor. Starhemberg kam zu ihm heraus und versprach auszufallen gegen die Türken. — Um sechs Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Nur die Türken in den Laufgräben hielten sich noch und beschossen die Stadt, als ob die Ihren gesiegt hätten. Von den Kaiserlichen angegriffen, vertheidigten sie sich mannhaft, aber bald von allen Seiten umringt, zerstäubten sie in wilder Flucht.

Der nächste Morgen zeigte, wie ungeheuer die Beute war: 370 Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, 15,000 Zelte, in vielen noch die Speisen auf dem Tisch, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe, 100,000 Metzen Korn, ungeheuere Quantitäten von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art; Kaffee fand sich

so viel vor, daß der Gebrauch desselben damals allgemein wurde. Der König von Polen erhielt das Zelt Kara Mustafa's mit Allem, was darin war. Die Soldaten durften am andern Tage das Lager plündern; sie fanden aber so viel Gold, Silber und Schmuck, daß sie alles Andere den Wienern überließen. Diese kletterten am frühesten Morgen über die Bresche hinab, wogten bei den Thoren hinaus, drängten sich in das Lager und ergossen sich in die Vorstädte. Durch den Schutt und Graus fand sich Mancher kaum zurecht bis zu dem Platz, wo einst sein Haus gestanden; aber in den Kellern und Gewölben lag so viel verschiedener Vorrath, daß er sein Haus leicht wieder aufbaute.

Während Alle nach irdischem Gut trachteten, ging Bischof Kolonitsch nach einer köstlicheren Beute aus; er suchte im Lager die verlassenen Christenkinder, fand deren 500 und sorgte für Alle, ein wahrer Mann des Evangeliums.

Als Starhemberg in's Lager kam, umarmte ihn Sobiesky und nannte ihn Held und Bruder. Miteinander durchwanderten sie die Belagerungsarbeiten der Türken; der Stein, auf welchem der ermüdete König ausruhte, war bis zum Jahre 1809 im Graben zwischen der Burg und dem Schottenthor zu sehen.

Starhemberg wurde Feldmarschall, Staatsminister, erhielt 100,000 Reichsthaler, einen kostbaren Ring und den Stephansthurm im Wappen. Die Stadt Wien befreite sein Haus von Abgaben für ewige Zeiten. Bischof Kolonitsch wurde vom Papst zum Kardinal ernannt. Der Bürgermeister Liebenberg war gestorben; an seine Stelle trat der Stadtrichter Schuster. Koltschitzky bekam die Erlaubniß, ein Kaffeehaus zu errichten; es war das erste in Wien. Er wurde gemalt, und der jedesmalige Vorstand

der Kaffeesieder bewahrt das Bild des „Bruder Herz", wie Koltschitzky genannt wurde, weil er Jedermann mit dieser Redeform begrüßte.

---

105. Prinz Eugen.

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgarad. Er liess schlagen einen Brucken, dass man kunnt hinüberrucken mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen, dass man kunnt mit Stuck und Wagen frei passir'n den Donaufluss, bei Semlin schlug man das Lager, alle Türken zu verjagen, ihn'n zum Spott und zum Verdruss.

3. Am einundzwanzigsten August so eb'n kam ein Spion bei Sturm und Regen, schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an, dass die Türken futragiren, so viel als man kunnt verspüren, an die dreimalhunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen, liess er gleich zusammenkommen seine General' und Feldmarschall. Er thät sie recht instruiren, wie man sollt' die Truppen führen und den Feind recht greifen an.

5. Bei der Parole thät er befehlen, dass man sollt die Zwölfe zählen bei der Uhr um Mitternacht. Da sollt' all's zu Pferd aufsitzen, mit dem Feinde zu scharmützen, was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles sass auch gleich zu Pferde, jeder griff nach seinem Schwerte, ganz still ruckt man aus der Schanz. Die Musketier wie auch die Reiter thäten alle tapfer streiten, 's war führwahr ein schöner Tanz!

7. Ihr Constabler auf der Schanze, spielet auf zu diesem Tanze mit Charthaunen gross und klein! Mit den grossen, mit den kleinen auf die Türken, auf die Heiden, dass sie laufen all' davon.

8. Prinz Eugenius auf der Rechten, that als wie ein Löwe fechten, als Gen'ral und Feldmarschall. Prinz Ludewig ritt auf

und nieder: halt't euch brav, ihr deutschen Brüder, greift den Feind nur herzhaft an.

9. Prinz Ludwig, der musst aufgeben seinen Geist und junges Leben, ward getroffen von dem Blei. Prinz Eugen war sehr betrübet, weil er ihn so sehr geliebet, liess ihn bringen nach Peterwardein.

106. Die Schlacht bei Aspern und Eßlingen.

Napoleon verfolgte seine Siege bei Eckmühl und Regensburg mit reißendem Ungestüm. Während Erzherzog Karl mit der größern Hälfte seines Heeres von Regensburg durch Böhmen marschirte, drang Napoleon am rechten Donauufer abwärts. Am 13. Mai wurde Wien erreicht und durch eine kurze Beschießung zur Capitulation genöthigt. Indeß war Erzherzog Karl aus Böhmen herangekommen, und traf Wien gegenüber, auf dem linken Donauufer in den weiten Ebenen des Marchfeldes ein, ungefähr 80,000 Mann stark. Napoleon, der in Wien damals noch 90,000 Mann vereinigt hatte und ungeduldig die letzte Entscheidung suchte, beschloß so rasch wie möglich den Strom zu überschreiten und den Krieg mit einer großen Feldschlacht zu beenden. Er wählte dazu eine Stelle, wo die Donau die große Insel Lobau umspült, und diese eine bequeme Station zum Uebergang bietet, den breitesten Arm hinter sich, nur durch einen schmalen Kanal von dem östlichen Ufer getrennt. Hier setzte er sich fest und begann die Ueberbrückung, obgleich der durch die Frühlingsregen angeschwollene Strom reißend wie ein Bergwasser und breit wie ein Meeresarm war. Am Abend des 20. waren die Franzosen drüben und besetzten die beiden nächsten Dörfer am Flusse, Aspern und Eßlingen. Der Erzherzog ließ sie absichtlich gewähren,

in der Hoffnung, sie, durch den Strom getheilt, zu schlagen, und bei dem mißlichen Rückzug über die Brücke zu vernichten. In seinen Schaaren war bis auf den letzten Mann das Gefühl, daß man für Haus und Herd, für Weib und Kind, für Deutschland und Europa streite. Mittags den 21. brachen sie auf die beiden Dörfer mit furchtbarem Ansturm ein; Aspern wurde sechsmal genommen und verloren, endlich von den Oesterreichern, Eßlingen aber von den Franzosen behauptet. Die Nacht hindurch trieb Napoleon hinüber, was irgend zur Stelle war, so daß am 22. auf jeder Seite etwa 70,000 Mann in Schlachtordnung standen. Das entsetzliche Kämpfen begann mit dem ersten Dämmern des Sommermorgens. Die Franzosen nahmen die ersten Gassen von Aspern; die Oesterreicher suchten vergebens Eßlingen zu stürmen, von dessem Besitz die französische Rückzugslinie abhing; die Angriffe folgten sich hinüber, herüber; es ist unmöglich, sie aufzuzählen; die Anstrengungen, die Verluste waren ungeheuer; gegen Mittag ballte Napoleon eine mächtige Angriffscolonne mit 100 Geschützen zusammen, gewann Boden, hoffte die österreichische Linie durchbrochen zu haben; da warf sich Erzherzog Karl persönlich mit dem Regiment Zach in die Lücke, dem dichten Kugelregen entgegenstürmend, und stellte das Gleichgewicht wieder her. Von diesem Augenblick an war der Tag entschieden; die Franzosen wichen auf allen Punkten: zugleich erhielt Napoleon dringende Nachricht, die Wucht des immer wachsenden Stromes bedrohe den Stand der großen Brücke, gleich darauf, sie sei durch österreichische Brander und Flösse zerrissen worden. Damit war ein Theil seiner Reserve von dem kämpfenden Heere getrennt, und was noch schlimmer war, die allmählich ausgehende Munition konnte nicht mehr ersetzt

werden. Der Rückzug auf die Insel war unvermeidlich. Nur konnte man ihn nicht wohl vor der Dämmerung, und man durfte ihn bei Strafe der Vernichtung nicht fliehend antreten, weil die einzige Bahn der Rettung die schmale Brücke in die Lobau war. Der Kaiser selbst ging über den Strom zurück, um dort das Nöthigste vorzukehren und übertrug Massena die Fortsetzung des Kampfes bis zum Einbruch der Nacht. Nun entwickelte sich ein einzig furchtbares Schauspiel. Massena stellte seine Truppen um Eßlingen und in der Ebene gegen Aspern auf, um den Boden Schritt auf Schritt den immer heftiger andringenden Oesterreichern streitig zu machen. Diese, durch den Beginn des Sieges gespornt, verdoppelten ihren Ungestüm und ihre Todesverachtung; ein Officier rief einen Trupp für sich allein stürmender Grenadiere an, wo ihr Bataillon sei — „wir sind das Bataillon" — die Andern lagen Alle todt, das Gesicht gegen den Feind; — einem Reiter reißt eine Kanonenkugel den Arm weg, ein anderer fragt ihn: „Wie geht es, Kamerad?" „Es geht gut, die Franzosen fliehen über die Donau." Gegenüber dieser Gluth der patriotischen Begeisterung hatte sich drüben die militärische Ehre zu bewähren. Die Franzosen, außer Stande, das feindliche Feuer zu erwidern, wurden gliederweise durch die österreichischen Kartätschensalven niedergestreckt, konnten nicht vorwärts, durften nicht zurück. Sie hielten aus, schlossen ihre Glieder über die Leichen zusammen, wo eine Lücke entstand, und wehrten wenigstens das äußere Verderben ab, bis endlich das ersehnte Dunkel hinuntersank, und Massena den Befehl zum Abmarsch gab. Ihr Verlust war grauenvoll, 12,000 Todte, 29,000 Verwundete; auf der Insel drängten sich die Reste zusammen, ungeordnet, hungernd und dürstend; Napoleon, selbst zum

Tode erschöpft, lag 20 Stunden in dumpfem Schlaf zu Ebersdorf, nicht zu wecken, obwohl die Soldaten um ihn her das Schloß plünderten; die Marschälle beriethen in leisem Flüstern, wie man den Rhein erreiche, wenn er nicht mehr erwache.

Aber um so leuchtender war drüben im deutschen Lager der Siegesjubel. Auch dort hatte man mit der ungeheuren Masse von 24,000 Mann den Tag bezahlt: aber man hatte den Sieg, man hatte glorreich den Nie-überwundenen Stirne an Stirne bekämpft und zur Umkehr genöthigt. Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner streitfertig aufgenommen und im offenen Kriegsfelde überwältigt. Der Erzherzog, eben noch durch das Unheil von Regensburg umwölkt, stand wieder in herrlichem Siegesglanz; dem wackern und rechtschaffenen Manne, welchem das Schicksal den Kampf gegen einen ihm weit überlegenen Gegner zugewiesen, war ein Augenblick zu Theil geworden, wohl werth, um für alle Mühsal und Enttäuschung eines schwergeprüften Lebensganges zu entschädigen. Der Donner von Aspern ging mit gleichem Wiederhall wie jener von Regensburg durch Europa. Auf's Neue erhob sich Tirol und Vorarlberg; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig brach mit seiner schwarzen Legion aus Böhmen nach Sachsen, ein kleines österreichisches Corps drang über das Fichtelgebirg nach Franken ein. Es gährte in Württemberg, es gab neue Unruhen in Hessen — welch ein Augenblick, wenn sich jetzt ein preußisches Heer für die gemeinsame Sache erhob und ringsumher ganz Deutschland in Flammen setzte, während der Erzherzog mit gleichem Nachdruck wie bei Aspern den mächtigen Kampf auf dem March-

felde fortführte und den gallischen Imperator mit eisernem Griffe festhielt, bis dann hinter ihm die Wogen eines empörten Völkermeeres zusammenschlugen.

Es geschah nicht. Anfang Juli hatte der französische Kaiser eine Uebermacht von 180 gegen 130,000 Mann zur Stelle, und entschied den Ausgang des Krieges durch die Riesenschlacht von Wagram am 5. und 6. Juli. Oesterreich ging mit neuer Einbusse an Landgebiet, aber mit einem unendlichen Zuwachs an Ehren aus dem Heldenkampfe gegen halb Europa hervor.

---

107. Die Semmering-Eisenbahn.

In dem hohen, steilen Gebirgszuge, welcher als Scheidewand zwischen Niederösterreich und Steiermark sich erhebt, und von dem der Wienerwald als nordöstlicher Ausläufer mit dem Kahlenberge bis zur Donau zieht, liegt der Semmering. Die Bergmasse, 4416′ hoch, erstreckt sich zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag; über ihren Rücken zieht der Hauptverbindungsweg, der die österreichischen Erblande mit den jenseits der Alpen liegenden Provinzen des Kaiserreiches verknüpft. Schon im 14. Jahrhundert errichtete ein steierischer Herzog mitten in der Wildniß des Hochgebirgs ein Hospiz, aus dem das jetzige Dorf Spital auf der steierischen Seite des Passes entstanden ist. Eine ordentliche Fahrstraße ließ jedoch erst Kaiser Karl VI. 1728 ausführen. Diese sogenannte alte Semmeringsstraße ward wegen ihrer großen Steigungen 1840 durch eine neue Kunststraße ersetzt. Jetzt liegen Eisenschienen auf der ganzen Strecke von Wien bis Triest, eine Bahn von nahe an 80 Meilen Ausdehnung.

Machen schon die Hindernisse und Schwierigkeiten, die der Anlage der steinernen Straßen über die Rücken und Joche der Alpen sich entgegenstellen, diese Kunststraßen zu den großartigsten Werken der neuern Baukunst, so muß der Bau einer Eisenbahn über die Thäler, Schluchten, Klippen und Hänge eines mehr als 4000′ hohen Berges geradezu zu den Wunderbauten der Welt gezählt werden. Dabei galt es, das kühne Werk vor Wildwasser, Ueberschwemmungen, Bergstürzen zu schützen, die Steigerung zu mindern und doch den Paß zu erreichen, Tunnels zu sprengen und thurmhohe Viadukte zu bauen, deren Bogen wieder auf Bogen ruhen. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß diese Eisenstraße mehr werth ist, als alle sieben Wunder des Alterthums, die Pyramiden und Obelisken zusammen genommen, daß keine der vielgerühmten römischen Straßen sich mit der Semmeringbahn messen kann.

Von Wien aus geht die Bahn am Ostfuße des Wienerwaldes über Mödling, Baden und Neustadt nach Gloggnitz, wo die Station 1296′ hoch über der Meeresfläche liegt. Von da ersteigt und übersteigt man den Semmering in den mannichfaltigsten Windungen und Krümmungen, bald am Rande gewaltiger Felsmauern und jäher Abgründe, bald in gesenkten Thälern oder durch Felsgalerieen, die auf die mühseligste Weise ausgehöhlt werden mußten. — Der geniale Baumeister der Bahn, Ritter von Ghega, hat über ihre Ausführung jahrelange Studien gemacht. Er ist selbst in Amerika gewesen, um Maschinen zu studiren, weil ihm daran lag, die zweckmäßigsten Maschinen kennen zu lernen. Die für den neuen Dienst besonders erbaute und durch einen Preis ausgezeichnete Lokomotive aus der Maschinenfabrik des Ritters v. Maffei

zu München machte am 12. April 1854 die erste Probefahrt.

Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalerische Schwarzathal mit seinen Felswänden, Schlünden, Wäldern, Dörfern und erblickt die Bergrücken der Raxalpen, des Schneeberges und des Saurüssels. Der Zug saust durch lange Tunnel, um auf der andern Bergseite in Krümmungen, über bogenreiche Viadukte, Pfeileranbau und an steilen Wänden hin durch die Bergwildniß dahin zu rasseln. Bald ist man in hellem Sonnenschein, bald in Finsterniß, bald zwischen nackter Felsenwildniß, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale, bald unter dem Walde.

Bei Gloggnitz, wo die Alpenstraße beginnt, steigen grüne, rundgeformte Berge auf, die weit hinausschauen in's grüne Land, und es dehnt sich eine graue Felswand langhin aus, hier und da mit rothen Flecken oder grünem Buschwerk verziert, welches aus Wasserrinnen herauswächst oder sich auf kleine Felsenvorsprünge gerettet hat. Starr sieht über diese Steinwand die kahle Spitze des Schneebergs mit ihren Furchen, Rinnen und Klippen. In Schlangenwindungen zieht sich die Bahn durch's Schwarzathal, indem sie beim Beierbach-Viadukte sich rückwärts nach dem Eichkogel wendet, um dann in ziemlich gerader Richtung an Klamm und Schottwien und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie wieder rückwärts geht und im Bogen durch die Adlitzgräben hin die Paßhöhe erreicht. Hoch oben auf senkrechtem Felsenvorsprung schaut die Ruine Klamm herab, so hoch und steil, daß man das graue Gemäuer kaum erkennen kann, und doch fliegt der Eisenbahnzug sehr bald noch viel höher die Felsenwände hinan. Freilich nicht senkrecht, sondern

in ungeheurem Bogen umkreist die Bahn die Bergrücken, Vorsprünge und Höhen, und bricht sich durch mehrere Tunnel einen Weg; dann fliegt sie in sanften Windungen am Eichkogel hin, indem sie den launenhaften Biegungen und Falten dieses Steinklumpen folgt, wobei vor den Augen des Reisenden ein reiches Panorama lieblicher Wald- und Thallandschaften sich entrollt. Endlich gelangt die Bahn zu den steilsten Thalschluchten der beiden Adlitzgräben, deren Wände sich schroff, ausgezackt und zertrümmert fast senkrecht über dem grünen Thalstreifen unten erheben, sich Meilen lang im Zickzack von Schottwien aus wie ungeheure Riffe in's Gebirge hinein dehnen, indem ihre Wände voll malerischer Wildheit den Gebirgsstock des Semmering von den Thälern der Schwarza und Prein trennen. Eine Zeit lang folgt die Bahnlinie in weit ausschweifendem Bogen dieser Felsenwindung, dann zeigt sie zwei gewaltige Viadukte, deren stolze Bogenwölbung den 16 Klafter hohen Schienenweg trägt, bis sie endlich durch eine Felsenwand in einen über 100 Klafter langen Tunnel bringt, um aus dem untern Adlitzgraben in den obern zu kommen.

Kaum hat die Bahn diese Schwierigkeiten überwunden, so treten ihr andere Hemmnisse entgegen. Nackte, zerbröckelnde Felsenwände von steiler Böschung bieten sich als die einzige Möglichkeit des Weiterkommens dar. An diesen Felswänden soll sie entlang klimmen, diese Schluchten und breiten Senkungen überbrücken, dort eine Felsenwand durchbohren. Da das Gestein jener Wände viel Risse und Sprünge hatte, so war zu befürchten, daß es mit der Zeit durch die Erschütterung der Bahnzüge immer mehr gelockert und endlich ganz auseinander gerüttelt werden möchte; daher mußte man hier bei der Weinzettelwand den

Weg tief hinein in die Felsenwand sprengen, und diese Wand durch Pfeiler und Mauern stützen, um sie vor dem Auseinanderfallen zu sichern, so daß drei Tunnel durch Galerien zu einem langen Haupttunnel vereinigt werden. So fliegt die Lokomotive dahin an der steilen Wand zur kalten Rinne, über deren Klüfte sie mit Hilfe gewaltiger Viadukte von zwei übereinander gebauten Bogenstellungen gelangt. Die untern Pfeiler und Bogen jener Viadukte sind stämmig, die obern zierlich gebaut; jene sind mit Eck- und Mittelpfeilern aus Quadern, diese mit Stützen aus Ziegelgewölben ausgerüstet. Nun stürmt die Bahn an der steilen Weinzettelwand dahin, deren Wände durch Mauerwerk vor dem Zerbröckeln und Abrutschen gesichert sind. Endlich schießt der Schienenweg unter dem Passe in einen 763 Klafter langen ausgemauerten Tunnel, bis die Bahn bei Mürzzuschlag sich an die steierische anschließt, nachdem sie 15 Tunnels von 2254 Klaftern Länge und 16 Viadukte von bedeutender Ausdehnung durcheilt hat.

Die Weiterführung der Bahn nach Triest bot nicht mindere, ja stellenweise noch größere Schwierigkeiten.

Von Mürzzuschlag folgt die Eisenstraße dem Lauf des Mürz- und Murthals längs Bruck und Gratz bis Spielfeld, wo die Windischen Büheln, ebenfalls mit einer unterirdischen Galerie, überstiegen werden, nach Marburg im Drauthal. Von da windet sich die Bahn nach dem kleinen Dranntthal bei Pöltschach, einem Seitenthal der Drau, und nach dem Sannthal bei Cilli, einem Nebenthal der Sau, in das der Schienenweg bei Steinbrücken tritt, um in demselben bis Laibach aufwärts zu ziehen. Bis hieher war die Bahn von Wien aus schon seit längerer Zeit in Betrieb gesetzt, von Laibach aber bis Triest wurde die letzte Strecke erst im Sommer 1857 eröffnet, nachdem die schwierigsten

Arbeiten, die jemals bei irgend einem Straßenbau zu überwinden gewesen, glücklich zu Ende geführt wurden. Bei Adelsberg wird der Karst überstiegen. Da liegen die Schienen bei St. Peter 1781′, bei Sessana 1121′, bei Orleig noch 1016′ hoch. Dieser Ort ist noch keine volle Meile von Triest entfernt; allein um diesen Endpunkt zu erreichen, macht die Bahn einen Umweg von 4½ Meilen Länge; so schwierig war es, einen Hinabstieg zum Meere ausfindig zu machen, auf dem es möglich geworden ist, Dampfwagen in Bewegung zu setzen.

Von Orleig zieht die Bahnlinie in nordwestlicher Richtung an's Meer, in dessen Nähe sie bei Nabresien gelangt, welcher Ort 516′ und die folgende Station St. Croce noch 319′ über seinem Spiegel liegt. Dann senkt sich die Bahn, immer im Angesicht der Meeresfläche, nach dem Bahnhofe bei Triest, zu dessen Erbauung den Fluthen erst eine Stelle abgerungen werden mußte.

---

108. Der Zirknitzer See.

An einem heissen Augustmittage langte ich auf der Höhe bei dem stattlichen Marktflecken Zirknitz an. Nach Allem, was man mir erzählt hatte, erwartete ich eine öde, wilde Landschaft zu sehen; dem fand ich aber nicht so. Zwar ist der Thalkessel rings von Bergen umschlossen, die keinen Ausgang darbieten, und die steile, baumlose, mit gelbgrünen Wiesen überdeckte Slivinza im Westen gibt durch ihre seltsame Gestalt der Gegend etwas Wildfremdes; aber der Javornik nebenan ist ein herrlicher, waldreicher Berg, und auch im Süden und Norden erheben sich anmuthige, dicht bewaldete

Berge, von deren einem die Wallfahrtskirche zum hl. Kreuz gar freundlich in's Thal herniederblinkt. Den berühmten See aber suchten meine Augen vergebens; ein Slovene, der auf einem Ochsengespann Bretter nach Triest führte, bedeutete mir, das Wasser sei abgeflossen.

In Unterseedorf nahm ich einen Führer. Wir schritten vor das ärmliche Dorf hinaus auf eine graugrüne, hie und da mit Gebüsch überwachsene Wiese — den Seeboden. Jetzt wird da geheut und gejagt, wo vor Kurzem noch Fische schwammen. Die Wanderung ging bald über lehmige Strecken, dann wieder über dürftig bebautes Land, an Buschwerk, Binsen und Rohr vorüber. Der aus Kalksteinschichten bestehende Boden ist tief zerrissen und zerklüftet; aus demselben drang unausstehlicher Geruch, wie von faulenden Fischen. Hin und wieder traf ich auf umfangreiche, trichterförmige Einsenkungen, die wohl 30—40′ in die Tiefe sich erstrecken. Ich stieg in eine derselben hinab: der Boden besteht aus übereinander liegenden Felsen mit weiten Spalten, die als Kanäle in die unterirdischen Höhlen ziehen. Durch diese Trichter sinkt zur Zeit der Dürre das Wasser des Sees mit dumpfem Rauschen hinab in den Kalkboden. Es gibt solcher Trichter eine grosse Anzahl, und manche haben bezeichnende Namen, wie das Sieb, die kleine und grosse Trommlerin, das Fass, der Wasserträger.

Mein wackerer Führer geleitete mich nun zu der grossen und dann zur kleinen Karlouza. Es sind dies tiefe Felshöhlen des Javornik am Seeufer, durch welche sich ebenfalls das Wasser zurückge-

zogen hat. Wenn der See mit Wasser gefüllt ist, kann man mit einem Kahne in der grossen Karlouza gegen 250 Klafter tief eindringen. Jetzt war der Boden trocken, wenn auch weich und schlüpfrig, und die Höhle diente Nachts dem weidenden Vieh zum Aufenthalte. Das Wasser, das durch die Karluza abzieht, ist das nämliche, welches nach etwa 1200 Klaftern unter dem Namen Rackbach bei der Selzacher Sägmühle wieder zu Tag bricht. Ist der See mit Wasser angefüllt, so sind es gerade diese zwei Höhlen, die ihn auf seinem gewöhnlichen Wasserstande eine Zeit lang erhalten, indem sie das überschüssige Wasser verschlingen. Reichen ihre Schlünde dazu nicht mehr aus, so erfolgen ausgedehnte Ueberschwemmungen weit in das ebene Land hinein. — Aber der See hat ausser den unterirdischen Abzugskanälen auch unterirdische Zuflüsse; am Javornik allein sind zwölf Höhlen, die ihr Wasser in das Seebecken schütten.

Das Steigen und Fallen des Sees hält sich aber nicht an bestimmte Zeiten oder Perioden; der Wasserstand bleibt sich oft mehrere Jahre ziemlich gleich, ändert sich aber auch mehrmals hintereinander bedeutend. Im Jahre 1834 fiel das Wasser schon im Jänner ungewöhnlich; im Sommer lagen selbst die tiefsten Stellen trocken, und erst im Februar 1835 lief der See wieder an. Diese Zeit benützten die Anwohner, die Abzugslöcher zu reinigen und zu erweitern; seitdem hat das Wasser freiern Abzug, der See schwillt weniger an, und eine ansehnliche Bodenstrecke wurde der Kultur gewonnen.

Beim Beginnen des Wasserabflusses liegt es den

Bauern von Oberseedorf ob, allen um den See wohnenden Fischern Nachricht zu geben, worauf die Fischerei in den Gruben nach einer gewissen Ordnung den Anfang nimmt. In der Regel fliesst aber nie der ganze See ab, sondern es bleiben einige Wasserstellen, in denen man die Setzlinge der Hechte, Schleien und Weissfische aufbewahrt. Die trockenen Stellen werden dann als Wiesen und Weiden benutzt, oder hier und da mit Hirse und Buchweizen besäet. Nächst dem Fischfange ist auch die Jagd auf dem Zirknitzersee sehr ergiebig, weil der See, besonders wenn er einen hohen Wasserstand hat, bei seiner vereinzelten Lage in einer wasserarmen Gegend, von Wasservögeln ausserordentlich stark besucht wird. Die Enten sind darunter die zahlreichsten und ein Hauptgegenstand der Jagd. Sie werden entweder aus Verstecken im Rohr, in denen kleine, bedeckte Sitze angebracht sind, geschossen, oder gegen das Ende des Monats Juni, wenn sie gerade in der Mause sind, von den Bauern, die mit einer ganzen Flotte leichter Entenkähne, Razieki genannt, gegen das Rohr zufahren, mit Knitteln erschlagen.

Wenn nasses, ungestümes und stürmisches Wetter eintritt, so werfen die Trichter auf dem Seeboden und die zahlreichen Höhlen um den See eine ungeheuere Menge Wasser von sich, zum Theil mit grossem Getöse, mächtig fliessenden Springbrunnen ähnlich. Während der See zu seiner Entleerung meistens 25 Tage braucht, erfolgt die Füllung auf seinen gewöhnlichen Wasserstand wohl in Zeit von 24 Stunden, und so reissend schnell erfolgt oft das Wachsen, dass die auf dem See befindlichen

Schiffer nur mit knapper Noth und durch die schleunigste Flucht der Gewalt des andringenden Wassers entrinnen konnten.

Bei mittlerem Wasserstande hat der See eine Länge von einer Meile und gegen 3/4 Meilen an Breite, die Tiefe ist im Allgemeinen unbedeutend. Vorgebirge und Landzungen dringen weit in den See, und aus dem niedrigen Wasser erheben sich vier Inseln, von denen eine das Dorf Ottok trägt.

---

109. Triest.

Mit dem Hauptzuge der südlichen Kalkalpen parallel läuft das um etwa 1000′ niedrigere Terassengebirge, der Karst. Mit diesem Namen bezeichnete man früher zunächst das Gebirge, welches vom Isonzothale bis Fiume, von Oberlaibach bis Triest sich erstreckt; aber neuere Untersuchungen haben dargethan, daß ganz Istrien und Dalmatien dieser eigenthümlichen Gesteinbildung angehören.

Der nördliche Theil des Karstes, von Oberlaibach bis Adelsberg, so auch der östliche, die Zirknitzergegend, ist bewaldet; der südliche ist eine Steinwüste, so weit das Auge reicht. Kein Baum ist da zu sehen. Die Oberfläche ist mit losgebrochenen, halbverwitterten Felstrümmern übersäet, die wie erstarrte graue Meereswogen sich darstellen; nur in den Ritzen haftet etwas Dammerde und mit ihr einiger Pflanzenwuchs.

So öd und grauenhaft das Karstgebirge ist, so zauberhaft und wundersam ist es dort tief unter dem Boden. Da wölben sich unterirdische Dome stundenlang unter der Erde mit seltsamen Tropfsteingebilden, deren phantastische

Gestalten wie Träume einer Märchenwelt das Herz mit geheimnißvollen Schauern erfüllen. Die großartigste dieser Höhlenbildungen ist die Adelsbergergrotte; nicht minder berühmt ist die Magdalenengrotte, weil man in ihr den Olm häufig findet, jenen 10—13 Zoll langen Molch, der nur für unterirdische Gewässer geschaffen und daher fast augenlos ist. Ueberhaupt hat in jener wunderreichen Unterwelt, die in der Adelsberger Höhle ihren Höhenpunkt erreicht, sich eine eigene Thierbevölkerung gebildet, namentlich einige kleine Schnecken und einige Käfer, welche nie an das Tageslicht kommen und daher augenlos sind.

Am wildesten und ödesten ist die Gegend zwischen Sessana und Optschina (spr. Optskina), wo die kleinen, grauen Steine wie gesäet neben einander liegen. Da, wie mit einem Zauberschlage, verwandelt sich die Steinwüste in ein himmlisches Paradies, und ein landschaftliches Bild entfaltet sich, schöner, als irgend eines in Italien. Bei Optschina fällt das öde Karstgebirge plötzlich zum Meere ab. Unabsehbar erblickt man das 1247′ tiefer liegende adriatische Meer, rechts die weite Ebene fast von Venedig ab mit Aquileja und Grado, links eine Reihe Vorgebirge bis Capo d'Istria. Unten taucht Triest, weiß glänzend, aus dem Schooß der dunkelblauen Fluth und streckt den langen Molo (Hafendamm) mit dem Leuchtthurm und den zahllosen Schiffen weit in's Meer.

Triest bestand unter dem Namen Tergeste oder Tergestum schon zur Zeit der Römerherrschaft; denn Sempronius legte hier eine Militärkolonie an und baute eine Wasserleitung, sowie ein Amphitheater, dessen Ueberreste unter der Renngasse der Altstadt gefunden worden. Als das Römerreich zerfiel und deutsche Völkerschaften vom adriatischen Meere her nach Italien vordrangen, wechselte

Triest sehr oft den Oberherrn, da es nach und nach den Byzantinern, den Gothen, den Longobarden und den Franken gehörte. Auch später war Triest der Zankapfel zwischen Slaven, Arabern, Bayern und Venetianern, behauptete aber seine Unabhängigkeit, bis es sich 1382 freiwillig unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich, Leopold des Frommen, stellte, welcher, wie auch seine Nachkommen, die Rechte und Freiheiten der Stadt achtete, ja die Stadt noch besonders begünstigte. Karl IV. erhob den Hafen 1719 zum Freihafen. Damals zählte die Stadt 5600 Einwohner; jetzt hat sie mehr als 80,000. Was Hamburg für das nördliche Deutschland ist, ist Triest für das südliche.

Der schönste Standpunkt, die Stadt zu überschauen, ist bei dem Wirthshause Monte auf dem höchsten Rande des Karstgebirges, von wo die große Fahrstraße in langen Windungen nach der kleinen Ebene führt, welche die jähen Abfälle des kreideweißen Karstgebirges für die Stadt übrig ließen. Diese Ebene reichte aber bald für die wachsende Stadt nicht mehr aus, und so sind nicht nur zwei Stadttheile theilweise in's Meer hineingebaut, sondern die östliche Vorstadt steigt von Schlucht zu Schlucht die Terasse empor, und hoch über ihr stehen die Landhäuser der Kaufherren, welche auf Schiffen fruchtbare Erde herbeiholten, um sie auf den dürren Kalkfelsen aufzutragen, so daß herrliche Gärten mit immergrünenden Pflanzen und Südfrüchten die Stadt umkränzen. Da sieht man vor sich über der Stadt das Kastell auf dem 273 Fuß hohen Felsen, der einen Theil der Stadt an seinen Abhängen trägt und westwärts bis in's Meer reicht. Die Straßen der Stadt selbst strahlen von Licht, da die hellen Häuser und

die weißgrauen Quadersteine des Pflasters es lebhaft zurückwerfen.

An stillen Sommermorgen erscheint das Meer glatt und hell, daß die entfernten Schiffe wie in Aether zu schwimmen scheinen; in der Nähe sieht es grün aus und so rein, daß man bei großer Tiefe noch den Grund mit seinen Muscheln, Krebsen und Fischen sehen kann. Die Flaggen aller Nationen wehen in dem geräumigen Hafen, den jährlich 2000 Schiffe aller Nationen besuchen. Welch ein Getümmel am großen Kanal! Fässer, Kisten, Ballen sind wie Schanzen aufgeschichtet; Kärrner, Lastträger, Commis, Kaufherren, Rheder, Matrosen, Neugierige drängen sich durcheinander; Ankerketten rasseln, Winden knarren, Wagen klappern, dazwischen das langgezogene Ho! der Matrosen, dazu die bunte Mannichfaltigkeit der Trachten, die Verschiedenheit der Gesichter und Sprachen; dies Alles gibt ein Rundgemälde aller Zonen im Kleinen. Hier erscheint der Dalmatier mit kurzen, blauen, faltenreichen Hosen, türkischer Jacke und Dolch, dort der istrische Matrose mit dunkelbraunem Kaputrock, rother und blauer Mütze, drüben der Grieche mit blauer und rother Jacke und rother Mütze, daneben der Armenier im langen, schwarzen Kaftan, während der ungeschliffene Amerikaner Tabak kauend den Türken betrachtet, und der Albanese trotzig in das Getümmel hineinschaut. Nicht minder lebhaft ist es auf der Börse, obschon hier nur die Orientalen in ihrer Nationaltracht erscheinen; denn an heitern Tagen wird unter freiem Himmel vor dem Gebäude in allen Landessprachen gesprochen, verhandelt, bestellt und notirt. Auf den Märkten dagegen halten die istrischen Bauern ihre Waaren feil, ihre Bohnen, Mais und Roggen; die Tschitchen fahren auf plumpen Karren, vor dessen Deichsel ein Ochse mit einem Joche

auf dem Nacken gespannt ist, Waaren hin und her; denn von allen Seiten wird Getreide, Schlachtvieh, Wein, Mehl, Heu und Holz für den Verbrauch herbeigeschafft.

Weiter schweift der Blick am hellen Sommerabend über das Meer und seine malerischen Felsengestade von Duino bis zu Capo d'Istria, und erkennt drüben gegenüber Grado und Aquileja. Tief zu Füßen liegt Triest mit seinen blendend weißen Häusern, von welchen der glühende Abendschein zurückstrahlt wie ein Juwel. Umher auf den Abhängern schimmern unzählige Landhäuser. Die zahlreichen Schiffe erscheinen vor dieser Höhe wie Boote, die ferneren wie Punkte auf der Fluth. Wenn die Sonne sich hinabsenkt, so vergoldet sie weit und breit das Meer; darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel Italiens, und ein lauer balsamischer Hauch der Luft weht kühlend zum Lande herauf. Neue Beleuchtung und wechselnde Färbung bringt die Dämmerung, bringen die Lampen des Leuchtthurms und die Schiffslaternen.

110. Wildbad Gastein.

Von den hohen Tauern herab laufen etwa 14 Wildwasser in tief eingeschnittenen Thälern, die so hoch und rauh sind, dass nur einige bewohnt werden, während man auf den Hängen der andern nur einzelne Sennhütten findet. In dem einen von ihnen, dem 7 Stunden langen Rauristhal, unter dessen Schneehalden üppige Wiesen mit reizender Blumenflor und zahlreichen Sennhütten liegen, bildet das gelbe Gletscherwasser des Giessbaches einen prachtvollen Wasserfall, indem der Bach aus enger Felsschlucht

300 Fuss herabrauscht. Da man diesen Fall nur durch ein in den Felsen eingesprengtes Loch betrachten kann, so nennt man ihn den Fall am Kitzloch.

Das Gasteinerthal selbst ist im obern Theil das höchste Alpenthal und verdankt seine Entstehung den schmutzig gelben Schneebächen der Tauern, die sich zu einer Ache sammeln in einem sanft geneigten Kahr des 5000′ hohen Nassfeldes am 8000′ hohen Radhausberge, wo zwischen dem Steingeröll nur saures Gras wächst, die Umgegend dagegen einen grossartigen Alpencharakter trägt. Auf den Halden dieses Thales gedeihen indess prachtvolle Matten, um deren 18 steinerne, graue Hütten das frohe Geläut von 700 Rindern und 4000 Ziegen und Schafen tönt. Bald wendet sich das Thal gegen Nordost um den Radhausberg, wo sich prachtvolle Wasserfälle bilden. In enger Schlucht stürzt der tobende Bach erst den Bärenfall hinab, der von dem Brummen, welches man hinter der Felsecke seines Falles vernimmt, seinen Namen hat, und bald darauf fällt er als Kesselfall über eine glatte Wand in ein tiefes Granitbecken. Zwischen beiden kommt von einer schwarzen Felswand links gegen 300′ hoch ein weisser Bach herabgewallt, der bei Sonnenschein in bunten Farben schimmert, da auf ihm drei Regenbogen erscheinen. Leise, breit und durchsichtig rieselt er an der schwarzen Felswand herab, und heisst Schleierfall, weil er wie ein luftiger Schleier um die Felswand weht. Vorüber an den Poch- und Waschwerken des goldhaltigen Radhausberges fliesst die Ache durch eine Ebene, die rings von steilen Waldbergen eingeschlossen ist, hinab nach dem viel genannten

Wildbad Gastein, dessen Lage eine der merkwürdigsten ist; denn die Thalebene fällt schnell gegen 400′ tief, dass die Ache in vier Absätzen in den Schlund niederdonnert und ihr Wasser zu Schaum schlägt. Die hölzerne Schreckensbrücke führt zwischen den beiden ersten Absätzen durch, eine andere zwischen dem dritten und vierten Absatze, von welchem die Ache 270′ in einem Bogenguss wie ein Schaumstrahl niedersaust.

Um diesen Wasserfall herum, am Abhange, in und um den Schlund zwischen dem 9000′ hohen Graukogel und dem 6000′ hohen Nachbar, liegen neben und unter einander die 23 Häuser und die Kirche des Wildbades. Der grösste ebene Raum misst nur 50 Schritt im Quadrat, und nach dem kleinern Schlossplatze muss man 24 Stufen hoch steigen. Um auch bei Regen spazieren gehen zu können, ist die Wandelbahn erbaut, ein verdeckter Gang von 70 Klaftern Länge, 32′ Breite und 16′ Höhe, an dessen beiden Seiten die 13′ hohen Fenster eine reizende Aussicht auf die Umgebung bieten. Da erblickt man den 3000′ über das Wildbad ansteigenden Gamskahrkogel, den Ankogel und Kreuzkogel mit ihren Sennhütten und Schneefeldern. Steigt man auf beschwerlichem Wege zum Scheitel des Hoch- oder Korntauern, wo man noch Spuren der alten Römer, die Heidenstrasse, findet, und von da zur Scharte empor, so erblickt man um sich die norischen Alpen mit dem mächtigen, beinahe 12000′ hohen, noch selten bestiegenen Grossglockner an der Grenze von Salzburg, Tyrol und Kärnthen, und der Blick ergeht sich weiterhin bis zu den Grenzgebirgen Italiens. Vor sich sieht man

den von Schachten und Gängen durchlöcherten Radhausberg, das von unzähligen Wässerchen überrieselte Nassfeld, Europa's höchstes Thal, das in schauerlicher Tiefe zwischen bunten Felswänden liegende Anlaufthal, den prachtvollen Tauernfall, und dazu donnert der Achefall im Dorfe so laut, dass man ihn ½ Stunde weit hört, und Fremde des Nachts nicht schlafen können.

Etwa zwei Stunden abwärts dehnt in einem wagrechten, etwas sumpfigen Wiesenthal der Flecken Hofgastein seine weissen Häuser mit den kleinen Fenstern und niedlichen Gärtchen aus, wohin die heissen Badewasser in 2225 hölzernen Röhren geleitet werden und doch noch 28—33 Grad Wärme haben. Auch dieser Ort hat nämlich wegen seiner mildern Luft 200 Badgäste. Die das Wildbad besuchenden 800 Gäste baden in den verschiedenen Privathäusern in einer der 9 heissen Quellen, die in 24 Stunden 100,000 Kubikfuss Wasser ausspeien.

Ist die Ache an dem 2 Stunden abwärts liegenden Dorfgestein vorbei, so tritt sie in den schauerlichen Engpass der Klamm. So nahe treten da die wilden steilen Felswände an die Ache, dass die Strasse oft auf Mauern und Strebepfeilern Raum sucht. In dem tiefen Felsenbette aber stürzt die Ache brausend durch den ein Stunde langen Schlund, bildet nochmal einen Fall und mündet dann in die Salzach. Von den tiefen Abgründen dieser Schluchten bis hinauf auf den kahlen Felsenscheitel, wo die Gemse haust und der Adler horstet, hat das Auge die herrlichsten und lohnendsten Aussichten. Die heilige Stille dieser himmelschauenden Alpen-

welt ist ein Tempel des Nachdenkens über Gottes unermessliche Grösse.

Das Wildbad soll schon den Römern bekannt gewesen sein und ist jedenfalls eines der ältesten in Deutschland; denn schon 1436 wurde es von fürstlichen Personen besucht und der berühmte Arzt Teophrastus wohnte 1538—41 hier. Von den bayerischen Herzogen ward es früher an die Salzburger Bischöfe verpfändet, dann 1297 verkauft. Weil das Thal so hoch über dem Meer und doch so tief liegt, dass selbst im Sommer die Sonne nur 8 Stunden hineinscheint, so ist die Luft im Wildbad rauh, und Früh und Abends kalt; auch wechseln Abendgewitter mit Nachtschnee selbt im Hochsommer. Dagegen ist der Herbst schön und zeigt bei seinem heitern Wetter das prachtvolle Alpenpanorama in seiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit.

Vor Zeiten war Gastein ein reicher Handelsort, der lebhaften Verkehr mit Italien unterhielt; der Radhausberg war das damalige Californien, und Gasteiner Goldminer in allen Ländern gesucht. Stattliche Häuser mit Thürmchen gleich Burgen standen hier, von denen sich manche noch erhalten haben. Noch heute werden die Gold- und Silbergruben bebaut, obschon sie 6000′ über dem Meere und 10 Monate unter Schnee begraben liegen. Der St. Christophsstollen beginnt in einer Höhe von 6500′, ist beinahe 8000′ lang und geht durch den ganzen Radhausberg bis zum Nassfelde. Gegenwärtig gewinnt man jährlich etwa 40 Mark Gold und 400 Mark goldhaltiges Silber; in frühern Jahr-

hunderten war die Ausbeute viel reicher, und von den Schätzen der Weitmoser, der damaligen Besitzer des Goldbergwerkes, wird gar viel Fabelhaftes erzählt. Das goldhaltige Gestein, welches aus dem Bergwerke mit unendlicher Mühe gehauen wird, wird nach Böckstein geschafft, wo es zu Pulver zerstampft und dann auf die dortigen Goldwäschereien gebracht wird. Eine 800 Klaftern lange Aufzugmaschine bringt den Bergmann in 24 Minuten auf eine Höhe empor, die er erst in 2 Stunden erklimmen würde, und in 12 Minuten wieder herab. Es ist eine schwindelige, luftige Fahrt; denn die Balken, auf denen der offene Karren, wie auf Eisenbahnschienen an einem 5000′ langen Seile emporgezogen wird, führen über steile Felsen, tiefe Abgründe und selbst einmal über einen brausenden Wasserfall hinweg. — Am Goldberg des Rauristhales gräbt man Gold und andere Metalle; zu Hüttschlag im Grossarlthale, wo der stundenlange Engpass Wachstege mit seinen Höhlen, den Heidenlöchern, noch schauerlicher als die Klamm ist, wird dagegen Kupfer und Schwefel gewonnen, der in den Alpen selten ist.

Der Salzburger weiss überhaupt die Schätze seiner Berge trefflich auszubeuten, wesshalb sich in diesen Thälern eine Betriebsamkeit regt, die man hier kaum vermuthet hätte. Da wandern Handelsleute aus dem hochummauerten Radstadt die Tauernstrasse nach Kärnthen hinüber, um Waaren zu holen, die vom adriatischen Meere heraufkommen, oder sie gehen durch den Mandlingpass nach Steiermark, wo sie Tuchwaaren holen. Andere reisen über den

Pass Strub nach Tyrol, oder über den Hirschbühel nach Berchtesgaden, während Gebirgsreisende das Schloss Dorfheim im Saalthal besuchen, um das steinerne Meer zu betrachten, oder das Sulzbachthal mit dem grossen Venediger im Hintergrunde. Dort in Flachau werden jährlich 80,000 Zentner Eisen gewonnen, so dass es das ganze Jahr im Dorfe pocht und raucht, und rasselnde Fahrwagen die Strassen beleben.

In der Neugrube am bereits genannten Goldberge, in einer Mulde, die von Gletschern umgeben ist, fahren sogar im Winter auf 6500′ hoher Aufzugmaschine die 120 Bergleute an, und in der Nähe der Pochwerke Kolm und Saigurn findet man mitten unter Gletschern alte Grubenbaue.

Ausser der Bearbeitung des Eisens im Thalgau und Blochhaus wird in Lend Silberglätte und Kupfer gewonnen, in Werfen Papier und Pulver fabrizirt, in Adnoth versteinerungsreicher Marmor, in Mooseck 100,000 Zentner Gyps gebrochen; in Hüttschlag arbeiten Kupfer- und Schwefelöfen, zu Werfen wird Holz geflösst, und zu Oberalm gibt es neben dem Eisenhammer chemische und Gasfabriken. Der Naturfreund dagegen besucht die Tropfsteinhöhle Schenkafen bei Mooseck oder die grüne Steatitfelsenwand bei Hüttschlag, oder er besucht den malerischen Zellersee in einem parkähnlichen Seitenthale der Salzach. Überall hat Gott seinen Segen auch über diese Eis-, Erz- und Salzberge ausgebreitet, und die Grossartigkeit der Natur lockt jährlich Tausende vor Reisenden in das Salzachthal; denn der Städter sehnt sich hinaus in die

Berge, wo frische Lüfte wehen, wo Waldrauschen und Vogelsang ihn begrüssen, wo stets wechselnde Landschaftsbilder seine Auge entzücken, seinen Schönheitssinn bilden und die Natur in ihrer Grösse und Erhabenheit ihm entgegentritt.

---

111. Die Gletscher.

Verweilen wir zum Schluß noch bei den Wundern der Hochalpen, den Gletschern, die, vom Morgen- oder Abendroth beschienen, das großartige Schauspiel des Alpenglühens gewähren, indem die Alpenkette in goldenen Purpurduft aufgelöst erscheint, während unten im Thale Finsterniß Dorf und Wald bedeckt.

Mitten durch Tirol ziehen von West nach Ost die rhätischen oder östlichen Centralalpen; bis über 11,000′ steigen ihre hochbeschneiten, zackigen Gipfel empor. Unabsehbar ist da die Zahl der Ferner; die Oetzthalergruppe allein zählt in einem Umfange von 20 Stunden deren mehr als 230.

Der Wanderer, der zu jenen Höhen emporklimmt, nimmt Abschied von den grünen Matten. Er betritt eine Region, wo unbezähmbare Naturkraft herrscht, wo außer ihm nur der kühne Gemsenjäger und der Naturforscher auf eisigem Pfade wandeln. Immer pflanzen- und insektenärmer, immer stiller wird es um ihn her. Nur Moose, Flechten und einzelne Gräser klammern sich an die Felsen an, kämpfend gegen Eis und Schnee und ewigen Winter. — In einer Höhe von 8200 Fuß, der sogenannten ewigen Schneegrenze, verschwindet endlich alles Pflanzenleben. So weit das Auge reicht, sind die Berge mit ewigem Schnee bedeckt. — Dieser Schnee jedoch besteht nicht aus Flocken,

wie der Schnee der Ebene, sondern aus feinen Nadeln und Sternchen, die durch den Wechsel von Tageswärme und Nachtfrost zu feinen Körnchen, Firn, umgewandelt werden und eine zusammengebackene Masse bilden, in der die einzelnen Körner dnrch ein eisiges Bindemittel zusammengehalten werden. Von diesen schneebedeckten Bergen, den sogenannten Fernern, erstrecken sich, gleichsam wie von einem riesigen Schneedache, oft ungeheuere Eismassen tief unter die ewige Schneelinie ins Thal hinab, wo es dunkle Tannenwälder und grüne Wiesen gibt, und wo die munteren Heerden weiden; da hängen sie dann in das saftige Grün der Wiesen phantastisch herein, stumm und starr, wie durch ein Zauberwort festgebannt.

Gletscher nennt man diese Eismassen; sie entstehen, indem Winde und Lawinen den leicht beweglichen Firn in ungeheuern Massen von den Fernern in die Einsattelungen der Gebirge stürzen. Die Sonne vermag in den hohen Gebirgsthälern den Schnee nicht mehr zu schmelzen; Nachtfrost und Tageswärme, Winterskälte und Sommersglut machen in ewigem Wechsel vom Gefrieren und Thauen und Thauen und Gefrieren den Firn immer grobkörniger und verwandeln ihn endlich in Eis. — Diese Eismassen füllen wie Ströme die Thäler aus, zwischen denen die Gletscher gebettet liegen, verengern und erweitern sich mit ihnen, brechen im Herabdringen die Ecken und Klippen der Ufer ab, oder zerbrechen ihre Ränder an ihnen, so daß Eistrümmer im wilden Chaos umherliegen. Langsam wälzt der Eisstrom sich über die Unebenheiten der Thalsohle, wölbt seine Maße in der Mitte und bildet abschüssige Ränder an seinen Seiten, wie auch vorn seine Mitte bogenförmig den Seiten vorauseilt. Diese Eismasse hat oft eine Tiefe, daß man den höchsten Kirchthurm dreimal in ihr ver-

graben könnte. — Wenn man stundenlang auf dem Gletscher hinwandert und zu beiden Seiten die Uferfelsen emporstarren sieht, so kann man sich des Gedankens beinahe nicht erwehren, man gehe auf einer festen Thalsohle hin, während man vielleicht mehr als tausend Fuß hoch darüber steht.

Wie ungeheure Wasserfälle, die im Niederstürzen plötzlich zu Eis erstarrten, in langen, langen Biegungen, steigen die Gletscher von den Firnmulden nieder. Ihre Oberfläche ist rauh und uneben, voll Spalten, in denen Wasserbäche abfließen und als Wasserfälle an den Rändern hinabstürzen, voll von Rissen, Schründen und trichterförmigen Vertiefungen; Eishaufen, die ganz mit Sand und Schutt bedeckt sind, lange Linien von Steinblöcken ziehen sich auf ihrer Oberfläche hin; tausend und tausend Eisnadeln starren empor und bilden durch Verwitterung und Ausschmelzung phantastische Höcker, Spitzen, Säulen, Obelisken und Figuren aller Art, oder liegen umgestürzt in wilder Verwirrung übereinander. — Unter der Eisdecke wölben sich große Grotten; diese und die Gletscherspalten schimmern in unaussprechlich schönem Farbenduft, der zwischen dem sanftesten Hellblau, dem tiefsten Dunkelblau und Azur wechselt; andere Gletscherpartieen flimmern in den weichen Tönen des Meergrüns, andere in graulich-weißlichen oder graulich-schwärzlichen Schattirungen; schlägt man sich aber ein Stück der Masse los, so liegt es farblos in der Hand.

Manche Gebirgsthäler, die jetzt mit Gletschern ausgefüllt sind, waren vor hundert oder noch mehr Jahren mit kräuter- und saftreichen Triften bedeckt, von denen die lieblich gestimmten Glöcklein der weidenden Heerden erklangen. Manches Gebirgsthal dagegen aber auch, wo

nun Blumen blühen und saftige Kräutlein sprießen, und wo jetzt muntere Lämmer springen, zeigt unverkennbare Spuren, daß es vor langen, langen Zeiten mit Gletschern bedeckt war, und daß da einst Erstarrung und Verödung hauste, wo jetzt reges Leben herrscht.

Lautlose Stille liegt über dem Gletscher; nur zuweilen wird sie unterbrochen durch das Herabfallen eines Steines, durch geräuschvolles Bersten des Eises, durch das Krachen zusammenbrechender Eisnadeln und Gletschertische, das Donnern der Lawinen, die wie Milch-Cascaden in die obern Firnmulden niederstürzen. Alles organische Leben flieht den Gletscher bis auf wenige wunderliche Ausnahmen scheu wie das Revier des Todes. Die Gemse, der Steinbock weichen ihm aus, bis die Todesangst sie über ihn hinjagt; der Vogel findet keine Beute auf ihm; selbst das Insekt meidet den blumenlosen Schutt und ewigen Frost dieser Eismeere, mit einziger Ausnahme des Gletscherflohs.

Die völlige Ruhe und Erstarrung, in welcher der Gletscher wie gefangen liegt, ist aber nur eine scheinbare: in Wirklichkeit herrscht auch hier beständige Bewegung der Theile. Wenn ich eine aufrechtstehende Stange in den Gletscher treibe, so werde ich schon nach einigen Tagen beobachten, daß sie nicht mehr mit den Punkten in gleicher Richtung steht, welche ich mir an den Thalrändern des Gletschers beim Einstecken gemerkt hatte; vielmehr hat sich die noch immer aufrecht stehende Stange dem Thale genähert. — Es ist nämlich eine längst bekannte Thatsache, daß die Gletscher in ihrer ganzen Ausdehnung mit verschiedener Geschwindigkeit sich thalabwärts bewegen, und

zwar ist, gleich den Flüssen, die Geschwindigkeit der mittleren Gletschertheile eine größere, als die am Rande. Diese Fortbewegung der Gletscher besteht hauptsächlich in einem langsamen Fließen, natürlich nicht in einem Fließen gleich dem des Wassers, sondern in einer langsamen Verschiebbarkeit der Theile des Gletschers. Dieses Fließen, oder vielmehr diese Verschiebbarkeit der Theile, muß besonders aus dem Umstande erschlossen werden, daß die Gletscher genau die Form der von ihnen ausgefüllten Thäler annehmen, und daß sie sich also, wenn sie eben durch eine Thalenge sich durchgedrängt haben, auch mit der Erweiterung des Thales allsogleich wieder ausbreiten. Auch sollen die sogenannten Eislöcher, gleich den örtlichen Wirbeln der Flüsse, meist ziemlich an derselben Stelle bleiben, während doch die sie bildenden Eistheile sich fortbewegen, wie das Wasser der Flüsse.

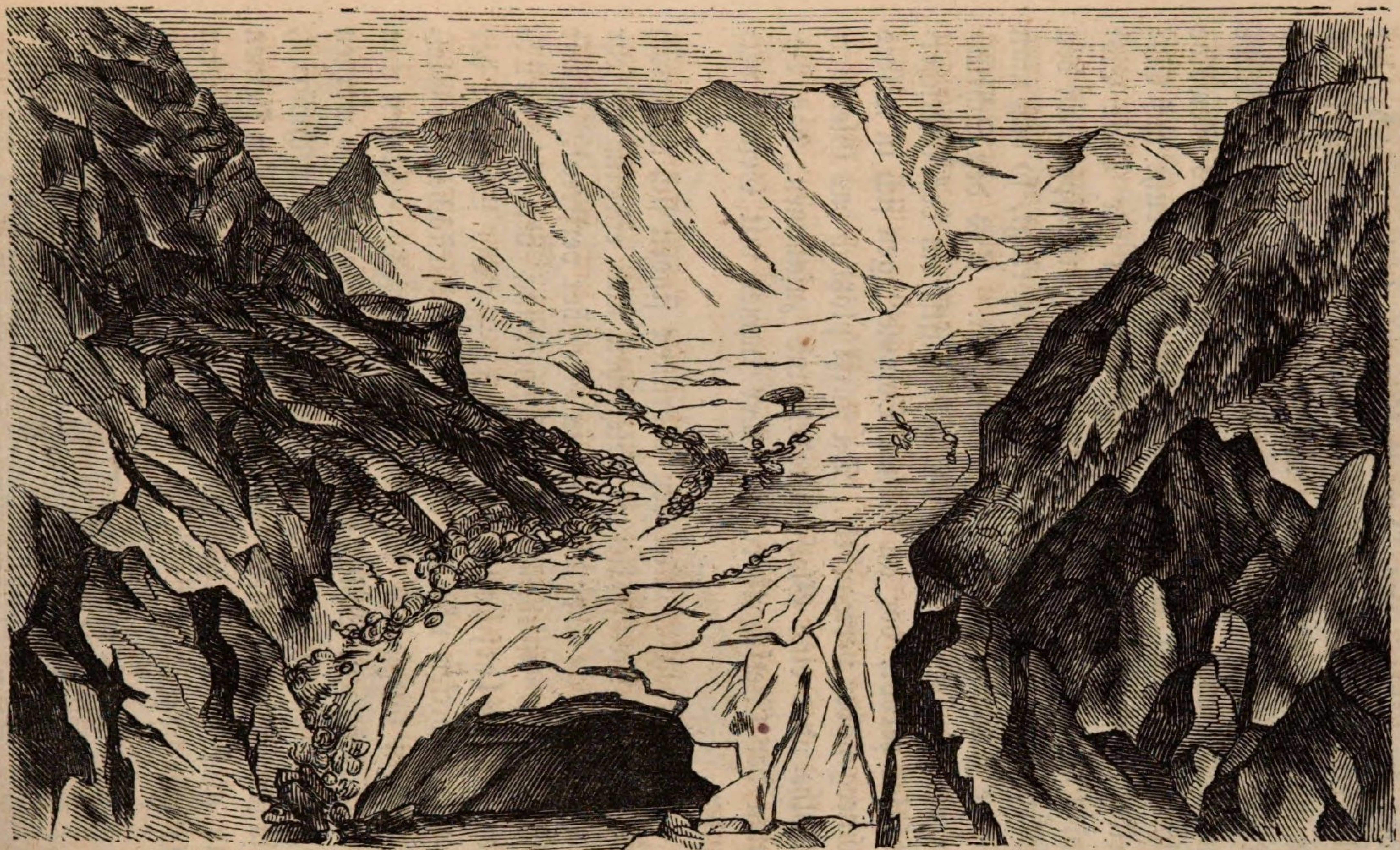
Diese Ansicht schließt natürlich nicht aus, daß das eigene Gewicht der Gletscher an stark geneigten Stellen ein Abwärtsgleiten verursache, und daß nicht minder die Ausdehnung des in die Spalten eindringenden und gefrierenden Wassers eine Mitursache der Fortbewegung der Gletscher sei. — Auf diese Weise gelangen die Gletscher so weit unter die Schneegrenze hinab, bis das jährliche Abthauen dem jährlichen Vorrücken gleichkommt. — Freilich darf man sich diese Gletscherbewegung nicht etwa so vorstellen, daß man sie sieht, wie das Fließen des Wassers; die Gletscher wandern noch viel, viel langsamer als der Stundenzeiger an einer kleinen Taschenuhr, der auch nicht an demselben Flecke stehen bleibt, obwohl du bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit sein Weiterrücken nicht bemerken kannst.

Durch die Fortbewegung der Gletscher entstehen die

Moränen, das sind jene Anhäufungen von Felsschutt und Steinblöcken, welche die Gletscher theils vor sich herschieben, theils in langen Linien auf ihrem Rücken tragen. — Von den steilen Felsenwänden, zwischen denen sich manchmal die Gletscher fortbewegen, stürzen nämlich fortwährend Schutt und Felsblöcke herab; diese bleiben größtentheils auf dem Rande des Gletschers liegen und werden von ihm in's Thal hinabgetragen. Manch riesiger Felsblock, der hoch oben im Gebirge daheim war, ist mit dieser Fahrgelegenheit zu den Menschen in den Dörfern hinabgewandert. — Weil nun durch das Abwärtsbewegen der Gletscher immer wieder neue Stellen unter die Orte gelangen, wo Schuttmassen von den Felsen herabfallen, entstehen auf diese Weise statt einzelner Schutthaufen lange Wälle, die man Seitenmoränen oder Gandecken nennt.

Wie in einen Strom viel kleine Bäche und größere Flüsse sich ergießen, so kriechen auch von manchen Bergwänden kleinere Gletscher hernieder, um sich mit dem größern zu vereinigen. Wo nun zwei Gletscher in einander münden, entsteht aus beiden sich verbindenden Seitenmoränen eine Mittelmoräne, welche aber nicht die beiden Gletscher trennt, sondern von ihnen auf das Eis gehoben und gemeinschaftlich getragen wird. Diese Mittelmoränen werden auch Gufferlinien genannt. — Sowohl die Theile der Seiten- als Mittelmoränen gelangen durch die Fortbewegung des Eises endlich an das untere Gletscherende, wo sie beim Abthauen herabstürzen und die Endmoräne, den Stirnwall, bilden, der bei manchen Gletschern eine Höhe von mehr als 100′ erreicht, und oft mit Alpenblumen, Gesträuch nnd Bäumen bewachsen ist.

Am untern Gletscherende sieht man gewöhnlich eine



Gletscher.

große Eishöhle, aus der meist ein trüber Bach, der Gletscherbach, abfließt. — Diese Gletscherbäche bilden den Ursprung der Ströme und Flüsse, die aus den Gebirgen kommen. Die Eisgrotten, aus welchen diese Bäche schäumen, nennt man Gletscherthor. Dieses Gewölbe dehnt sich tief in den Gletscher hinein und ruht auf Eispfeilern oder Gletscherfüßen, während von der Decke Eiszapfen hängen, und das Licht prachtvolle Farbenspiele an den Eiskrystallen, Bogen und Pfeilern hervorbringt, so daß man in eine Zauberwelt zu schauen vermeint. Aus den Schründen und Gewölben strömt der kalte Luftstrom des Gletschergebläses hervor, der an heißen Sommertagen sich in wildes Schneegestöber verwandelt. Da stürzt plötzlich das Gletschergewölbe oder eine Gletschernadelwand zusammen; das Betreten der Gletscherthore ist daher immer mit Gefahr verbunden.

Außer den Blöcken der Moränen finden sich auch noch eine zahllose Menge kleiner Steinchen und einzelne oft sehr große Felsblöcke über den ganzen Gletscher verstreut. Diese geben zu der eigenthümlichen Erscheinung der Eisgrübchen und Gletschertische Anlaß. — Die Strahlen der Sonne bewirken nämlich auch an der Oberfläche des Gletschers ein langsames Abschmelzen des Eises. — Liegen nun kleine Steinchen, Schutt u. dgl. auf dem Gletscher, so werden sie, als dunklere Körper, mehr von der Sonne durchwärmt, dringen in die Eisdecke ein und bilden so die vielen kleinen und großen Löcher, die man in zahlloser Menge auf dem Gletscher sieht. —



Eisgrübchen.

Ist aber die Schuttlage oder der Stein zu dick, als daß er den Tag über von den Sonnenstrahlen durchwärmt werden könnte, so bildet er im Gegentheil ein schützendes Dach für seine eisige Unterlage. Während rings umher der Gletscher abschmilzt, bleibt da eine Eissäule stehen, die fortwährend nach unten zu wächst und auf ihrem obern Theile, wie ein Pilz, den Steinblock trägt. Durch die schief einfallenden Sonnenstrahlen wird die Eissäule aber immer dünner; sie vermag endlich ihre Decke nicht mehr zu tragen und bricht zusammen. Der stets nach Süden herabfallende Stein bildet die Ursache zu einem neuen Gletschertische.



Der See vermag die Todten nicht zu behalten, er wirft sie wieder aus, ist eine Rede im Munde des Volkes. Der Alpenbewohner sagt dasselbe von seinen Gletschern. „Der Gletscher muß sich reinigen," spricht er. Und wirklich hat man die kahlen, gebleichten Gebeine von Menschen

und Thieren, die vor Jahren in den Spalten des Eises verunglückt waren, plötzlich auf der Oberfläche des Gletschers gefunden. Diese Erscheinung läßt sich aber leicht aus dem fortwährenden Abschmelzen der Gletscher erklären, wodurch alle in ihm befindlichen Gegenstände endlich an die Oberfläche gelangen müssen. —

Eigenthümlich sind auch bei den Gletschern, wie überhaupt im Gebirge, die Schallverhältnisse. Wie der in der Lawine Verschüttete jedes Wort der ihn Suchenden vernimmt, ohne sich selbst nur mit einem Laute vernehmbar machen zu können, so sehen wir oft, daß die in tiefe Gletscherspalten Gefallenen in ihrem Abgrunde Alles hören, aber kein deutlich vernehmbares Wort hinaufzurufen im Stande sind.

Nach schneereichen Wintern und naßkalten Sommern dehnen sich die Gletscher nach unten hin aus; sie gehen in die Weideplätze und Wiesen hinein und zertrümmern oft Hütten und Ställe. In schneewarmen Wintern und heißen Jahrgängen dunsten und schmelzen sie unten stark ab, und der Gletscherkörper scheint sich zurückzuziehen, und zwar so, daß der Spielraum des unteren Randes zu über 4000′ angenommen werden darf. Die unterste Frontmoräne, auch Firnstoß genannt, ist immer das Wahrzeichen der größten Ausdehnung, die der Gletscher je erreicht hat und liegt oft über eine halbe Stunde unter dem gegenwärtigen Gletscherende.

Auf dem Gletscher befindet man sich unter klimatischen Verhältnissen, welche denen der Polarländer gleichen. So öde und furchtbar aber die Eis- und Schneefelder der Alpen aussehen, so sind sie doch nicht ohne Spuren von Leben; denn im Juli und August sind oft weite Schneestrecken von rosenrothen Flecken bedeckt, die sich erweitern,

in Karminroth übergehen und im September zu schwarzem Moder zerfallen. Dieser sogenannte rothe Schnee besteht aus kleinen Thierchen und Pflänzchen, die nur durch ein Vergrößerungsglas im Einzelnen zu erkennen sind. Außerdem dringen kleine Räderthierchen viele Zoll tief mit dem Wasser der Haarspalten in das Eis, und unter den Steinen auf dem Eise leben kleine Gletscherflöhe in zahlloser Menge. Behend bewegt das langgestreckte, schwarze Thierchen den sechstheiligen Leib mit dem dicken Kopfe, sobald man den Stein aufhebt; es hält Kälte und Unwetter aus und lebt von den geringen organischen Stoffen, die sich an den Steinen finden, oder an ihnen haften bleiben.

---

112. Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlige Steg, er führt zwischen Leben und Sterben; es sperren die Riesen den einsamen Weg und drohen dir ewig Verderben; und willst du die schlafende Löwin*) nicht wecken, so wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand der furchtbaren Tiefe gebogen; sie ward nicht erbaut von Menschenhand: es hätte sich's Keiner verwogen; der Strom braust unter ihr spät und früh, speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor: du glaubst dich im Reiche der Schatten; da thut sich ein lachend Gelände hervor, wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

*) Lawine.

Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal!

Vier Ströme brausen hinab in das Feld; ihr Quell, der ist ewig verborgen. Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt, nach Abend, Nord, Mittag und Morgen; und wie die Mutter sie rauschend geboren, fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft, hoch über der Menschen Geschlechter; drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft, die Wolken, die himmlischen Töchter. Sie halten dort oben den einsamen Reih'n, da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar auf unvergänglichem Throne; die Stirn umkränzt sie sich wunderbar mit diamantener Krone. Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht, sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Bilder aus der alten und mittlern Geschichte Bayerns und Deutschlands,

zur Ergänzung der geschichtlichen Lesestücke.

---

113. Aus der ältesten Geschichte Bayerns.

Das Land südlich von der Donau bis an die Nordgrenze Italiens und ostwärts hinab nach Ungarn wurde vor zweitausend Jahren von den Bojern, einem Stamme der Kelten, welche den größten Theil des westlichen Europa's bevölkert hatten, bewohnt. Mit den Römern in fortwäh-

rendem Kriege lebend, wurden sie in dem Jahrhunderte, das der Geburt unsers Herrn Jesu Christi vorausging, von diesen nach hartnäckigen und blutigen Kämpfen besiegt, ihre Ländereien erobert und zu römischen Provinzen erhoben.

Römische Colonisten gründeten in dem eroberten Lande allenthalben bleibende Ansiedelungen und verpflanzten römische Sprache, römische Gesetze und Sitten und alle damals in Rom besonders verehrten Gottheiten in diese Colonieen. Vor allen Städten prächtig war Augusta vindelicorum (Augsburg), Juvavia (Salzburg) und Lauréacum (bei Enns in Oberösterreich). Andere Römerstädte waren: Reginum (Regensburg), Campodunum (Kempten), Batava castra (Passau), und noch andere, von denen viele nun theils gänzlich verschwunden, oder doch nur mehr ganz unbedeutende Dörfer sind. In den aufblühenden Städten wurde lebhafter Handel getrieben; Gewerbe und Künste blühten, und wie der römische Große seine Wohnung auch in diesen Gegenden mit römischer Pracht und Bequemlichkeit auszuschmücken verstand, sehen wir an dem kürzlich aufgedeckten Mosaikboden zu Westerhofen, bei Ingolstadt, welcher in Mitte mannichfacher Verzierungen einen Thierkampf, eine Hirschjagd und um den Wasserbehälter zierliche Meergötter in reichster Farbenpracht zeigt. — Breite, mit Meilensteinen versehene Kunststraßen verbanden die einzelnen Orte untereinander und mit dem Herzen des Reiches, mit Rom. So führte die große Heerstraße von Augsburg in fünf Stationen über Schöngeising (Ad Ambre), Helfendorf (Isinisca), Pfunzen (Pons Oeni), Seebruck (Bedaium), nach Salzburg. Eine zweite lief von Augsburg über Landsberg (ad Novas) und Partenkirchen (Parthanum) nach Italien. Eine andere Heerstraße führte von Passau über Regensburg nach Augsburg, und noch

andere durchschnitten das Land nach verschiedenen Richtungen. Längs der Straßen erbauten die Römer Kastelle, Wachtthürme und verschanzte Lager, von welchen, wie von Zwingburgen aus, die Eroberer das unterjochte Land überblickten und in Zaum hielten.

Die wichtigste dieser Schutz- und Trutzwehren war die sogenannte Teufelsmauer, ein aus Erde, Rasen und Steinen aufgeworfener Wall von 5′ Höhe und 8′ Breite zur Bezeichnung und Vertheidigung der römischen Grenze gegen die Deutschen. Dieser Wall wurde von Kaiser Hadrian errichtet, und heutzutage noch erkennt das kundige Auge die Spuren desselben. An der Donau zwischen Hienheim und Haderfleck in Niederbayern beginnend, geht er durch den Hienheimerforst ꝛc. an den Dörfern Laimerstadt, Hagenhill, Altmannstein, Obersandersdorf vorbei durch den Köschingerforst, Dorf Zant, Kipfenberg, Pfahldorf, Eckertshofen, Reut, Raitenbuch, Gunzenhausen, Eiburg, Dennelohe, den Hesselberg, Ehingen, Weiltingen in's Württembergische. Hinter dieser Mauer war als zweite Befestigungslinie eine große römische Heerstraße mit Schlössern und Thürmen.

Aber in den Stürmen der Völkerwanderung brach die Herrschaft der Römer diesseit der Alpen zusammen. Die Städte wurden zerstört, alle römische Kultur vernichtet; was von den Bewohnern nicht unter dem Schwerte fiel, flüchtete über die Alpen nach Italien; nur wenige Ueberreste der römischen Bevölkerung mochten in Gebirgsthälern, wie um Berchtesgaden und Werdenfels, einen sichern Zufluchtsort gefunden haben. Das Land ward wieder menschenleer, verödet und verwildert, mit finsterm, undurchdringlichem Walde bedeckt, so daß nach uraltem Volksspruch

das Eichhorn sieben Meilen weit über die Bäume laufen konnte.

In der Mitte des sechsten Jahrhunderts finden wir die ehemaligen römischen Provinzen wieder bewohnt von einem deutschen Volksstamme, den Bajuvaren, die ehedem das von Waldhöhen umkränzte Quellenland der Elbe zum Wohnsitz hatten. Breit und mächtig sind sie da, zwischen Enns und Lech und nördlich der Donau im Lande am Regen, der Naab und Altmühl und dem Böhmerwalde entlang bis an das Fichtelgebirge. Regensburg war die Hauptstadt des Landes; über das Volk herrschte ein Herzog, Garibald I., aus dem Stamme der Agilolfinger.

Von den Werken der Römer finden wir noch heutzutage zahlreiche Spuren in unserm Vaterlande. Zwar haben sich die kunstvollen Straßen, auf denen die siegreichen Legionen hinzogen, jetzt meistens in Hohlwege und Holzpfade verwandelt, oder sind durch die Ackerkrume ersetzt worden; aber den Forschungen gelehrter Männer ist es gelungen, die Richtung derselben ganz genau festzustellen. Manches Gebäude stammt in seinem Unterbau noch aus römischen Zeiten; an der Stätte römischer Ansiedelungen werden noch immer römische Gedenksteine mit mancherlei Inschriften, Grabmonumente, Münzen, Urnen, Lampen, Waffen und andere Geräthschaften aufgefunden, und römische Grabhügel sind noch an vielen Orten sichtbar.

Aber nicht bloß mancher Fund, der unter der Erde gelegen, sondern auch lebende Ortsnamen mahnen hie und da an die Römer. Zumal in der Grafschaft Werdenfels, wo ehemals das römische Parthanum stand, und in den Gegenden um das alte Juvavia finden sich derartige Erinnerungen. Es sind zunächst die Orte, die von den Walen, Walchen benannt sind, wie Walgau, Walchen-

see, Traunwalchen u. s. w. Walen, Wälische nämlich nannte der Deutsche dazumal die Römer, wie er noch jetzt den Italiener einen Welschen nennt.

Die lateinische Sprache, obwohl jetzt längst verschwunden, lebte auch nach der Völkerwanderung noch eine gute Weile fort. Noch im neunten Jahrhundert und selbst noch später erwähnen oberbayerische Urkunden da und dort der „römischen Landleute", die bis dahin ihre Sprache erhalten hatten.

---

114. Hermann.

Nicht nur im Süden der Donau, auch dem Rhein entlang hatten die Römer allmählich ihre Macht ausgebreitet. Immer weiter schoben sie ihre Soldaten-Colonieen in das Land hinein, und schon waren sie bis zur Weser vorgedrungen. Deutsche Sprache, deutsches Wesen drohte gänzlich vernichtet zu werden. — Mit tiefer Entrüstung sahen die Deutschen ihrer altdeutschen Stammeinrichtungen sich beraubt. Bisher waren sie gewohnt gewesen, durch selbst gewählte Männer nach altem Recht und Brauch gerichtet zu werden. Nun wurden sie in die Schranken eines römischen Lagers vorgeladen, deren Eingänge Soldaten bewachten. In römischer Sprache, die Viele gar nicht verstanden, wurde vertheidigt und Urtheil gesprochen. Die Deutschen sahen sich zu Ruthenstreichen verurtheilt, einer Strafe, die bei ihnen als entehrend galt und nicht einmal im Kriege vom Heerführer verhängt werden durfte; sie sahen sich von dem oft ganz willkürlichen Machtworte eines Einzigen sogar mit der Todesstrafe belegt, welche bei ihnen nur die Versammlung aller Freien und nur der Priester als ein Gottesurtheil vollstrecken konnte.

Den mächtigen Römern zu widerstehen, war um so weniger möglich, da die Deutschen unter sich selbst uneins waren, und Viele der Angesehensten unter ihnen von den Römern durch Schmeicheleien und Ehrenstellen gewonnen waren. Schon hatten Einzelne ihre deutschen Namen abgelegt und römische angenommen; schon fanden Viele an dem römischen Wohlleben und an der römischen Prunksucht Gefallen. — Da trat Hermann, der Sohn Segimer's, eines Cheruskerfürsten, als Retter des Vaterlandes auf.

Hermann, von den Römern Armin genannt, hatte im römischen Heere gedient und dabei die Unterdrückungskünste der Römer kennen und verachten gelernt. Um ihn zu gewinnen, hatte man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft und ihm das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde verliehen. Er aber blieb dem Vaterlande treu, sein Herz glühte von Vaterlandsliebe und Römerhaß.

Da gegen die römische Uebermacht ein offenes Auftreten unmöglich schien, so schloß er mit andern Adalingen des Vaterlandes im Geheimen einen Bund zur Vertreibung der Römer. Doch schon drohte Verrath. Segest, der Oheim und Schwiegervater Armins, ein großer Römerfreund, warnte wiederholt den Varus, den übermüthigen Statthalter der Römer. Der stolze Varus aber achtete der Warnung nicht.

Dem Plane der verbundenen Vaterlandsfreunde gemäß erhob sich in der Gegend des Teutoburgerwaldes ein Aufstand, um den Varus von seinem Lager hinweg tiefer in's Waldgebirge zu locken und dort desto leichter überfallen zu können. Der Anschlag gelang. Varus traf sogleich Anstalten zum Aufbruch, den Aufstand niederzuschlagen und ließ sich bei einem Gastmahle von den cherus-

kischen Häuptlingen das Versprechen des Zuzugs wiederholen. Segest aber machte noch am Tage vor dem Aufbruche den Varus mit der ganzen Gefahr bekannt und rieth ihm, ihn selbst, den Segest, sammt dem Armin und andern Volkshäuptern gefangen zurückzubehalten; dann werde das Volk nichts wagen. Aber Varus — der wußte, daß zwischen Segest und Armin Feindschaft bestund, weil dieser Thusnelda, Segest's Tochter, wider des Vaters Willen zur Gattin genommen hatte — glaubte dem Segest nicht. Nichts ahnend zog das Römerheer unter Varus, ohne geregelte Ordnung, mit übergroßem Troß und Gepäcke in einem langen und langsamen Zuge durch den furchtbaren Wald, worin erst Wege durch das verwilderte Dickicht gebahnt und Bäche überbrückt werden mußten. Bald mehrte der Ausbruch eines anhaltenden Regensturms die Beschwerden des Zuges so, daß Roß und Mann auf dem schlüpfrigen Boden strauchelten und Erschöpfung allgemein wurde.

Unterdessen erscholl von Gau zu Gau der Aufruf zur Freiheit und riß selbst die Lauen mit sich fort. Selbst Segest mußte folgen und auch sein Sohn Segimund, der nach dem Willen des Vaters die Priesterwürde bei den Römern bekleidete, hatte diese verlassen, und war in die Heimat geeilt, um an dem ruhmvollen Kampfe mit Theil zu nehmen. Langsam rückte das Heer der Römer vorwärts. Plötzlich brachen aus allen Seiten des Waldes die Deutschen hervor und griffen die Feinde mit Ungestüm an.

Die Gefahr erkennend, sah Varus kein anderes Rettungsmittel, als sich nach dem Rhein zurückzuziehen. Unter schweren Kämpfen erreichte endlich sein Heer eine freie Stelle, wo der Angriff nachließ und das Lager zur Nachtruhe geschlagen werden konnte.

Mit dem folgenden Morgen, nachdem Varus einen großen Theil des Gepäcks hatte verbrennen lassen, ging der Zug wieder weiter. Varus gerieth an diesem Tage in den Teutoburgerwald. Hermann ordnete jetzt einen allgemeinen Angriff auf die Römer an. Unter großen Verlusten erreichten diese am Abend wieder einen Platz, wo kaum einige Ruhe im halbbefestigten Lager die Ermüdeten erquickte.

Am dritten Morgen wiederholte sich der Regensturm und Feindesangriff. Ganze Schaaren von Römern fielen. Die vom Regen erschlafften Bogensehnen versagten den Dienst, und die schwere Bewaffnung wurde den Römern zur doppelten Last. Immer rauschender ertönte der furchtbare Schlachtgesang der Deutschen; Sturm, Wind und Wetter vermehrten noch das Grausen der Römer. Vernichtung war das Losungswort der Deutschen. Ueberall war Hermann thätig, überall der Erste, der angriff. Die Befehlshaber der Römer fielen, die Adler wurden genommen, die Legionen vernichtet. Varus, als er Alles verloren sah, stürzte sich verzweiflungsvoll in sein eigenes Schwert. — Das Heer des Quintilius Varus, 50,000 Mann, war nicht mehr.

Dies ist die große Hermannsschlacht im Jahre 9 nach Christi Geburt, durch welche das Dasein des deutschen Volkes gerettet wurde.

Als die Schreckensnachricht von dem Verlust des tapfersten und erfahrensten unter allen römischen Heeren nach Rom gelangte, zerriß Kaiser Augustus sein Gewand und rief in dumpfer Verzweiflung: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" —

Große Angst herrschte in Rom; man fürchtete, die Germanen werden nun gegen Italien rücken. Allein die

Deutschen dachten an nichts weniger als an Eroberung. Nachdem sie die römischen Befestigungen zwischen Weser und Rhein zerstört und alle Denkmale römischer Knechtschaft vernichtet hatten, kehrten sie wieder an ihren Herd zurück und erlösten so die Römer aus ihrer großen Angst.

115. Alarich vor Rom.

In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts — 375 — begann jene gewaltige Bewegung germanischer Völker, die wie eine unaufhaltsame Sturmfluth über das entartete Römerreich sich ergoß, und unter deren Stößen das weströmische Reich zertrümmerte. Völkerwanderung nennt man jene Bewegung; veranlaßt wurde sie durch den Einbruch der Hunnen, einem wilden, mittelasiatischen Nomadenvolke, das erst sich auf die am Don wohnenden Alanen warf und dann, mit diesen vereint, die zwischen Don und Theiß wohnenden, verzweiflungsvoll kämpfenden Ostgothen verdrängte. Die Hauptmasse dieser letztern wälzte sich über den Dnjepr auf die Westgothen, die durch eine vom Pruth bis an die Donau gezogene Mauer vergebens zu widerstehen versuchte. Auch sie mußten weichen, und so geriethen auch die andern, westlich von ihnen wohnenden deutschen Stämme in Unruhe und Bewegung. Diese Bewegung war südwestlich gerichtet und hörte auch dann nicht auf, als die Hunnen in der gewaltigen Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern erlagen, sondern drängte weiter und weiter, bis sie in hundertjährigem Verlaufe mit dem Zusammenbrechen des weströmischen Reiches endete, auf dessen Trümmern germanische Reiche sich bildeten, 412 n. Chr. das westgothische in Spanien, 429 das vandalische in Afrika, 449 das angelsächsische in Britannien, 486 das fränkische

in Gallien, 493 das ostgothische und nach dessem Untergang 586 das lombardische in Italien.

Im Jahre 409 fiel Alarich, König der Westgothen in Italien ein, weil die Römer die Weiber und Kinder der deutschen Krieger, die in Italien verweilten, ermordet hatten und ihm den früher bewilligten Jahrgehalt von 4000 Goldstücken verweigerten. Alarich plünderte alle Städte auf seinem Wege, und ohne daß sich ihm ein Feind entgegenstellte, gelangte er bis an die Moräste, welche Ravenna umgaben. Hier hatte sich der feige Kaiser Honorius einen Sitz ausersehen, den die Natur fast unangreifbar gemacht hatte. Allein Alarich wollte nicht seine Kraft hier nutzlos vergeuden; er hatte sich die Eroberung und Plünderung der Weltstadt selbst als Ziel gesetzt.

Unterwegs wollte ihn ein Einsiedler, von dessen Glaubenseifer und Heiligkeit die Kunde auch zu den gothischen Völkern gedrungen war, und der darum auch bei ihnen in großem Ansehen stand, von seinem Zuge zurückhalten. Er ließ sich vor den Gothenkönig führen und verkündete ihm den Zorn des Himmels über die Unterdrücker der Erde. Aber Alarich erwiderte ihm: „Es ist in mir ein unwiderstehlicher und übernatürlicher Drang, meine Gothen gegen die Hauptstadt der Welt zu führen und sie zu plündern." Da schwieg der Einsiedler, und die Gothen zogen weiter.

Es waren 619 Jahre verflossen, seit zum letzten Male die stolze Stadt einen Feind vor ihren Mauern erblickt hatte. Damals aber waren Senat und Volk gleichmäßig entschlossen, das Vaterland zu retten, und vor den Thoren Rom's hatte der kluge Hannibal umkehren müssen. Auch dieses Mal zürnten die Römer, daß ein Barbar es wagen durfte, sie im Kerne des römischen Lebens zu bedrohen; aber ihr Zorn war macht- und thatlos: die Söhne der

alten Römer waren zu einem feilen, sittenlosen, feigen Volke ausgeartet. Alarich schloß die Stadt enger und enger ein und schnitt ihr alle Zufuhr ab, bis der Hunger in grausiger Gestalt in dem von einer Million Menschen bewohnten Rom wüthete. Tausende der Einwohner starben Hungers in den Häusern, Tausende auf den Straßen, und es wurden zur Erhaltung des eigenen Lebens Greuelthaten ohne Maß verübt.

Der Kaiser Honorius saß indessen in Ravenna und verhieß baldige Hilfe; aber die Hoffnung der Belagerten schwand immer mehr und der Zustand der Stadt ward immer schrecklicher. Da schickte der Senat zwei Gesandte ab, welche bei dem gothischen Anführer günstige Bedingungen der Uebergabe auswirken sollten. Die Abgeordneten sagten dem Gothenkönige, daß die Römer entschlossen wären, ihre Würde zu behaupten, und wenn Alarich ihnen ehrenvolle Bedingungen verweigerte, so möchte er nur seine Hörner ertönen lassen, und er würde sehen, mit welchem unzähligen und durch die Verzweiflung gestählten Volke er zu thun haben würde. Alarich sprach voll Hohn: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Die beiden Römer standen stumm und blickten zur Erde. Endlich fragten sie ihn, was er denn begehre, wenn er abziehen wollte, ohne die Stadt zu plündern, und Alarich erwiderte: „Alles Gold, alles Silber, mag es Eigenthum des Staates oder des Einzelnen sein, alle reichen und kostbaren Geräthschaften, alle Sklaven, die ihren deutschen Ursprung nachweisen können.“ Die römischen Gesandten fragten demüthig: „Wenn das, o König, deine Forderungen sind, was willst du uns denn noch übrig lassen?“ Alarich erwiderte kurz und ruhig: „Euer Leben!“ Zitternd zogen sich die Gesandten zurück. Dennoch bewilligte er einen Waffenstill-

stand, und die Römer schickten eine zweite Gesandtschaft, die nicht mehr, wie die erste, mit einem Muthe prahlte, der in Rom längst verloren gegangen war.

Als die Römer nun ihre hoffnungslose Lage bekannten, ward Alarich milder gesinnt. Er verlangte jetzt nur 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 seidene Gewänder, 3000 von feinem Scharlachtuche und 3000 Pfund Pfeffer; denn dies Gewürz war bei den Gothen sehr beliebt und damals selten und theuer. Aber es war schwer, so viel Geld herbeizuschaffen, und es mußte selbst die goldene Bildsäule der Tapferkeit in den Schmelztiegel geworfen werden. Mit den Ueberbleibseln der Beute, welche die Krieger Roms in glücklicheren Tagen den Göttern geweiht hatten, mußten nun die entarteten Nachkommen der Helden sich Frieden und Schonung erkaufen.

Sobald Alarich das Lösegeld empfangen hatte, hob er die Belagerung auf und zog mit seiner reichen Beute nach Etrurien (Toskana) in die Winterquartiere. Dort ward sein Lager der Zufluchtsort für mehr als 40,000 Sklaven deutschen Ursprungs, welche in allen Theilen Italiens ihre Ketten zerbrachen, um mit dem Gothenheere vereint sich für die Schmach zu rächen, welche sie in der Gewalt ihrer Feinde hatten erdulden müssen.

Zweimal noch zog Alarich wegen Wortbrüchigkeit und Verrath des Kaisers und der Römer vor die Stadt. Senat und Bürger entschlossen sich zu muthiger Gegenwehr. In der Nacht aber öffneten einige Sklaven ein Thor, und der schreckliche Klang der gothischen Hörner scheuchte die unglücklichen Römer aus dem Schlafe auf.

Dennoch suchte Alarich auch da noch seine Truppen zurückzuhalten, soweit es möglich war. Zwar gestattete er ihnen und ermunterte sie auch, sich mit der Beute des

schwelgerischen und weichlichen Volkes zu bereichern; aber er ermahnte sie zugleich, das Leben Unschuldiger zu schonen und die Kirchen zu achten. Dann ergossen sich die Gothen durch die Straßen und drangen in die Häuser, um Beute zu suchen, und Raub und Plünderung begann an allen Ecken und Enden. Wie reich aber Rom damals war, kann man daraus sehen, daß es viele Paläste gab, in denen sich eine Rennbahn zu einem Pferderennen befand, ferner ein großer Platz, Tempel, Springbrunnen und Bäder. Darum sagt ein Römer damaliger Zeit: die ganze Stadt ist ein Palast; tausend Städte enthält die eine Stadt. Die öffentlichen Bäder waren von ungeheurer Größe; in dem des Antonius z. B. waren 1600 Sitze von polirtem Marmor, und in dem des Diocletian noch einmal so viele. Viele römische Familien sollen ein Einkommen von je vier Millionen Goldstücken jährlich gehabt haben. Ein Prätor (Richter der Stadt), Namens Probus, wandte bei seinem Amtsantritte zu Spielen und Festen 1,200,000 Goldstücke auf, ein anderer zwei Millionen, und ein dritter gar vier. Danach können wir abmessen, was die Gothen zu plündern vorfanden. Aber es kamen auch Beweise von Mäßigung vor. So trat ein Gothe in die Wohnung einer alten Frau, die ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht hatte, und forderte von ihr alles Gold und Silber, das in ihrem Besitze wäre. Er war erstaunt über die Willfährigkeit, mit welcher sie ihn zu einem Schranke führte, der angefüllt war mit den kostbarsten Gegenständen, von künstlerischer Hand gearbeitet. Der Gothe betrachtete erstaunt den wunderbaren Reichthum, als die alte Frau zu ihm sprach: „Diese heiligen Gefäße gehören dem Apostel Petrus. Willst du sie anrühren, so magst du die kirchenschänderische That auf dein Gewissen nehmen. Was

mich anbetrifft, so wage ich nicht das noch zu bewahren, was ich doch nicht vertheidigen kann." Als der Gothe die Kostbarkeiten seinem Anführer brachte, schickte dieser sofort einen Boten zu Alarich, ihn von diesem Schatze in Kenntniß zu setzen und empfing auch sogleich den Befahl zurück, ihn ungefährdet und unverzüglich in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine zahlreiche Abtheilung der Gothen ward herbeigerufen, nahm den Schatz in ihre Mitte und schritt dann in geschlossener Reihe durch die Hauptstraßen und beschützte mit gezogener Waffe den heiligen Schatz. Ein Haufe von Christen sammelte sich rund um sie, und ohne Unterschied des Ranges, des Geschlechtes und des Alters sangen sie im Geleite gothischer Waffen ihre kirchlichen Lieder zum Preise des Apostels, bis sie in die Kirche desselben und in seinen Schutz gelangten.

Doch das war nur eine augenblickliche Unterbrechung des allgemeinen Elends; denn vorher und nachher wüthete Plünderung und Gemetzel an allen Orten der Stadt. Der Durst nach Gold und Silber war die hauptsächlichste Leidenschaft der Gothen, und wenn sie nur dieser fröhnen konnten, schien alles Andere gleichgiltig.

Vom Kaiser Honorius aber erzählen griechische Schriftsteller folgende Geschichte: Es kam ein Bote eilig nach Ravenna, und als er mit seiner traurigen Nachricht sogleich vor den Kaiser gelassen wurde, sprach er zu diesem: „Ach, Herr, die Gothen haben Rom genommen!" Da schlug Honorius seufzend die Hände zusammen und sprach: „Aber wie ist das nur möglich; Roma war ja noch vor Kurzem hier!" Er beschäftigte sich nämlich viel mit Hühnern und hatte einer Lieblingshenne den Namen Roma gegeben, und diese meinte er. Der Bote aber erwiderte traurig: „Herr, ich rede nicht von einem Vogel, sondern von der Weltstadt Rom."

Am sechsten Tage verließ Alarich mit seinen Gothen die noch rauchende Stadt und zog südwärts auf der appischen Straße. Alle Städte, die sich auf diesem Wege dem siegreichen Heere darboten, erfuhren das Schicksal Roms, sie wurden geplündert und zum Theil auch zerstört. Die Früchte eines langen Friedens schienen nur für die Hand der Gothen gereift zu sein, und der rohe Eingriff dieser Krieger, die die Annehmlichkeiten eines gebildeten Lebens nicht zu schätzen wußten, zerstörte mit dem, was ihnen dienen konnte, auch oft ganz nutzlos die höhern Werke der Kunst und der Kultur überhaupt. Die gothischen Führer wohnten in den Villen und Gärten der römischen Großen längs der schönen Küste von Campanien (Neapel),und ihre zitternden Gefangenen, die feingebildeten Töchter und Söhne römischer Senatoren, boten in kunstvollen Schalen und Bechern die herrlichsten Weine Italiens ihren Ueberwindern dar, welche ihre kräftigen Glieder auf den schönen Polstern streckten und im Schatten der Platanen sich erinnerten an ihre heimatlichen Wälder und die Entbehrungen ihrer Wanderzüge.

Noch im nämlichen Jahre — 410 — starb Alarich in der Blüthe seiner Jahre. Im Bette des Busento gruben die trauernden Gothen ihrem geliebten Führer ein Grab.

---

116. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem
Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen
Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll Dir je dein Grab ver-
sehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.

---

117. Die Sprache der Gothen.

Ein großer Theil der Westgothen bekannte sich zum Christenthum. Ulfilas, einer ihrer Bischöfe, hat die Bibel in die gothische Sprache übersetzt. Diese Uebersetzung haben wir noch und ist das älteste Denkmal deutscher Sprache. Wie diese Sprache geklungen, soll aus dem Vater unser ersehen werden.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo
Vater unser du in Himmeln, geweiht werde Name

thein. Qimai thiudinassus theins. Vairthai vilja
dein. Es komme Reich dein. Es werde Wille

theins, svê in himina, jah ana airthai. Hlaif un-
dein, wie im Himmel, auch auf der Erden. Brod un-

sarana thana sinteinan gif uns himma
seres das immer dauernde (tägliche) gib uns an diesem

daga. Jah aflêt uns, thatei skulans sijaima,
Tage. Und erlaß uns, daß Schuldner wir seien,
suasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim.
so wie auch wir erlassen den Schuldnern unsern.
Jah ni briggas uns in fraistubniai, ak lausei
Und nicht bringest du uns in Versuchung, sondern löse
uns af thamma ubilin.
uns von dem Uebel.

---

118. Attila, die Gottes-Geisel.

Fünfzig Jahre hatten die Hunnen seit ihrem ersten Erscheinen in der Sarmaten-Ebene zwischen der Wolga und Niederdonau nomadisch gelebt. Es war ein wildes, barbarisches Volk. Aehnlich den heutigen Kalmücken, hatten sie untersetzten Körperbau, dicken Kopf, breite Schultern, häßliches, braungelbes Gesicht mit tiefliegenden blitzenden Augen, vorstehende Backenknochen, tiefen Narben an Kinn und Wangen, welche von Einschnitten herrührten, die sie sich in der Kindheit machten, um den Bartwuchs zu unterdrücken; sie waren mit Kitteln aus Leinen oder Mausfellen, Hosen von Bockshäuten und Zottelmützen bekleidet. Von Jugend auf an Ertragung von Kälte und Hitze, Hunger und Durst gewöhnt, lebten sie von Wurzeln und rohem Fleische, das sie ohne Feuer zubereiteten, indem sie es unter ihre Sättel legten und mürbe ritten. Beständig zu Pferd oder auf Karren weiterziehend, wußten sie nichts von Ackerbau und festen Sitzen und den daraus entstehenden Gesetzen und Sitten. Ohne Religion, ohne Treue gegen Andere, ohne einen Begriff von Recht und Unrecht, waren sie thierischen Begierden hingegeben, jäh-

zornig, veränderlich, wankelmüthig, raubsüchtig. Mit furchtbarem Geheul und blitzschnell den Feind angreifend, schossen sie zuerst aus der Ferne ihre spitzknochigen Pfeile auf ihn ab, griffen dann in der Nähe zum Säbel, und wenn der Feind ihren Hieben auswich, warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Eben so rasch zogen sie sich schnell wieder zurück, um immer durch neuen Angriff den Feind zu ermüden.

Nun stand an der Spitze des wilden Volkes Attila, die Geisel Gottes, wie er von den Menschen seiner Zeit genannt wurde. Er rechfertigte diesen Namen, denn man sagte von ihm, daß an der Stelle, welche der Huf seines Rosses betrat, fernerhin kein Gras wuchs. Er war stolz von Gang, seine Augen gingen überall hin und wieder, und schon die Bewegung seiner Glieder deutete den Herrscher an. Zwar liebte er den Krieg, doch schlug er nicht selbst mit drein, sondern begnügte sich, der Klügste zu sein im Rathe. An Gestalt war er nur klein, aber breit von Brust; er hatte einen dicken Kopf, kleine tiefliegende Augen, nur wenige Spuren von Bart, dünne Haare, eine glatte, unten aufwärts gebogene Nase, häßliche, dunkle Farbe, kurz, er trug alle Spuren seiner hunnischen Herkunft deutlich an sich. Im Kriege schrecklich gegen seine Feinde, war er gnädig gegen Hilfeflehende und gütig gegen Schützlinge. Den unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Gesetze; doch mußten sie Heeresfolge leisten und Tribut bezahlen. Er liebte die Pracht in seiner Umgebung, lebte aber selbst sehr einfach. Sein Palast, in einem von Pfahlwerk umgebenen Orte an der Theiß, in der Nähe des heutigen Tokay, war zwar nur aus Holz, aber mit orientalischem Luxus ausgestattet. An seinem Hofe wurde außer der hunnischen auch die gothische Sprache gesprochen,

und stets wimmelte es dort von fürstlichen Vasallen, fremden Gesandten, vornehmen Geiseln und andern Fremden selbst die Chinesen suchten seine Freundschaft.

Attila's Macht erreichte bald eine gewaltige Ausdehnung; denn außer seinen scytischen Völkern gehorchten ihm die Ostgothen, die Gepiden, die Thüringer, die damals südlich fast bis an die Donau sich erstreckten, die Bajuaren, und außer diesen noch viele andere kleinere Völkerschaften; der oströmische Kaiser mußte ihm einen großen Jahrgehalt bezahlen und sich mancherlei Demüthigungen gefallen lassen.

Im Jahre 451 zog Attila mit 700,000 auserlesenen Streitern aus allen ihm unterworfenen hunnischen und germanischen Völkern gegen das weströmische Reich. Alles vor sich niederwerfend durchzog er Noricum und Vindelicien und gelangte an den Rhein. Hier warfen sich ihm die Burgunden unter ihrem Könige Gundokar kühn entgegen; aber er besiegte sie im Wormsgau und rottete nachher treulos ihr ganzes Königsgeschlecht aus. Nachdem er am Rhein viele Städte (Trier, Metz 2c.) verwüstet hatte, rückte er in das Innere von Gallien.

Hier stellte sich ihm der römische Feldherr Aëtius mit den deutschen Völkern des römischen Westreichs entgegen, mit den Westgothen unter ihrem Könige Theodorich, den Alanen, einem Theile der Burgunder, den Franken und den Sachsen. Auf den catalaunischen Feldern — bei Chalons an der Marne — wurde 451 die große Hunnenschlacht geschlagen, in welcher Attila eine völlige Niederlage erlitt und die Sache der Bildung über hunnische Barbarei den Sieg davon trug.

Auf der Seite der Verbündeten führte König Theodorich den rechten Flügel, Aëtius den linken; die Alanen wurden in die Mitte genommen, weil man an ihrer Treue

zweifelte. Die Hunnen gegenüber waren so geordnet, daß Attila mit seinen Tapfersten in der Mitte stand. Auf seinen beiden Flügeln standen die verschiedenen Völker und Stämme, welche er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnete sich das Heer der Ostgothen aus mit ihren drei Fürsten aus dem Geschlechte der Amelungen, die jetzt zum Kampfe gegen ihre nächsten Stammesverwandten geführt werden sollten. Darüber dürfen wir uns aber nicht sehr wundern; denn es ist ja von jeher bis auf den heutigen Tag die Sitte der deutschen Völkerstämme gewesen, sich unter einander zu zerfleischen, und nicht einmal immer um eigenen Vortheils willen, sondern gar oft für die Herrschsucht und den Blutdurst fremder Eroberer.

Die Könige und Führer der Völker erwarteten gleich Trabanten Attila's Befehle, und wohin sein Auge winkte, dahin stellte sich Jeder ohne Murren mit Furcht und Zittern. Attila ermahnte die Seinen, sich vorzüglich auf die Westgothen zu werfen, in denen die Kraft des Feindes liege, und schloß mit den Worten: „Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! Richtet eure Augen auf mich! ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" — Und nun begann die furchtbarste Schlacht, deren die Geschichte gedenkt. Der Hauptkampf entbrannte um einen Hügel, den beide Theile zu gewinnen suchten. Schon hatte Attila das römische Mitteltreffen durchbrochen; schon war auch Theodorich, als er die Seinigen anfeuernd die Schaaren durcheilte, im Getümmel gefallen, als eben dieser Fall ihres Heldenkönigs die Westgothen zur Wuth entflammte, so daß sie unter der Führung seines jungen Sohnes Thorismund die Hunnen zurückdrängten, und Attila nach einer völligen Niederlage gezwungen war, sich

und die Seinen in die Wagenburg des Lagers zurückzuziehen. Wie leicht und hinfällig auch diese Verschanzung war, so mußten doch dieselben Männer dahinter Schutz suchen, denen früher kein Wall und keine Mauer hatte widerstehen können.

Als die Sonne aufging, sah man die weiten Gefilde mit Leichen angefüllt; 150,000 Erschlagene bedeckten den Boden, und die Sage erzählt, daß ein Bächlein, das sonst sanft an diesem Feld hinmurmelte, durch der Erschlagenen Blut zu einem strömenden Gießbache anschwoll. Da die Hunnen aus ihrem Lager nicht hervorzubrechen wagten, erkannten Aëtius und Thorismund, daß der Sieg ihnen zukäme, und daß Attila einen gewaltigen Verlust erlitten haben mußte. Der Hunnenkönig hielt sich in seiner Wagenburg und klirrte mit den Waffen und ließ die Hörner blasen, als drohte er einen Angriff, gleichwie ein Löwe, der, von den Jägern gedrängt, die Zugänge zu seiner Höhle bewacht und es nicht wagt, auf seine Gegner loszuspringen, aber doch unabläßig durch das Knirschen mit den Zähnen und das gewaltige Brüllen die Gegner zurückschreckt. In dieser verzweifelten Lage ließ Attila einen Scheiterhaufen von Pferdesätteln aufbauen, entschlossen, sobald die Gegner angriffen, sich in die Flamme zu stürzen, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, er, der Gebieter so vieler Völker.

In der einbrechenden Nacht wollten die Westgothen den Attila in seiner Wagenburg angreifen; aber Aëtius, der besorgte, daß nach Vernichtung der Hunnen das Westgothenreich den Römern noch gefährlicher werden könnte, gab es nicht zu und wußte den Thorismund, den die Gothen noch auf dem Schlachtfelde als ihren König auf

dem Schilde emporhoben, zur Heimkehr in seine Hauptstadt Tolosa zu bestimmen.

Als Attila den Abzug der Gothen erfuhr, kam er aus seinem Lager hervor und zog verwüstend durch Italien. Er zerstörte Aquileja von Grund aus und verheerte die angesehensten Städte Oberitaliens durch Raub, Mord und Brand. Bei der allgemeinen Flucht vor Attila floh ein Theil der Veneter auf die Lagunen des adriatischen Meeres, und legte dort den Grund zu der in der Folge so mächtigen Republik Venedig. Darauf wollte Attila gegen Rom ziehen, um auch diese Stadt zu vernichten. Da erschien in dem Lager der Hunnen eine Gesandtschaft der Römer, an ihrer Spitze der greise Papst Leo der Große. In feierlicher priesterlicher Kleidung und mit dem würdevollen Glanze des Hauptes der Christenheit trat Leo zu Attila, und indem er durch seine Erscheinung dem Führer der hunnischen Horden Ehrfurcht einflößte, bat er ihn, die Weltstadt zu verschonen. In der Nacht aber träumte es dem Attila, er sähe die Apostel Petrus und Paulus an sein Lager treten, und sie bedrohten ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er wagte, die Bitte ihres Nachfolgers abzuschlagen. Am andern Morgen verkündete Attila den Seinen, daß die Römer Friede haben sollen, und daß er jetzt heimkehren würde in seine Wohnsitze jenseits der Donau. Aber er drohte, noch schlimmeres Weh über Italien zu bringen.

Von der furchtbaren Hunnenschlacht aber ging die Sage, daß in der Nacht nach der Schlacht auf den catalaunischen Feldern die Geister der Erschlagenen sich erhoben und den Kampf drei Tage lang in den Lüften fortgesetzt hätten.

Attila starb in der Nacht seiner letzten Vermählung

454 eines jähen Todes. Bei seiner Leichenfeier ritten die Hunnen mit vor Trauer abgeschnittenen Haaren und zersetzten Gesichtern mehrmals um den in einem Prachtgezelt ausgestellten Leichnam ihres Königs in weitem Kreise herum und priesen dabei in Liedern seine Thaten.

In tiefer Nacht ward dann die Leiche im Geheimen der Erde übergeben. Sie legten den König erst in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, und diesen wieder in einen eisernen, indem sie damit andeuten wollten, daß diese Metalle dem mächtigen Könige zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwungen hatte, das Gold und das Silber, weil er diese Metalle als seinen Tribut von den großen Reichen empfangen hatte. Sie fügten dann noch die Waffen hinzu, welche er sich durch Erlegung von Feinden erworben hatte, den Pferdeschmuck, der reich mit Edelsteinen besetzt war, und Abzeichen anderer Art, die man an seinem Hofe zu tragen pflegte. Damit aber die Ruhestätte des Hunnenhelden nicht verrathen werde, wurden Alle getödtet, die das Grab gemacht hatten.

---

119. Die Ausbreitung des Christenthums in Bayern unter den Herzogen aus dem agilolfingischen Geschlechte.

Mit den römischen Adlern waren auch die ersten Anfänge des Christenthums nach Bayern gekommen. Wahrscheinlich waren die ersten Verkünder der Lehre des Heils römische Soldaten, vielleicht auch Gläubige, die sich in der Zeit der Verfolgung in diese Provinzen geflüchtet hatten, oder Geschäfte halber in dies Land kamen.

Die ersten Glaubensbekenner, welche wir aus diesen Pro-

vinzen kennen, sind Martyrer. So nennt uns die Geschichte den hl. Maximilian, Bischof von Lorch, den hl. Florian, einen römischen Kriegsmann, die hl. Afra zu Augsburg und viele Andere, die für die Lehre Jesu Christi den Martyrertod erlitten.

Als durch Kaiser Konstantin den Großen die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben wurde (323), breitete sich das Christenthum auch in unserm Vaterlande immer mehr aus. Heilige, gottbegeisterte Männer kamen aus Frankreich und Britannien und verkündeten die Lehre des Heils.

Der erste von den Glaubenshelden, den Bajuarien in seinen Gauen sah, war Severinus, der Mann Gottes, welcher um das Jahr 453 in Noricum (den Ländern, welche jetzt zu Oesterreich und Bayern gehören), gegen 30 Jahre, rings von den Stürmen der Völkerwanderung umtobt, unerschütterlich das Evangelium verkündete.

Severinus war von hoher Gestalt und ehrwürdigen Ansehens; auf seinem Antlitz war die Heiterkeit der Seele im treuen Spiegel ausgeprägt. Barfuß mitten im strengsten Winter und im grobhärenen Gewand, gönnte er seinem greisen Haupt nicht den weichen Pfühl, sondern breitete ihm nichts als eine härene Decke unter. So war er schon durch seine Erscheinung die kräftigste Aufmunterung und das lebendigste Beispiel, wie man durch strenge Enthaltsamkeit, durch Entbehrungen aller Art, durch Erduldung jedweden Ungemachs die Selbstverleugnung üben sollte, welche er voll heiligen Eifers und mit wunderbarer Kraft der Rede begabt, seinen Zuhörern predigte. Unermüdet suchte er Rath und Segen zu spenden, und so sehr er abgehärtet war, alle leibliche Noth zu tragen, so weich war er, die Noth Anderer mitzufühlen. Er kannte keinen Tag und keine Nacht, er scheute keinen Sturm, nicht die Gefahren der Wälder und Klüfte, wenn es galt, Lebensmittel und Kleidungsstücke denen zu bringen, welche durch die Verwüstungen des Krieges dem Hungertod und der Erstarrung sich preisgegeben sahen, — den Schaaren der Gefangenen, welche in die Sclaverei fortgeschleppt werden sollten, durch mühevoll zusammengebrachtes Lösegeld, oder durch den Einfluß seiner Ver-

wendung die Befreiung zu erwirken. Selbst ganze Städte rettete er nicht selten durch seine hohe Einsicht, indem er mit prophetischem Geiste die Zukunft ihnen enthüllte und ihre Gefahren vermeiden lehrte. Darum war er auch hochgeehrt von Allen; Tausende suchten Trost und Hilfe für Seele und Leib bei ihm.

Einst kam Odoaker, der Heruler kühner Anführer, in die Zelle Severins. Er war ein Jüngling von ungewöhnlicher Kraft und Größe und mußte sich bücken, um durch die Thüre eintreten zu können. Er kam, um — obwohl Barbar — den heiligen Mann um seinen Segen zu bitten. Beim Abschiede sprach Severin: „Zieh hin nach Italien! ziehe hin, mit elenden Fellen bedeckt; du wirst gar bald an Viele die reichlichsten Schätze austheilen.“ Und so geschah es auch. Odoaker stürzte das Römerreich — 476 — und ließ sich zum Könige von Italien ausrufen. Auf den Thron erhoben, gedachte Odoaker der Weissagung Severins. Er schickte ihm Kunde von seiner Größe und bot sich an, ihm zu geben, was er nur immer verlange. Severinus bat, der König möge einigen aus Italien Verbannten die Rückkehr in ihre Heimat erlauben. Odoaker gewährte und behielt sein Leben lang große Ehrfurcht vor dem Diener Gottes im Herzen.

Was nach dem Tode des heiligen Severin für die Bekehrung in Bayern geschah, darüber haben wir lange Zeit keine zusammenhängenden und sicheren Nachrichten. Als nach den Stürmen der Völkerwanderung in den verödeten römischen Provinzen die Bajuvaren sich niedergelassen hatten, fand das Christenthum in dem zwar rohen, aber gemüthreichen Volke rasche Ausbreitung. Besonders waren es die Herzoge aus dem agilolfingischen Hause, unter deren Schutz die Lehre des Heils immer mehr Verbreitung fand. Schon der erste Herzog aus diesem Hause, Garibald I., scheint dem Christenthum nicht fremd gewesen zu sein; denn von seiner frommen Tochter Theodolinde, der Gemahlin des Longobardenkönigs Autharis, wissen wir, daß sie mit dem Papste Gregor dem Großen in Briefwechsel stand. Besonders aber waren es die Herzoge

Theodo I., Theodo II., Odilo und Thassilo II., die die Verbreitung des Christenthums sich angelegen sein ließen. Unter ihnen schwand in Bayern und den angrenzenden Ländern die Nacht des Heidenthums immer mehr.

Gegen Ende des 8. Jahrhunderts lehrte an den Ufern des Bodensees der heilige Kolumban und der heilige Gallus; die Heiligen Eustasius und Agilus, Emmeram, Rupert und Korbinian wirkten zur Verbreitung des Christenthums im übrigen Bayern; im Würzburgischen, dem damaligen Thüringerlande, begründete der hl. Kilian den christlichen Glauben.

Ungeachtet der Bemühungen dieser gottgeisterten Männer aber wucherte das Heidenthum neben dem neuen Glauben noch lange reichlich fort. Neben dem Kreuze betete der Bajuar zur Eiche Wodans. Man schlachtete noch Opferthiere und verschmauste sie selbst in christlichen Tempeln zur Versöhnung der Götter, die man verlassen. Noch konnte man es treffen, daß Christen unter Gesang heidnischer Lieder die Leichen verbrannten, und daß sie nach Heidenart im Monate Hornung aus Hörnern tranken und sich berauschten. Unbedingt traute man den Aussprüchen wahrsagender Alraunen, die aus den Sternen und den Eingeweiden der Thiere die Zukunft erforschten und Zauberkünste trieben und gab bei Reisen, Haus- und Feldgeschäften sorgsam Acht auf die Tage von gutem und bösem Einfluß; die Hexen hielten das Volk in abergläubischer Furcht darnieder, und bei des Mondes Verfinsterung konnte man ein wildes Geheul vernehmen; denn man glaubte ein Ungethüm zu sehen, welches das Himmelslicht verschlingen wollte.

Tausende von Menschen waren auf solche Weise halb Christen, halb Heiden. Selbst Priester traf man, welche tauften und auch heidnische Opfer brachten, wie es eben verlangt wurde. — Auch von Irrglauben war das Christenthum unserer Vorfahren nicht rein; die Irrlehre des Arius, die Leugnung der Gottheit Christi, war weit verbreitet.

So sah es damals mit dem christlichen Glauben in unserm Vaterlande aus. Da kam in den Tagen des frommen Her-

zogs Odilo (737—748) der Apostel der Deutschen, Bonifacius, Winfried, geboren im Jahre 683 zu Kirton in England, nach Bayern. Diesen heiligen Mann hatte die göttliche Vorsehung erkoren, die christliche Kirche in Bayern zu reinigen und ihren Bau zu vollenden.

Bonifacius predigte das reine Evangelium, sorgte für die rechte Ausspendung der heiligen Sakramente und vertrieb die falschen Lehrer, deren sich einige unrechtmäßig zu Bischöfen gemacht und durch mancherlei Irrlehren das Volk verführt hatten. Damit aber das Vollbrachte auch für die spätesten Zeiten erhalten werde, theilte er mit Zustimmung des Herzogs das Land in vier Kirchensprengel, Salzburg, Freising, Regensburg und Passau, und bestimmte Bischöfe hiefür. Dazu kamen noch die neu errichteten Bisthümer Eichstädt und Würzburg, die aber damals Bayern noch nicht angehörten. Ueberdies ordnete Bonifacius auch noch Synoden oder Concilien an und hielt selbst mehrere derselben, wobei die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berathen wurden.

Nachdem so die Kirche in Bayern gegründet und in enge Beziehung zu der römischen gebracht war, entwickelte sich dieselbe im Laufe der Zeit ungestört und erweiterte sich von Tag zu Tag durch die Zahl ihrer Mitglieder. Bayern wurde mit neuen Kirchen und Klöstern geschmückt. Es entstanden: Niederalteich, Benediktbeuern, Tegernsee, Osterhofen, Mondsee, Isen, Weltenburg, Oberalteich, Ilmmünster, Polling, Schlehdorf, Kochelsee u. a.

Groß war der Segen, den diese Anordnungen hatten. Ueberall erwachte neues Leben; wo vordem wüste Einöde war, entstanden bald die herrlichsten Gefilde weit und breit; die Klöster wurden die Pflanzstätten der Wissenschaften, Künste und Gewerbe; von ihnen aus ging die Veredlung des Volkes und des Landes. — Die Großen und Reichen wetteiferten, diese Sitze der Gottesverehrung, der Kunst und des Friedens mit Geschenken aller Art zu überhäufen. Am meisten zeichneten sich darin aus die Agilolfinger, die Herzoge von Bayern.

Tod des heiligen Bonifacius.

Bonifacius, seit dem Jahre 745 Erzbischof von Mainz, wollte den letzten Rest seiner Lebenstage der Bekehrung der heidnischen Friesen weihen. Er nahm von seinen Freunden innigen Abschied; ihm ahndete, daß er nicht wiederkehren würde. Seinem treuen Jünger und Nachfolger im Erzbisthum, Lullus, trug er auf, den Bau der von ihm begonnenen Kirchen, insbesondere der Basilika in Fulda, zu vollenden und darin einst seinen Leichnam zu bestatten.

Einige Tage hernach reiste der fromme Greis mit dem Bischof Erban, drei Priestern, drei Diakonen und vier Mönchen fort, indem er auf einem Schiffe rheinabwärts fuhr, bis er die wasserreichen Ufer der Friesen erreichte. Bonifacius durchzog mit seinen Begleitern die einzelnen Gaue und predigte überall, zertrümmerte die Götzenbilder, baute Kirchen und bekehrte in kurzer Zeit eine Menge der noch heidnischen oder wieder abgefallenen Friesen. Ueberall drängten sich ganze Schaaren um die Boten des Friedens, das Wort des Heils zu vernehmen und die Taufe zu empfangen. So zogen sie immer nordwärts und kamen dahin, wo jetzt Dokum, jenseits des Zuydersee's am Flusse Borne, steht. Hier ließ Bonifacius sein Zelt aufschlagen, um länger daselbst zu verweilen und den Neubekehrten in feierlicher Weise die Taufe zu spenden. Sämmtliche Mitarbeiter des Apostels waren um ihn vereint.

Als schon die Morgenröthe des festgesetzten Tages herangebrochen war, da zeigten sich statt der Freunde die Feinde. Eine Rotte heidnischer Friesen, voll Haß gegen das Evangelium und dessen Verkünder, stürmte mit geschwungenen Waffen und gehobenen Schilden auf das Zelt des Glaubensboten ein, um ihre beleidigten Götter zu rächen und die Bücherkästen des Bonifacius, darin sie Gold und Silber vermeinten, zu plündern. Die Begleiter des Apostels wollten sich zur Gegenwehr stellen; das war aber nicht der Wille des Bonifacius. Er verwies

seinem Gefolge alle Kampfeslust und erinnerte die um ihn stehenden Priester, daß nun die lang ersehnte Stunde gekommen sei, in der sie von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen würden.

Während er noch redete, stürzten auch schon die Feinde daher. Bonifacius, das Evangeliumbuch über sein Haupt haltend, empfing den Todesstreich; Einer aus der Rotte durchhieb das Buch und spaltete dem Heiligen das Haupt. Alle seine Mitarbeiter und noch mehrere um ihn versammelte Diener des Herrn, zweiundfünfzig an der Zahl, wurden erschlagen.

Auf die Nachricht von dem Tode des Apostels sammelte sich sogleich ein kleines Heer, um Rache an den Heiden zu nehmen. Die Christen nahten heran, und die Heiden wurden geschlagen und überließen den Freunden des Bonifacius das Schlachtfeld. Die Christen fanden den Leichnam des Bonifacius, legten ihn auf eine Bahre und brachten ihn in ein Schiff, welches dann mit günstigem Winde nach Utrecht fuhr. Da wurde die Leiche einstweilen beigesetzt, bis von Mainz aus die Boten des Bischofs Lullus kamen, um sie abzufordern. Denn Lullus wollte seinen väterlichen Freund in dem Kloster behalten, welches er selbst an der Fulda erbaut hatte. Dahin ward von den treuen Schülern die Leiche gebracht, und da, wo jetzt der Haupteingang zur Domkirche ist, in einem steinernen Sarge begraben, und die Sage erzählt, daß bei ihrer Einführung in das Kloster die Glocken von selbst geläutet haben.

In Fulda ruhen noch die Gebeine des heiligen, großen Mannes, der uns und unsern Enkeln mehr gebracht, als irgend einer unserer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht hat. — Zum Grabe des Apostels wallfahrten jährlich Tausende von Andächtigen, um sich durch Gebet zu stärken im Glauben, sowie in den Drangsalen dieses Lebens.

König Ludwig I. von Bayern erbaute in München zu Ehren des Apostels der Deutschen eine herrliche Kirche und schmückte durch die Meisterhand des Malers Heß die Wände derselben mit prachtvollen Gemälden, welche die Thaten des Bonifacius und seiner Mitarbeiter darstellen.

---

120. Karl der Große als Friedensfürst.

Die Jugendzeit dieses großen, gewaltigen Mannes ist in das Kleid der Sage gehüllt. Wo er geboren, man weiß es nicht; gewiß ist, daß seine Mutter Bertradis, die er bis an seinen Tod in Ehren hielt, ihn an alle häuslichen Tugenden gewöhnte, während sein Vater ihn in allen Waffenkünsten erziehen und frühe in den Geschäften des Krieges und der Regierung sich üben ließ. Seine Gestalt war stattlich und edel; sie maß 7 seiner Füße, 6′ 3″, nach dem Maße einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und die Größe Karls zeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirn, große, lebhafte Augen, eine etwas große, gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge, eine helle, angenehme Stimme, festen Gang und durchaus männliche Haltung voll Würde und Hoheit. Jagd, Krieg und Leibesübungen im Fechten, Reiten, Schwimmen, Mäßigkeit in allen Genüssen erhielt ihn körperlich stark und gesund. Während des Mahles hörte er Gesang und Saitenspiel, oder einen Vorleser von Geschichten und Thaten der Alten. Bei seiner gewöhnlichen Mahlzeit wurden nur vier Gerichte aufgetragen, außer dem Braten, den die Jäger am Spieß hereinbringen mußten, und den er lieber aß, als alle anderen Speisen. Im Wein und allen übrigen Getränken war er so mäßig, daß er während des Mahles selten mehr als dreimal den Becher an den Mund nahm. Im Sommer aß er nach der Mittagsmahlzeit einige Früchte, legte dann seine Kleider und Schuhe ab und pflegte ganz wie in der Nacht zwei bis drei Stunden zu schlafen.

Seine Kleidung war die volksthümliche der Franken. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd, und leinene Bekleidung um die Hüften, dann ein Untergewand, welches sich genau an den Leib anschmiegte, ferner Beinkleider. Außerdem waren die Beine noch mit Binden umwunden, und Schuhe an die Füße geschnallt. Um Brust und Schulter trug er einen Pelz von Hermelin oder Zobelfell; außerdem einen venetischen Mantel. Stets war er mit dem Schwerte umgürtet; bisweilen trug er

auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen; doch geschah dies nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn Gesandte von fremden Völkern gekommen waren. Ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nicht anlegen, außer daß er einmal in Rom auf Bitten des Papstes Hadrian, und auch später noch einmal auf Bitten des Papstes Leo, sich mit dem lang herabwallenden römischen Gewande und mit Schuhen nach römischer Sitte bekleiden ließ. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch trug er ein goldgewebtes, reich mit Edelsteinen besetztes Gewand und einen Mantel, der mit einer goldenen Spange zusammengehalten wurde; auch ging er dann einher mit einer goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Krone. Am andern Tage aber zeichnete er sich in seinem Aeußern durch Nichts von den gewöhnlichen Leuten aus.

Karl sprach viel und gern und wußte sich über Alles höchst klar und fertig auszudrücken. Dabei war er nicht zufrieden mit seiner Muttersprache, sondern wandte auch Fleiß auf die Erlernung fremder Sprachen. Die lateinische Sprache machte er sich zu eigen, daß er sich ihrer wie seiner Muttersprache bediente; die griechische verstand er wohl, konnte sie aber nicht reden. Karl war nicht ungeübt im Rechnen und forschte mit scharfsinniger Anstrengung dem Laufe der Gestirne nach. Er versuchte auch schreiben zu lernen und hatte zu diesem Ende Tafel und Griffel sogar im Bette unter dem Kopfkissen bei sich, und wenn er einmal Zeit und Muße hatte, so übte er seine schwertgewohnte Hand im Malen der Buchstaben; aber die Arbeit fruchtete nicht viel, weil sie allzuspät begonnen war. An seinen Hof berief er die tüchtigsten Gelehrten des In- und Auslandes und ließ sich von denselben vielseitig belehren und berathen. Unter diesen Männern ragte der Angelsachse Alcuin, Abt von Tours, als sein vertrautester Freund und Berather hervor; das Meiste von dem, was Karl für die Ausbildung der Wissenschaft und für Verbesserung des geistlichen Standes that, hatte in Alcuin's weitschauendem Geiste und edlem Herzen seinen Ursprung. Durch ihn besonders ließ Karl die vorhandenen Schulen verbessern

und neue anlegen, um auch auf diesem Wege das Volk zu heben und nützliche Kenntnisse zu verbreiten.

Die christliche Religion, in der Karl von Jugend auf unterrichtet war, und die er allenthalben zu verbreiten suchte, verehrte er auf das Heiligste; darum erbaute er auch eine kostbare Kirche zu Aachen und schmückte sie reich mit Gold und Silber. Die Kirche besuchte er Morgens und Abends, ja selbst auch in der Nacht, und sorgte dafür, daß bei Allem, was in ihr geschah, der größte Anstand herrschte. Auch auf das Vorlesen und Singen in der Kirche richtete Karl seine Sorgfalt und suchte es zu bessern; denn er kannte die Gesetze der Tonkunst gar wohl, obgleich er nur leise im Chore mitsang.

Seine Kinder ließ er so erziehen, daß sowohl seine Söhne, als seine Töchter besonders in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden sollten, auf welche er selbst so vielen Fleiß verwendete. Sobald es das Alter der Knaben erlaubte, mußten sie nach der Sitte der Franken reiten lernen und sich in den Waffen und auf der Jagd üben. Seine Töchter lernten Wolle weben und sich mit dem Spinnrocken beschäftigen, damit sie niemals müßig wären. Von allen seinen Kindern verlor er drei, bevor er selbst starb, nämlich Karl, den ältesten, Pipin, den er zum Könige von Italien gemacht hatte, und eine Tochter, welche mit dem griechischen Kaiser verlobt war. Den Tod seiner Söhne ertrug er mit Ruhe und Fassung, obwohl er seine Kinder so sehr liebte, daß er nicht gerne ohne sie sein mochte. Zu Hause aß er niemals ohne seine Kinder und reiste auch niemals ohne sie aus. Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter gleich hinter ihm, und diesen folgte eine Anzahl Krieger zur Beschützung.

Wie Karl überhaupt für die Bildung sowohl seiner selbst als seiner Kinder und seines Volkes bemüht war, so sorgte er namentlich auch für die deutsche Sprache. Er ließ die ältesten Lieder der Völker, in welchen sie die Thaten und Kriege ihrer Helden und Könige und ihre Wanderungen besangen, zur Aufbewahrung aufzeichnen. Leider ist diese Sammlung verloren gegangen. Den Monaten gab er deutsche Namen. Den Januar

nannte er **Wintarmanoth**, den Februar **Hornung**, den März **Lentzinmanoth**, den April **Ostarmanoth**, den Mai **Winnemanoth**, (Wonnemonat), den Juni **Brachmanoth**, den Juli **Heuwimanoth**, (Heumonat), den August **Aranmanoth**, Erntemonat, den September **Witumanoth** (Laubmonat), den Oktober **Windumemanoth** (Weinmonat), den November **Herbistmanoth**, den Dezember **Heilagmanoth** (Heiligenmonat). Ueberhaupt lag ihm die Erhaltung deutscher Art und Sitte sehr am Herzen.

In den alten Zeiten bestanden die Einkünfte der Herrscher, wie bei andern reichen Leuten, nur im Ertrage ihrer Güter. Karl vergaß über den wichtigen Staatsgeschäften die Sorge für sein Hab und Gut nicht; sondern erließ über die Art und Weise, wie seine Güter bewirthschaftet werden sollteu, damit sie ihm einen möglichst hohen Ertrag brächten, ein eigenes Capitulare, so nannte man damals die kaiserlichen Verordnungen. Der Kaiser sagt darin unter Anderm:

„Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gehalten und von Keinem in's Elend gestoßen werden, und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen, weder ein Pferd, noch ein Rind, noch ein Schwein, noch ein Schaf, noch auch Hühner oder Eier oder Obst. Wenn einer aus meinen Leuten etwas veruntreut hat, so soll er es erstatten und seine ihm gebührenden Schläge empfangen; wenn aber sonst ein Franke, der auf meinen Gütern verweilt, sich Etwas zu Schulden kommen läßt, so soll er nach dem Gesetze der Franken gerichtet werden. — Wenn ich oder die Königin, oder einer meiner Hofbeamten, dem Solches zusteht, den Verwaltern meiner Güter etwas aufgetragen haben, so sollen diese es ausrichten, wie es ihnen geboten ist. Ist einer aber säumig und lässig darin, so soll seine Strafe darin bestehen, daß er weder Wein, noch Bier empfängt, bis er zu mir oder der Königin kommt und ihm sein Fehl erlassen ist.

Um Weihnachten jedes Jahres soll mir jeder Verwalter einen genauen und ausführlichen Bericht abstatten über jeden

einzelnen Gegenstand auf meinen Gütern. Jeder Verwalter soll häufig das Gesinde zusammenrufen, sie über ihre Wünsche und Bedürfnisse fragen und Allen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn ein Einzelner aus dem Gesinde sich über den Verwalter irgendwie zu beklagen hat, so soll dieser ihm den Weg zu meinem Palaste nicht verwehren. Wenn er aber weiß, daß seine Untergebenen bei mir sich beklagen wollen, dann möge er mir auch seine Gegengründe zukommen lassen, damit ich die Sache untersuchen kann und mir ihre Klage nicht zuwider werde. Dann will ich urtheilen, ob sie mit Recht gekommen sind.

Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt. Mit aller Wachsamkeit hat man darauf zu sehen, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nöthig ist, durchaus reinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Sülze, frisch gesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, eingekochte Beeren, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Meth, Honig, Wachs, Mehl. Auf allen meinen Gütern sollen Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten und Tauben immer in genügender Anzahl vorhanden seien.

In meinen Gärten sollen sich folgende Blumen und Pflanzen befinden: Lilien, Rosen, Steinklee, Krausemünze, Salbei, Raute, Stabwurz, Gurken, Melonen, Kürbisse, Vitsbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Erbsen, Meerzwiebeln, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Koloquinten, Heliotropen, Bärwurz, Lattich, Schwarzkümmel, weißer Gartensenf, Kletten, Flöhkraut, Petersilie, Eppich, Rainweiden, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Senf, Bohnenkraut, Brunnenkresse, Münze, wilde Münze, Wurmkraut, Bergmünze, Fieberwurz, Mohn, Haselwurz, Malven, Pastinaken, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Lauch (Poree), Rettige, Knoblauch, Krapp, große Bohnen, Koriander, Kerbel. Von Obstbäumen sollen in meinen Gärten verschiedene Arten sich finden: mehrere Arten Birnbäume, mehrere Arten Pflaumenbäume, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsiche, alle von verschiedener Art. Von Aepfeln sollen ver-

schieden da sein, süße und sauere, sowohl solche, welche sich den Winter hindurch halten, als welche bald gegessen werden müssen, spätzeitige und frühreife."

Durch diese Verordnungen würden die Meyereien seiner 128 Königshöfe oder Pfalzen wahre Musterwirthschaften für den Ackerbau und die Landwirthschaft. —

Den Handelsverkehr belebte und erleichterte er durch Einführung gleichen Maßes und Gewichtes, durch Gründung von Handelsplätzen, Erbauung von Brücken und Kanälen; die Kunst förderte er durch Aufführung von Kirchen, Palästen und Landhäusern. Auch in Aachen, seinem gewöhnlichen Regierungssitze, ließ er einen schönen Palast erbauen, deßgleichen zu Ingelheim und zu Nymwegen; ferner erbaute er einen Leuchtthurm zu Boulogne, eine hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, eine Badeanstalt in Aachen mit Wasserbehälter, darin über 100 Personen herumschwimmen konnten.

In allen diesen Beziehungen bewies sich Karl als ein weiser und mächtiger Geist, der auf seine ganze Zeit einen umgestaltenden Einfluß übte, so daß er als Mensch und Christ, als Feldherr und Regent hoch über seiner Zeit stand. Und so wie bei seinem Leben alle ausländischen Fürsten und Völker ihn ehrten und scheuten, namentlich der byzantinische Kaiser ihn fürchtete, der angelsächsische König Egbert seine Hilfe suchte, und selbst entfernte Fürsten von Spanien, von Fetz, der Großchan der Hunnen, besonders aber mehrmals der große Chalife von Bagdad, Harun-al-Raschid, durch Gesandte und Geschenke ihn ehrte, so erfrischten und erhoben sich noch späte Zeiten und Herrscher im bewundernden Andenken seiner Größe.

Für die vielen Verdienste, die Karl um die Ausbreitung des Christenthums und den Schutz der Kirche sich erworben hatte, wurde er vom Papste Leo III. zum römischen Kaiser gesalbt. Als Karl im Jahre 800 das Weihnachtsfest zu Rom feierte und in der Kirche des heiligen Petrus am Altar zum Gebet niederkniete, trat der Papst unerwartet vor ihn und setzte ihm eine goldene Kaiserkrone auf das Haupt und rief dabei mit lauter Stimme: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott

gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer sei Ehre und Sieg!" Alles Volk, das da versammelt war, wiederholte mit lautem Jubel dreimal die Worte des Papstes.

Am 28. Januar 814 starb dieser edle und große Fürst im 72. Jahre seines Lebens und am siebenten Tage seines Krankenlagers. Beim Herannahen des Todes faltete er die Hände und sang mit leiser Stimme: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!"

Am selben Tage noch ward der Leichnam des Kaisers geschmückt und einbalsamirt und alsdann in der Liebfrauenkirche zu Aachen beigesetzt. Man brachte ihn im vollen kaiserlichen Schmucke in die Gruft, mit einem Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf dem Haupte und einer goldenen Pilgertasche um die Hüfte; zu seinen Füßen stellte man das goldene Scepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte. Darauf wurde die Gruft mit Spezereien gefüllt, ihr Eingang zugemauert und versiegelt. Ueber das Grab wurde ein prächtiger Bogen gesetzt mit der Inschrift: „Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reichs, das er 47 Jahre glücklich regiert hat!" —

Die Gruft blieb geschlossen, bis im Jahre 1001 Kaiser Otto III. sie öffnen ließ, um sich an dem Anblick des großen Todten zu begeistern. Sie wurde dann wieder geschlossen und blieb es bis 1165, in welchem Jahre Friedrich Barbarossa die zusammengefallenen Gebeine in einen Sarg sammeln und in eine prächtigere Grabstätte legen ließ. Von diesen Gebeinen ging späterhin jede Spur verloren, bis sie 1846 wieder aufgefunden wurden.

---

121. Was König Heinrich der Finkler für Deutschland gethan.

Das Reich Karls des Großen, das bei seinem Tode von der Raab bis an den Ebro, von Benevent in Unteritalien bis

an die Eider sich erstreckte, zerfiel unter seinen schwachen Nachkommen. Nachdem in der blutigen Schlacht an der Enns (s. Vaterl. Leseb. II. 39) das deutsche Heer den Ungarn erlegen, ward Deutschland eine Beute der wilden, kriegerischen Horden.

Jahr auf Jahr wiederholten sich die Einfälle der Ungarn; wie ein Sturmwind fegten ihre zahllosen Reiterschaaren durch das Land, das schwer unter der Last ihrer Verwüstungen seufzte. — Große Muthlosigkeit herrschte allenthalben; denn auch unter König Heinrich des Finklers Führung wurden die Deutschen von den Ungarn furchtbar geschlagen. Da gelang es dem Könige, gegen Zahlung eines jährlichen Tributs und Herausgabe eines gefangenen ungarischen Führers, der bei den Ungarn ungemein beliebt war, mit ihnen einen zehnjährigen Waffenstillstand zu schließen. — Diese Zeit benutzte der König, das Reich wehrhaft zu machen und den kriegerischen Muth im Heere neu zu beleben.

Zuerst gründete er feste Plätze, wie Quedlinburg, Goslar, Meißen, Wittenberg und Soest; andere Orte, wie Merseburg, Nordhausen, Gronau ꝛc. umgab er mit Mauern; denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß nur die wenigen Städte, welche es damals gab, den Ungarn Widerstand zu leisten vermochten. Freilich waren die, welche Heinrich gründete, zuerst nicht viel mehr, als mit Wall und Graben umgebene Burgen. Die Bewohner einer solchen Burg und ihre Schutzbefohlenen wurden nach und nach Bürger genannt.

Aber die Deutschen ließen sich ungern in die Städte einschließen; denn sie kamen ihnen vor wie Gefängnisse, und lieber weilten sie draußen frei und ungehemmt im offenen Lande. Darum verordnete Heinrich, daß unter je neun freigebornen und also wehrhaften Männern je einer in die Stadt ziehen mußte.

Damals bestand nämlich die Nation aus Freien und Leibeigenen. Nur die Freien hatten erbeigenen Grundbesitz; die Leibeigenen aber, die ungeheuere Mehrzahl der Bewohner, waren von allen Rechten, vom Schutz der Gesetze, vom Handel und selbst von der Landesvertheidigung ausgeschlossen. Ein kurzes Haar oder kahlgeschorener Kopf machte

die Menge dieser Unglücklichen schon von ferne kenntlich. So ehr- und rechtlos waren sie, daß sie mit dem Hausvieh gleichen Werth hatten und wie Kaufmannswaare auf den Märkten eingehandelt und verkauft wurden. Ihre Anzahl wuchs von Jahr zu Jahr; denn Leute, die da verarmt waren, oder der Neckerei und Unterdrückung grausamer Reichen müde waren, wählten verzweiflungsvoll oft das bittere Loos der Knechtschaft, oder begaben sich in den Schutz eines Mächtigeren, um Versorgung und Sicherheit zu gewinnen.

Die Leibeigenen bauten für die Freien das Feld und arbeiteten auf deren Gütern und Höfen als Stall- und Hausknechte, als Waffen- und Schild-Schmiede, als Seiler, Brauer, Maler, Böttcher, Bäcker u. s. w., jeder nach seinem Geschick oder dem Willen seines Herrn; denn Handwerke als die Beschäftigung einzelner Männer gab es damals noch nicht.

Mancher Leibeigene genoß durch besondere Geschicklichkeit oder Herrengunst einige Freiheit als Aufseher und Oberknecht. Mancher war nur einigemal in der Woche arbeitspflichtiger Tageschalk; die übrigen Stunden verwendete er dem eigenen Nutzen. Mancher wohnte sogar auf eigener Hube*), hielt sich eigene Knechte und hatte eigenes Vermögen. Doch auch dann erbte noch sein Leibherr von der Hinterlassenschaft, meistens das beste Haupt Vieh, Geräthe und Kleider. — Andere konnten sogar die Scholle verlassen, welche sie anzubauen hatten, wenn aus ihrer Nachkommenschaft einer darauf blieb, der den Grund bestellte, wie bisher. Solche näherten sich schon den Freigelassenen. Höher als der Freigelassene standen seine Kinder; sie waren Befreite, betrachteten sich allen Freigebornen gleich und waren nur aus Armuth und gegen Bezahlung dienstbar.

Unter jenem neunten Theil der Bevölkerung, den König Heinrich die Städte bevölkern hieß, sind die Unfreien nicht mitgerechnet; denn diese zogen nach und nach in größeren Haufen in die Städte. Von jenen Freien oder Adalingen aber, die in

---

*) Hube, Huebe, Huoba — Halbhof, hatte 30 Morgen Acker-, Feld- oder Holzgründe. Mansus betrug eine halbe Huebe und betrug gewöhnlich 12 Morgen Landes.

die Städte zogen, kamen dann die Patrizier her, oder Geschlechter, wie man sie auch nannte, die bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein allein die Regierung in den Händen hatten, alle Gefälle der Stadt verwalteten und frei über Einnahme und Ausgabe verfügten, ohne den Handwerkern Rechenschaft abzulegen, bis diese nach wenigen Jahrhunderten, durch Reichthum und Waffenübung erstarkt, von den Geschlechtern Antheil an der Verwaltung der gemeinsamen Stadt forderten und erlangten.

Die frühern Leibeigenen, welche theils durch Vergünstigung der Bischöfe und Aebte, sowie auch weltlicher Herren, die die Geschicklichkeit ihrer Leute fördern wollten, theils durch Flucht von den Gütern der Edlen in die Städte gelangten, theilten sich die Arbeit; ein Jeder vervollkommnete sich in seinem besondern Fache, und daraus erwuchs zuerst das einzelne Handwerk. Bald verbanden sich die Menschen von gleicher Beschäftigung zu Gesellschaften, wie dies die Kaufleute einer Stadt schon zur Zeit Karls des Großen gethan hatten, und so erstanden die Zünfte, die Innungen, die Gilden, die im Mittelalter so kräftig und so segensreich wirkten. — Als in den nächsten Jahrhunderten die Gewerbe sich ausdehnten, wurden eigene Vorrathshäuser oder Niederlagen für die Waaren errichtet, welche Kauf- und Gildhallen oder auch Leghäuser hießen. Zugleich wies man den Händlern mit Lebensmitteln oder andern täglichen Bedürfnissen einen gemeinsamen Platz zur Auslegung ihrer Waaren an, damit den Käufern die Auswahl erleichtert, und damit noch überdies der gegenseitige Wetteifer der Gewerbsleute angeregt werde. So entstanden die Fleisch- und Brodbänke, wo alle Metzger und Bäcker der Stadt zusammen ihre Waare ausboten, nicht minder die Leder-, Wein- und Bierbänke. Bei manchen Städten finden sich noch Spuren dieser Einrichtung in den Fisch-, Obst-, Wein-, Gemüse-, Eier-, Holzmärkten u. s. w. In den folgenden Jahrhunderten legten die ansehnlicheren Städte die Gewerbsbuden in bedeckten Gängen ringförmig neben einander an. Man nannte sie dann „Lauben"; wir sehen solche noch in München, Wasserburg, Rosenheim und andern Städten unsers Vaterlandes.

König Heinrich ertheilte den Einwohnern der neuen Städte, die aus dem Stande der Leibeigenen oder Hörigen hervorgingen, bis auf einen gewissen Grad die Rechtsfähigkeit, und um denselben einen sichern Nahrungszweig zu gründen und die Gewerbsthätigkeit in den Städten zu vermehren, verordnete er, daß alle Versammlungen und Gerichte und Märkte und Wirthshäuser in den Städten gehalten werden sollten. — Solche Vorzüge weckten bei den gedrückten Leibeigenen immer mehr die Sehnsucht, in den Städten sich niederzulassen; dadurch wurden nun die Freien gezwungen, wollten sie ihre Güter nicht entvölkert sehen, ihren Leibeigenen eine mildere Behandlung angedeihen zu lassen.

Alle aber, die in der Stadt waren, mußten unablässig an den Mauern und Befestigungen derselben arbeiten, damit im Frieden eine sichere Zuflucht bereitet würde gegen die nahende Gefahr des Krieges. Auch Lebensmittel wurden in diesen Städten aufgehäuft, um zur Zeit der Noth für alle Flüchtlinge das Nöthige zu haben.

Der weise Heinrich wollte jedoch die Deutschen nicht bloß anleiten zur Vertheidigung hinter Wällen und Mauern, sondern auch in offener Feldschlacht sollten sie den Feinden sich gegenüberstellen. Dazu fehlten den Deutschen die Reiter. Zwar zu den Zeiten Karls des Großen war das fränkische Reich mächtig an eisengepanzerten Reitern; aber die innern Kämpfe unter den nachfolgenden Karolingern hatten viele wehrhafte Männer hinweggerafft. Zu Heinrichs Zeit kämpften die Deutschen fast nur zu Fuß und wenige besaßen Helm und Panzer. Schwerbewaffnete trugen damals wie auch nachher eiserne Helme auf dem Haupt; die Brust war umkleidet mit einem Wamms, d. h. einem dichten leinenen oder hanfenen oder aus anderm Stoffe zusammengenähten Kleidungsstücke, und darüber legte man einen eisernen Panzer oder ein Panzerhemd an, das aus eisernen, dicht schließenden Ringen zusammengesetzt und Pfeilschüssen undurchdringlich war. Ein also Bewaffneter zu Roß zerstreute leicht hundert unbewaffnete Menschen. Solche Schwerbewaffnete saßen nämlich auf hohen starken Rossen, und auch

diese waren bedeckt mit einer Panzerdecke aus eisernen Ringen zusammengefügt. Dann hatten die Reiter auch noch eiserne Beinschienen und Stiefel und Handschuhe fast ganz aus Eisen bestehend. Der Schild hing für gewöhnlich an einem Riemen vom Halse nieder; die Lanze trug der Ritter in der Hand, konnte sie aber auch am Sattel befestigen, daß sie gerade aufstand.

Heinrich ermunterte nun die Seinen, sich wieder auf solche Weise auszurüsten. Viele glauben, daß er auch die Turniere eingeführt habe, das ist die Art der Kriegsspiele, in denen auf einem bestimmten, von Schranken rings umschlossenem Platze je zwei vollbewaffnete Ritter mit eingelegter Lanze auf einander rannten und also ihre Kraft und Uebung zu gleicher Zeit erprobten. Dieser Sage gemäß erzählen uns Einige auch die Gesetze, welche der König und seine Großen selber bei diesen Turnieren festgesetzt haben sollen. Das erste Gesetz schlug Heinrich selber vor: es solle kein Gottloser zu diesem Ritterspiele zugelassen werden; das andere der Pfalzgraf Konrad: kein Friedensstörer dürfe mitkämpfen; das dritte der Herzog von Franken: Ueberläufer und Verräther müssen fern bleiben; das andere der Herzog von Bayern: kein Meineidiger oder sonst Bescholtener dürfe herzunahen. Also wurde ein Gesetz nach dem andern festgesetzt, und des Königs Geheimschreiber Philipp schlug das zwölfte vor: daß kein Edler, der mitkämpfen wolle, sich mit Handel und Gewerbe abgeben dürfe; die Adelsprobe aber solle erwiesen werden durch vier Ahnen.

Die Trefflichkeit der Einrichtungen Heinrichs erwies sich, als die Ungarn nach Ablauf des Waffenstillstandes neuerdings in Deutschland einfielen. Heinrich schlug sie bei Merseburg i. J. 933 so furchtbar, daß sie nicht wieder nach Deutschland kamen, so lange König Heinrich lebte. Die Völker des deutschen Reiches nannten ihren König von da an Vater des Vaterlandes, und die Könige anderer Völker schickten ihm ihre Boten, um ihm ihre Bewunderung und ihre Glückwünsche darzubringen.

Zum Andenken an jenen Sieg ließ Heinrich ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz anbringen.

Noch heute wird das Andenken an diese Errettung in dem Dorfe Keuschberg, unweit Merseburg, alljährlich durch eine Predigt und durch Vorlesung einer alten geschichtlichen Darstellung jener Schlacht gefeiert.

---

122. Die Ungarschlacht auf dem Lechfelde. 955.

Als Otto I., des Finklers Sohn, über Deutschland herrschte, kamen die Ungarn zahlreicher als je nach Deutschland. Der König entbot das ganze Reichsheer. Auf dem Felde in der Nähe von Augsburg ward an dem schnell daher fließenden Lech ein Lager aufgeschlagen, und dorthin sammelten sich die Schaaren der Bayern, Franken, Schwaben und der übrigen deutschen Völker.

Die Plänkler auf beiden Seiten brachten bald die Nachricht, daß die Heere einander nahe stünden; darum versöhnten sich vor dem Treffen im königlichen Heere alle Krieger, die bis dahin mit einander feind gewesen waren; es ward ein Fasten anbefohlen und Allen geheißen, sich bereit zu halten für den kommenden Morgen (10. August). Bei der Dämmerung erhoben sich die Krieger; ein jeder gelobte zuerst seinem Anführer, dann seinem Nebenmann mit einem Eide, seine Pflicht zu thun. Darauf schritten sie aus dem Lager hervor mit wehenden Fahnen und stellten sich in acht Schaaren auf. Der König Otto und sein Feldherr, der Markgraf Gero, hatten zum Kampfplatz einen Ort erwählt, wo sie durch Gebüsch gedeckt waren gegen den Pfeilregen der Ungarn; denn Pfeil und Bogen war die stärkste Waffe dieses Volkes. Den ersten, zweiten und dritten Haufen bildeten die Bayern; sie führte Graf Eberhard von Ebersberg; denn ihr Herzog Heinrich lag krank zu Regensburg. Der vierte Haufe bestand aus Franken, an deren Spitze Herzog Konrad einherritt, ein Mann von kühnem Sinne und dabei zugleich doch auch besonnen, erfahren in jeglicher Art des Kampfes zu Fuß und zu Roß und beim ganzen Heere wohl beliebt. Der fünfte und größte Haufe, welcher auch der königliche genannt wurde,

bestand aus den auserlesensten Kriegern aller Stämme und ward von Otto selber angeführt. Mitten in diesem Haufen wehte die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael, der den Lindwurm zertritt. Den sechsten und siebenten Haufen machten die Schwaben aus, welche Herzog Burchard führte. Dann war noch ein wohlbewaffneter Haufe da, von tausend streitgerüsteten Böhmen. Ihnen ward der Befehl, das Gepäck des Heeres zu schützen; denn dieses war um der vermeintlich größern Sicherheit willen nach hinten gebracht.

Allein die Sache verlief anders als man dachte; denn den Ungarn war diese Stellung des Heeres nicht unbekannt geblieben. Darum setzte eine große Schaar über den Lech, umging das deutsche Heer, und ehe man es sich versah, fielen ihre Pfeile auf einmal in den letzten Haufen, der bei dem Gepäcke war. Zugleich ertönte ihr Schlachtruf: Hui, hui! und bald waren die tausend Böhmen theils getödtet, theils gefangen und alles Gepäck in den Händen der Ungarn. Von da aus griffen sie auch den siebenten und sechsten Haufen an und trieben auch diesen in die Flucht. Als dem Könige diese Bedrängniß seiner letzten Haufen verkündet wurde, schickte er sogleich den Herzog Konrad mit dem vierten Haufen ihnen zu Hilfe. Der warf sich auf die Ungarn, entriß ihnen die Gefangenen und die Beute und trieb ihre Horden, die sich schon zum Plündern zerstreut hatten, in wilder Flucht davon.

Mittlerweile aber waren auch die großen Heermassen selbst einander noch näher gerückt, und Otto sah, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Nachdem ergriff der König seinen Schild und die heilige Lanze*) und lenkte selber zuerst sein Roß auf die Feinde. Bald entbrannte an allen Orten der Kampf. Lange hielten die Ungarn Stand; doch endlich begann der eine Flügel zu weichen; noch wollten die mann=

---

*) Die heilige Lanze gehörte mit zu den königlichen Abzeichen des deutschen Reiches. Sie war schon Eigenthum Kaiser Konstantins des Großen gewesen; ihre Schneide war aus einem der Nägel gefertigt, mit denen die Füße und Hände des Herrn Jesu Christi am Kreuze durchbohrt waren.

haftern unter ihnen Widerstand leisten; aber sie vermochten den geschlossenen Andrang nicht auszuhalten, und zuletzt wandten sich Alle zur wildesten Flucht. Einige eilten in die nahen Dörfer und wollten sich hier vertheidigen; aber die Häuser wurden über ihrem Haupte angezündet, daß sie also elendiglich umkamen. Viele von ihnen, die noch am andern Ufer des Lechstromes waren, wollten diesen durchschwimmen und so sich retten; aber beim Heranklettern am andern Ufer wurden sie zurückgeworfen und mußten im Lech ertrinken. Wenige von den Ungarn entkamen, und in ihrem Lande selbst entstand später die Sage, es seien aus der Schlacht am Lech nur sieben der ihrigen mit abgeschnittenen Ohren heimgekehrt. Auch zwei der Führer der Ungarn, Lehel und Verbults, wurden gefangen und auf Befehl des Königs zum Herzog Heinrich von Bayern gebracht, der sie alsbald wie Räuber an den Galgen hängen ließ. Dafür rächte sich Botond, der dritte Führer der Ungarn, durch das Niedermetzeln aller gefangenen Deutschen. Auch sonst war der große Tag blutig genug für diese. Unter den Gefallenen war auch Herzog Konrad von Franken. Als dieser einmal bei der heißesten Blutarbeit die Ringe seines Panzers lüftete, um sich ein wenig abzukühlen, traf ihn ein Pfeil am Halse und machte alsbald seinem Leben ein Ende. Aber der Verlust der Ungarn war unendlich viel größer, als derjenige der Deutschen. Von den Kettchen und Glöckchen von Gold und Silber, welche die Ungarn am Halse trugen, brachten die Deutschen viele Mark Goldes und Silbers zu Kirchengeräthen zusammen.

Dieser Kampf war für immer entscheidend und zwang die Ungarn, ruhig daheim innerhalb ihres Gebietes zu bleiben und sich an die Sitten und Gebräuche europäischer Völker zu gewöhnen; denn bis dahin hatten sie nur als rohe, nomadische Asiaten gelebt. Jedoch ein Theil des bisherigen Ungarlandes ward ihnen abgenommen; die Bayern breiteten sich von der Enns bis an die Erlach aus und bauten sich dort in Städten an. Also begann die Markgrafschaft Oesterreich, die viele Jahrhunderte hernach einem Kaiserthume den Namen gab, welchem auch Ungarn selber unterthan wurde.

Zur Erinnerung an diesen Sieg erbaute Otto zu Merseburg eine Kirche zu Ehren des heiligen Laurentius und legte dadurch den Grund des spätern Bisthums Merseburg.

---

123. Die Kaiserwahl.

(Mit Konrad II. beginnen die Kaiser aus dem salisch-fränkischen Stamme v. 1024—1125).

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien herauf zu zieh'n;
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf;
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Blicken mass:
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl gescheh'n,
Dass, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten uns're freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die eb'ne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt

Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer, —
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
Und mitten in dem Lager jedes Volk's
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüssen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeden Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und Alle doch ein grosses Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mahlich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluss.
Aus vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen wurden Zween,
All' Beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,

Dass fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und dass die Wage ruht im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältigt.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt in manches Mannes Bart;
Und wie nun um ihn harrend all' die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Dass man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn Niemad wagt' es, diesen oder den
Zu kürzen mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am And'ren Unrecht zu begeh'n,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich fassten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuss;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „einer es muss sein,
So sei's der Ält're." Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Kunrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
Als der gewählte d'rauf sich niederliess,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn mit sich auf den Königssitz;
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund'.
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar. —

Zum Festzug aber schaarten sich die Reihen,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüsst.
So wallten sie den Strom hinab nach Mainz,
Woselbst der König im erhab'nen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing;
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt ob allem Volk.

---

124. Der Beginn der Kreuzzüge. 1095.

Schon von früher Zeit her waren in der gläubigen Christenheit die Augen der Sehnsucht nach dem gelobten Lande gerichtet, und seit durch Constantins Mutter Helena an den wichtigsten Stätten, die der Heiland betreten und besonders durch sein Leiden und Sterben geheiligt hatte, Kirchen errichtet worden waren, zogen bald einzeln, bald geschaart, fromme Pilger in das Morgenland, am Grabe des Erlösers zu beten und Vergebung der Sünden zu erlangen.

Die Araber, die seit dem 7. Jahrhundert Herren des heiligen Landes waren, ließen nicht nur die christliche Gemeinde zu Jerusalem und ihren Patriarchen ungekränkt, sondern legten auch den Wallfahrern bei ihren Andachtsübungen nie etwas in den Weg; sie sahen in diesen Besuchen vielmehr nur ihren Vortheil. Anders aber ward die Sache, als die seldschukischen Türken Palästina eroberten (1706). Das war ein türkischer Nomadenstamm, der bis dahin in den Steppen am kaspischen

Meer und Aralsee umhergeschweift war und im Gefühle seiner rohen Kraft sich in wenigen Jahren zum Heerscher über Perser und Araber machte. Jene rohe, fanatische Raubhorde übte an den heiligen Orten alle möglichen Frevel, stürzte Altäre um, verwüstete Kirchen, zerschlug Gemälde, trat Kelche und andere Heiligthümer mit Füßen, legte willkürlich schwere Steuern auf und mißhandelte die Pilger mit Schlägen und Gefängniß.

Da erschien vor dem Papst Urban II. ein frommer Pilger, Peter von Amiens. Früher Soldat, war er Einsiedler geworden und nach Jerusalem gepilgert. Bei dem Anblick der Noth und des Elendes der Christen im Morgenlande erwachte in ihm der Entschluß, das Abendland aufzurufen zur Hilfe gegen diese Grausamkeiten. Als er am letzten Tage noch in der Kirche des heiligen Grabes auf den Stufen des Altares kniete, fiel er müde vom Wachen und Beten in tiefen Schlummer, und es war ihm, der Herr geböte ihm, nicht abzulassen in seinem Vorsatze, und die Kirche, in der er weile, zu befreien aus den Händen der Ungläubigen. —

Papst Urban empfing den begeisterten Einsiedler mit Wohlgefallen und bevollmächtigte ihn, das Kreuz wider die Ungläubigen zu predigen. Peter durchzog, auf einem Maulesel reitend, barfuß und mit entblößtem Scheitel, den Strick um die Lenden, das Crucifix in der Hand, zuerst Italien, dann Südfrankreich von Stadt zu Stadt und schilderte in Kirchen und auf Heerstraßen mit glühenden Worten die Bedrängnisse der morgenländischen Christen. Alt und Jung, Vornehm und Gering ward von dem Feuerblick seiner tief im abgemagerten Gesicht liegenden Augen, von seiner bilderreichen, begeisterten Rede ergriffen; Alles ersah in ihm einen Boten des Himmels und ward vom Drange nach der Befreiung des heiligen Landes mächtig erfaßt.

Der Papst berief nun 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich, und die Zahl der Menschen, die dort zusammenkamen, war so groß, daß kein Gebäude in der Stadt sie fassen konnte, sondern unter freiem Himmel der Papst seine Anrede an sie richtete. Besonders wandte er sich

an die Ritter, die großen und kleinen Machthaber und Gewaltigen, welche stets bereit zum Kampf und Blutvergießen waren und sprach: „Ihr, die mit der Kriegswehr an der Seite es euch ein Großes dünken lasset, daß ihr eure Brüder zerfleischet und euch einander ermordet; ihr, die ihr Wittwen und Waisen unterdrückt, Menschen ungestraft erwürgt und Gotteshäuser plündert; ihr, die ihr den Krieg in der Ferne wittert und ihm nachzieht, wie der Geier dem Aase: euch Alle rede ich an und sage euch, daß euer Lebensweg der schändlichste ist, weil ihr euch entfernt von Gott. Aber einen andern Weg eröffne ich euch zum Gebrauch dieser Waffen; wendet sie an gegen den Feind des Christenthums zum Schutze der morgenländischen Kirche. Darum ermahne ich euch, daß ihr verabscheut, ferner noch die räuberische Hand auszustrecken gegen eure Mitchristen, dagegen aber euer Schwert zückt gegen die Türken; denn also will es Gott! Ihr werdet siegreich in das Vaterland heimkehren; oder wenn Einem nicht Solches, sondern vielmehr der Tod im Streite für den Herrn und seine Kirche beschieden ist, so werdet ihr der Krone des ewigen Lebens theilhaftig werden. Also will es Gott!"

Als Papst Urban in solcher Weise seine Rede geendet hatte, rief alles Volk, das da versammelt war: „Gott will es! Gott will es!" Zuerst trat dann der Bischof Adhemar von Puy hervor und bat um die Erlaubniß, am Zuge in's gelobte Land gegen die Türken Theil nehmen zu dürfen. Der Papst gewährte sie ihm und heftetete ihm zum Zeichen dessen ein rothes Kreuz von Wolle auf die rechte Schulter. Seinem Beispiele folgend, drängten sich nun so Viele mit der gleichen Bitte herbei, daß der Papst sogar sein Gewand zu den rothen Kreuzen zerschneiden mußte.

Nachdem er noch den Bischof Adhemar zu seinem Stellvertreter (Legaten) für diesen Kreuzzug ernannt und allgemeinen Gottesfrieden verkündet hatte, entließ er die Versammlung. Im Sommer des Jahres 1096 zogen die Schaaren des Kreuzheeres unter ihren Führern auf verschiedenen Wegen durch Europa, um sich in Uebereinkunft mit dem griechischen Kaiser in Konstantinopel zur Ueberfahrt nach Asien zusammenzufinden.

125. Erstürmung Jerusalems durch die Kreuzfahrer 1099, den 15. Juli.

Nachdem die Kreuzfahrer 5 Wochen lang vor Jerusalem gelegen und die nöthigen Vorbereitungen gemacht hatten, begann der Sturm. Kühn, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden; brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele gefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen ungeachtet aller Bemühungen nicht im Stande waren, ein Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon*) errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles; Wenigen war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf heftiger noch, als am vergangenen Tage; denn die Christen waren er=

---

*) Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, ausgezeichnet durch Tapferkeit, Edelmuth und andere herrliche Tugenden, war der Hauptführer des im Jahre 1096 aufgebrochenen Kreuzheeres. Nach Eroberung Jerusalems wurde er zum Könige des heiligen Landes erwählt; er aber nannte sich aus Demuth nur den Beschützer des hl. Grabes, weil er da keine goldene Krone tragen wollte, wo sein göttlicher Heiland eine Dornenkrone getragen. Er starb leider schon den 18. Juli 1100 in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes, gleichmäßig von Franken, Syriern und Griechen beweint. Er wurde in der Kirche des hl. Grabes beigesetzt. Seine Grabschrift: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, der dieses ganze Land dem Christenthum gewonnen hat; seine Seele ruhe in Gott!" drückt das Wesen und die Bedeutung dieses christlichen Glaubenshelden einfach, aber erschöpfend aus. Ihm folgte auf den Thron sein tapferer Bruder Balduin.

bittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahnten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die Letzteren einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Oel und Wachs darüber hin, steckten Alles an mehreren Stellen zugleich in Brand und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen wegziehen, allein es mißlang, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn festhielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den glücklicher Weise für solche Fälle herbeigeschafften Essig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie — Robert — und der Graf von Flandern — Balduin — verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen, und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter von dem Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen? gewahrt ihr den himmlischen Beistand?" — Und Alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken die größten Steine über die Mauern, und weil alle andern Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen nebst drei Mädchen, welche sie begleitet hatten, und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen vier Stunden war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet, und des Herzogs Thurm der innern Mauer genähert.

Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk, oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauern aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt eine Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken. Zwei Brüder aus Flandern, Ludolph und Engelbert, betraten aus dem mittlern Stockwerk zuerst die Mauer, ihnen folgten, aus dem obern Stockwerk herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustachius, sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war Raimund, Graf v. Toulouse, an der andern Seite der Stadt auf das Aeußerste bedrängt, und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten auch die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David's gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon (ein Dorf in Palästina). Raimund erfüllte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eile drangen nunmehr auch die Provencalen (Bewohner der Provence in Frankreich) in die Stadt, daß 16 von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred*) fechtend bis zur Kirche des hl. Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor

---

*) Tankred, Fürst von Apulien in Unteritalien, war nebst Gottfried v. Bouillon der edelste und hervorragendste Held des ersten Kreuzheeres.

Allem 10,000 in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. — Man metzelte nieder, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte.

Aufgehäuft lagen die Leichname selbst in den abgelegensten Straßen; schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen zerstreut umher geworfenen menschlichen Glieder. Von 40,000 Saracenen blieben nicht so Viele am Leben, als erforderlich war, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen.

Endlich wurden die Waffen aus der Hand gelegt; die Pilger reinigten sich vom Blute, entblößten Haupt und Füße und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhoben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hilfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freude und konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme.

---

126. Der Tod des letzten Hohenstaufen.

Konradin saß mit seinem Freunde Friedrich von Oesterreich eben beim Schachspiele, als man ihm das Todesurtheil verkündete. Mit ruhiger Fassung vernahm er es und benutzte die ihm gelassene kurze Zeit, um sein Testament zu machen und seine Seele durch Gebet und Beichte mit Gott auszusöhnen. Unterdessen errichtete man vor der Stadt, dicht am Strande, in der Nähe der Karmeliterkirche, in aller Stille das Blutgerüste. — Es scheint, Karl habe mit grausamer Bosheit diesen Ort auserwählt, um dem unglücklichen Fürsten vor seinem Tode noch einmal alle die Herrlichkeit seines ihm entrissenen väterlichen Reiches zu zeigen. Das blaue, völlig ruhige Meer dringt nämlich bis an diesen Platz vor; verklärt

durch die reinen Lüfte des Südens, umschließen von hier aus den herrlichsten aller Meerbusen in weitem Zauberkreise Portici, Kastellamare, Sorent; links erhebt sich der drohende Vesuv, rechts die Felsenzacken der Insel Capri.

Am 29. Oktober 1268 wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer harrte. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, trat Robert von Bari hervor, jener ungerechte Richter, der, der einzige unter allen, Konradin des Todes schuldig erachtet hatte und sprach auf Befehl des Königs: „Versammelte Männer! dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um das Volk aufzuwiegeln und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Durch Zufall anfangs Sieger, ward er bald durch die Tüchtigkeit des Königs besiegt, und er, der durch kein Gesetz sich gebunden glaubte, wird nun gebunden vor das Gericht des Königs geführt, das er zu vernichten drohte. Darum wird auf den Rath der weisesten Richter über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Mörder das Todesurtheil gesprochen und auch allsogleich vollzogen werden."

Tiefe Bewegung und dumpfes Gemurmel entstand unter den Anwesenden bei Anhörung dieses Urtheiles; aber dabei blieb es auch, denn Jeder fürchtete den grausamen König. Nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn und ein eben so schöner als edler Mann, vermochte seinen Zorn nicht zurückzuhalten, sprang hervor und rief dem Robert von Bari zu: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" Zugleich traf er ihn so mit dem Schwerte, daß man ihn für todt hinwegtrug. Der König verbiß seine Wuth, als er sah, daß die französischen Ritter die That des Grafen billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage

alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, insbesondere Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arm und Augen gen Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehl' ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend aus: „O Mutter, welche Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich.

Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; auch das des Grafen zu Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen höheren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst

getödtet werde! Nach diesen mordete man noch Mehrere; wer von den Beobachtern aber hätte ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über Tausend allmählich auf solche Weise das Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt. Zu all' diesen herzzereißenden Thatsachen hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt. Ein Adler, so heißt es, schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann auf's Neue; der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen; die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben; Konradins Mutter eilte nach Neapel, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde.

---

127. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
 Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmale.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die Sieben,

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pocal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger'" spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,

„Er steht in des größeren Herren Pflicht!
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Im folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn:
Voran kam der Meßner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.“

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.

Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."



„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.

Und er selbst auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

128. Die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst.

In die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts fallen zwei Erfindungen, welche die Verhältnisse der Völker in materieller und geistiger Beziehung vollständig umgestalteten, das Anbrechen einer neuen Zeit ermöglichten und das stetige, wenn auch langsame Eintreten edlerer und glücklicherer Zustände im Leben und Denken des Volkes zur Folge hatten. — Der Ruhm beider Erfindungen, es sind die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, gebührt der deutschen Nation, und diese beiden Erfindungen allein schon beurkunden die hervorragende Stellung, welche das deutsche Volk unter den Völkern der Erde einzunehmen berufen ist.

Die Erfindung des Schießpulvers geschah um das Jahr 1340 durch den Franziskanermönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau. Allerdings war schon in frühern, ja selbst in den ältesten Zeiten, manchen Völkern das Schießpulver nicht unbekannt. So ist durch neuere Forschungen dargethan worden, daß die Bewohner des vom Ganges durchströmten Landes, die hochgebildeten Alt-Indier, schon mehr als tausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung bei Belagerungen und bei Vertheidigung fester Orte Feuerwaffen, namentlich eine Art großen Feuergeschützes, brauchten. Auch die Chinesen sollen schon in den ältesten Zeiten das Schießpulver gekannt haben. Ferner lesen wir, daß, als der Ommaijade Moawijah — 565 — Konstantinopel zu Wasser und zu Land hart bedrängte, die Griechen durch das angewandte „griechische Feuer" Steine aus metallenen Röhren auf die Flotte der Muselmänner trieben. In der Bibliothek zu Oxford befindet sich ein Buch aus dem 9. Jahrhundert, worin die Mischung unsers Schießpulvers genau angegeben ist. Auch die Araber sollen, 1095, in einem Seetreffen einer Feuerwaffe sich bedient haben. Gleichwohl aber verbleibt dem deutschen Mönch die Ehre der unabhängigen Wiedererfindung des Schießpulvers,

und von seinen Versuchen angefangen, die er durch die Explosion eines Mörsers mit dem Leben bezahlt haben soll, wurde der Gebrauch und die Anwendung des Schießpulvers immer allgemeiner und verbreiteter.

Wurde das Pulver zuerst auch nur zum Sprengen gebraucht, so finden wir es doch schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts beim groben Geschütz und zwar bei Belagerungen angewendet. Die ersten tüchtigen Geschützwerkmeister lieferten die Städte, wie denn Meister Johann von Aarau als der erste berühmte Stückgießer genannt wird. Im Jahre 1356 kommt gekauftes Geschütz und Pulver in der Stadtrechnung Nürnberg's vor, und 1372 hatte Augsburg seine ersten Kanonen. Lübeck baute 1360 die erste Pulvermühle, und in einem Seetreffen der Hansa 1361 wurde ein dänischer Prinz mit einer Bombarde verwundet. Anfangs wurden Steinkugeln angewendet; aber schon 1387 gebrauchte die Hansa metallene Kugeln. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kamen die Handbüchsen und Musketen zur Anwendung, und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts waren die Feuerwaffen schon in häufigerem Gebrauch.

Durch die Erfindung des Schießpulvers wurde das Faustrecht vollständig gebrochen, gesetzlichere Zustände ermöglicht; durch das Schießpulver wurden die Kriege abgekürzt und denselben die vorher gewöhnliche menschenschlächterische Grausamkeit benommen; und wie das Schießpulver die Burgen des räuberischen Adels brach und so Handel und Wandel sicherte, so ist es nicht minder auch als mächtiges Sprengmittel im Dienste der Menschheit gestanden, indem es dem Handel und der Schifffahrt Land- und Wasserstraßen gebahnt und geebnet. Ohne den Besitz des Schießpulvers wäre uns aller Wahrscheinlichkeit nach die Frucht der Entdeckung Amerika's verloren gegangen; denn die wenigen Männer, die dem kühnen Entdecker sich angeschlossen, wären sicherlich dem feindlichen Andrang der zahllosen Indianerstämme erlegen, wäre nicht der „Donner und der Blitz des Himmels," die Feuerwaffe, in ihrem Besitz gewesen. Ja heutzutage noch sichert dem Europäer die Feuer-

waffe das Uebergewicht über barbarische Völker und den Besitz seiner Colonieen in fernen Erdtheilen, und wahrt so Handel und Wandel und das Vordringen europäischer Gesittung und Bildung in den fernsten Ländern.

Einhundert Jahre nach der Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz ging von Deutschland aus eine andere Erfindung, welche unter allen großen Weltbegebenheiten die folgenreichste und wohlthätigste genannt werden muß, — die Erfindung der Buchdruckerkunst. Durch sie wurde der Buchstabenschrift, also auch der Sprache und dem Geiste des Menschen die volle Wirksamkeit verliehen; sie machte das Wort des Einen Millionen vernehmlich; durch sie wurden die Schätze der Erkenntniß, wie der Empfindung aller Menschen und aller Zeiten zum wahren Gemeingute des Geschlechtes, zum leicht erwerblichen Besitzthume jedes Einzelnen gemacht. Der Buchdruckerkunst allein verdanken wir die glänzendsten Fortschritte der Wissenschaft, so wie die allgemeine Verbreitung derselben; ohne diese wichtigste der Erfindungen läge der Volksschulunterricht noch tief darnieder, der größte Theil der Menschen müßte der edelsten menschlichen Güter entbehren; denn die eigentlichen Volksbücher, die dem Elementar-Unterrichte gewidmeten Werke, die jedem Stande, jeder Bildungsstufe angepaßten Schriften setzen, wenn sie die gehörige Wirksamkeit äußern sollen, die leichte und wohlfeile Vervielfältigung, also die Arbeit der Presse, voraus.

Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst hatte man den langsamen Weg des Abschreibens gehen müssen, auf dem sich Tausende von Händen in Klöstern und Gelehrtenstuben abmühten, die Schriften der Alten durch genaue und schöne Handschriften zu vervielfältigen. Mancher schrieb sein Leben lang an einem oder einigen wenigen Werken; Bücher waren daher selten; auch hinderten die großen Kosten der Abschriften die größere Verbreitung, und z. B. 400 bis 600 Goldgulden für eine Bibel zu geben, war nur Reichen möglich.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst selbst ging aus der Formschneidekunst hervor und war anfangs Xylographie,

indem man kleine Schriften seitenweise in Holz schnitt und diese unbeweglichen, mit Tinte bestrichenen Lettern abdruckte.

Die Xylographie kannten die Chinesen schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt; wie denn dieses in sich abgeschlossene Volk noch heute wie vor tausend Jahren seine Schriften in Zeichen ganzer Wörter druckt, die auf Holztafeln eingeschnitten sind. Im Abendlande finden sich erst mit Beginn des 15. Jahrhunderts die ersten Spuren des Holzschnittdrucks, indem Spielkarten und Heiligenbilder durch Abdruck von gestochenen Holzplatten vervielfältigt wurden, erst ohne, dann mit beigefügten Sprüchen. Schon Lorenz Koster von Harlem hatte seit 1420 ganze Seiten in Holztafeln geschnitten und in solcher Art Bücher gedruckt. Ihm wollen auch die Holländer die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Aber es ist nun nach sorgfältigen Forschungen unbestreitbar geschichtlich festgestellt, daß Johann Gutenberg aus Mainz zuerst und zwar in Straßburg, 1436, die beweglichen Lettern erfunden, und nachher zu Mainz mit Johann Fust, einem reichen und angesehenen Bürger daselbst, der das Geld dazu vorschoß, die erste vervollkommnete Druckerpresse zu Stande gebracht. — Zum Druck wurde Leinenpapier genommen, dessen Erfindung ebenfalls für Deutschland in Anspruch genommen werden muß, wie denn die schwäbische Stadt Ravensburg schon 1324 eine Papierfabrik besaß, und 1390 Ulrich Stromer in Nürnberg eine gründete. Die erste sichere Urkunde auf Leinenpapier ist aus dem Jahre 1318.

In Straßburg, wohin Gutenberg 1424 in Folge eines Parteikampfes von Mainz übersiedelte, druckte Gutenberg erst mit in Holz geschnittenen Tafeln; alte Gerichtsakten von einem Processe Gutenbergs mit einem Straßburger Bürger aber deuten unverkennbar darauf hin, daß Gutenberg auch in Straßburg schon mit beweglichen, gegossenen Lettern druckte. Nachdem Gutenberg sein ganzes Vermögen an die Versuche zu seiner großen Erfindung gesetzt hatte, kehrte er 1445 arm nach Mainz zurück. Fust streckte ihm zur Errichtung einer neuen

Werkstätte Geld gegen hohe Zinsen und unter harten Bedingungen vor. Gutenberg ging von Neuem an sein großes Werk.

Auch nach der Verbindung mit Fust druckte er noch eine Zeit lang mit festen Holztafeln, weil für gewisse Gegenstände, wie z. B. für ABC-Tafeln und Schulbücher der Tafeldruck weit geeigneter und wohlfeiler war, als der Druck mit beweglichen Buchstaben; bald bewerkstelligte er aber auch das Drucken mittels beweglicher, hölzerner Buchstaben.

Von diesen Holztypen aus der gutenberg-fust'schen Werkstatt haben sich einzelne bis auf unsere Zeit erhalten. Sie sind aus Birnbaumholz, etwa 1½ Zoll hoch, viereckig und haben oben ein Loch, um sie an einen Faden oder Drath anreihen zu können. Jetzt gehören derartige Exemplare selbst in Mainz zu den größten Seltenheiten, weil der alte Gebrauch, jedem Buchdruckerlehrling bei seiner Lossprechung einen dieser gutenberg'schen hölzernen Buchstaben zum Andenken zu übergeben, ihre Zahl nothwendig mit jedem Jahre sehr vermindern mußte. — Gutenbergs nächster Versuch war, die Lettern statt aus Holz in Metall zu schneiden, und da auch Letzteres zu viel Zeit erforderte, und die Buchstaben wegen der unvermeidlichen Ungleichheit nie ein richtiges Verhältniß zu einander bekamen, so gerieth er endlich auf die Erfindung der Schriftgießerei, wodurch er seine Kunst zur höchsten Ausbildung befähigte. Fust's Schwiegersohn, Peter Schöffer, ein tüchtiger Schönschreiber, vervollkommnete dieselbe, indem er statt wie bisher geschehen, die Matrizen (Form zum Gießen der Buchstaben) zu gießen, dieselben mittelst eines Stahlstempels, auf welchen der auszudrückende Buchstabe erhaben geschnitten war, in dünne Kupfer- und Messingplättchen schlug, und durch dieses eben so leichte als sinnreiche Verfahren nicht nur einen schnelleren Guß, sondern auch völlige Gleichheit, Schönheit und Schärfe der Buchstaben erzielte. — Auch die von Gutenberg aus Lampenruß mit Wasser und Leim zubereitete Druckerschwärze, die weder Glanz, noch Kraft hatte, durch jede Feuchtigkeit aufgelöst wurde und mit der Zeit abfiel, befreite Schöffer von diesen Mängeln durch einen Zusatz von Oel.

Das erste mit beweglichen Lettern und mit der Jahresangabe 1457 versehene Buch, das aus der gutenberg-fust'schen Presse hervorging, war der lateinische Psalter, dem dann die 42-zeilige erste lateinische Bibel folgte, von der Gutenberg aber nur die ersten 12 Bogen besorgte. Denn seit 1455 war er mit Fust, der den zu erwartenden Gewinn von Gutenbergs Erfindung allein ausbeuten wollte, in einen Prozeß gerathen und mußte ihm sein ganzes Druckgeräthe überlassen. Fust und Schöffer vollendeten 1461 die vorhin erwähnte lateinische Bibel und brachten 1462 die zweite zu Stande. Damit reiste Fust nach Paris, und da er seine Exemplare, die er anfangs für geschrieben ausgab, um 60, zuletzt um 30 Goldgülden verkaufte, so hatte er reißenden Absatz. —

Nachdem Gutenberg durch die Versuche zur Erfindung der Buchdruckerkunst sein Vermögen, durch den ungerechten Urtheilsspruch des Gerichts den sämmtlichen Druckapparat, durch Fust's ehrlose List auch die sämmtlichen Erstlingserzeugnisse seiner großen Erfindung verloren, stand er wieder am Anfang, zwar an Erfahrungen reicher, aber ärmer und hilfloser als vorher. Aber der Muth hatte ihn nicht verlassen, und mit ungebeugter Willens- und Thatkraft betrat er noch einmal den mühevollen Pfad. Schon i. J. 1456 setzte ihn Konrad Hummer, ein allgemein hochgeachteter Mann, durch Geldvorschüsse in den Stand, eine neue Werkstatt in Mainz zu errichten. Das erste Werk, welches aus dieser Presse hervorging, erschien erst 1460 auf Pergament und auf Papier, mit großen Initial-Buchstaben*), welche bei den Pergament-

---

*) Initial-Buchstaben = Anfangsbuchstaben; diese wurden aus freier Hand eingezeichnet und reich mit Gold-, Silber- und Farbenzier versehen. Die ersten Druckschriften, welche aus den Officinen Gutenbergs's und Fust's hervorgingen, werden Incunabeln genannt. Solch kostbare Kleinode befinden sich in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, in den k. Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Rom, Paris u. a. O. In der k. Hofbibliothek zu München befinden sich 2 Exemplare der oben genannten 42-zeiligen Bibel, welche die erste größere Frucht der neuen Erfindung genannt werden muß. Beide Exemplare kamen aus den ehemaligen Kloster-Bibliotheken von Andechs und Rothenbuch.

exemplaren weiß in Gold und Purpurfarbe eingemalt sind. Es war das sogenannte Katholikon von Balbi.

Gutenberg schloß 1465 seine Officin und nahm beim Kurfürsten Adolph von Mainz eine Hofstelle an und starb zwischen 1467 und 68. In dieselbe Zeit fällt Fust's Tod, der wahrscheinlich zu Paris erfolgte, wohin er zwischen März und Juli 1466 mit einer Ladung seiner Verlagswerke gegangen war. Peter Schöffer setzte das Geschäft mit unermüdetem Eifer fort. Dabei war er als Schriftschneider und Gießer unausgesetzt thätig und trieb zugleich als der erste in Deutschland einen ziemlich umfangreichen Buchhandel; denn er besorgte auch den Vertrieb von Werken anderer Drucker. Das letzte Buch, welches seinen Namen als Drucker trägt, ist die 4. Auflage des prächtigen Psalters von 1457, beendigt am Vorabend des hl. Thomastages 1502. Schon das Jahr darauf tritt sein Sohn Johann als Drucker auf, und Peter Schöffers Name verschwindet unter den Druckwerken der Mainzer Officinen.

Die Buchdruckerkunst wurde anfangs als Geheimniß behandelt. Als aber 1462 mit der Eroberung von Mainz (durch einen Adolph von Nassau in seinem Streite mit Diether von Isenburg um den erzbischöflichen Stuhl) die zahlreichen Druckergehilfen sich nach allen Richtungen zerstreut hatten, fanden sich nach wenig Jahren in den wichtigsten Städten am Rhein, in den Niederlanden und in Süddeutschland Druckereien.

Die erste italienische Stadt, welche eine Buchdruckerei in ihre Mauern aufnahm, war Rom, und die ersten Buchdrucker daselbst waren zwei Deutsche: sie waren es, welche die der eckigen Mönchsschrift nachgebildeten Lettern durch die runde Antiqua allenthalben verdrängten, so daß jene nur in Deutschland blieb. — Die erste Buchdruckerei in Paris errichteten drei Deutsche 1469. — Die erste außereuropäische Druckerei wurde 1550 in Mexiko errichtet.

Nebst Coster und Gutenberg ist ein dritter Mitbewerber um die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst Albrecht Pfister zu Bamberg. Seine Drucke mit beweglichen Typen, die sich bis 1562 verfolgen lassen, haben zu der Fol-

gerung Veranlassung gegeben, daß er entweder ein Arbeiter Gutenberg's gewesen, aber kurz nach des letzteren Trennung von Fust Mainz verlassen, oder daß er die Kunst, mti beweglichen Metalltypen zu drucken, sich selbst zu verdanken habe. Pfister's erste typographische Erzeugnisse waren, wie bei Coster und Gutenberg, Schul- und Gebetbücher.

---

129. Mustersätze für den deutschen Sprachunterricht.

1. Die Wahrheit siegt. 2. Der Edle verzeiht. 3. Viele sind berufen. 4. Heute ist nicht morgen. 5. Es braus't das Meer. 6. Lies! 7. Die Mittelstraße ist die beste. 8. Wüstenkönig ist der Löwe. 9. Eine Rose wird die Knospe. 10. Fremdes Lob klingt. 11. Des Himmels Fügungen sind immer die besten. 12. Segen ist der Mühe Preis. 13. Das Streben zu beglücken ist edel. 14. Ist ein alter Eindruck ein verlorner? 15. Wer da! 16. Freue dich des Lebens! 17. Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt. 18. Harte Schicksale hämmern die Tugend. 19. Es heilt die Nacht des Tages Wunden. 20 Wir wollen trauen auf den höchsten Gott. 21. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. 22. Gebüßt wird unter der Sonne jede That der verblendeten Wuth. 23. Auch aus entwölkter Höhe kann der zündende Donner schlagen. 24. Die Pflanze kehrt freudig sich zum Lichte. 25. Nach der That versteht auch der Narr den Rath. 26. Leiden währt nicht immer. 27. Flüchtig kreis't des Jahres Tanz. 28. Du siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht. 29. Durch Reden nicht, durch Thun und Schweigen muß sich die wahre Größe zeigen. 30. Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht. 31. Der Tugendhafte thut das Gute aus Pflichtgefühl. 32. Bei redlicher Gesinnung wird es dir nie an innerem Frieden fehlen.

33. Der Edelstein behält seinen Werth im Staube; der Staub bleibt Staub auch in der Höhe. 34. Knospen gleichen dem Gedanken; es gleichen die Blüthen dem Worte; aber die

lebendige Frucht gleicht der kräftigen That. 35. Von edlen Männern hab' ich Viel gelernt; auch Manches lehrte mich mein eigen Herz. 36. Sende nicht Worte mit fliegender Eile; zürnende Worte sind brennende Pfeile. 37. Ein furchtbar wüthend Schrecknis ist der Krieg; die Heerde schlägt er und den Hirten. 38. Viele Blumen thun der Sonne sich auf; aber nur eine folgt ihr immerfort. Herz, sei du die Sonnenblume; nicht bloß offen sei Gott, sondern folge ihm auch.

39. Gesegnet sei, wer die Schrift erfand. 40. Keinem der Sterblichen ist es gegönnt, mit dem ersten Wurfe sofort das Beste zu treffen. 41. Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth. 42. Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an. 43. Nicht überall, wo Wasser ist, sind Frösche; aber, wo man Frösche hört, ist Wasser. 44. Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen, wenn sie wirklich erscheinen. 45. Wie er erwacht in seliger Lust, da spielen die Wasser ihm um die Brust. 46. Ich will nicht eher meine Sterne loben, bis ich das Ende dieser Thaten sah. 47. Wie sich die Neigung anders wendet, also steigt und fällt des Urtheils wandelbare Woge. 48. Einer stirbt nicht daran, daß er einen Tag fastet. 49. Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erde, da du so fromm und heilig bist. 50. Wenn die Glock' soll auferstehen, muß die Form in Stücken gehen. 51. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben; willst du die Andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz. 51. Sei im Besitze, und du wohnst im Recht. 52. Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden, und jedes Volk sich für sich selbst regiert; so sind wir eines Stammes doch und Bluts. 53. Je theurer der Preis ist, mit dem man einen Vortheil erkauft hat, desto weniger kann man sich entschließen, ihm freiwillig zu entsagen. 54. Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Kultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. 55. Der Arzt, den die Natur mit eigener Hand geweiht, der unbetrüglichste ist unsere Mäßigkeit. 56. Kennst du das Land, wo die Citronen blühen? 57. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glück-

lich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle Anderer suchen muß. 58. Die Wohlthaten, die man wackern Männern erweist, sind Buchstaben, in Marmor gegraben; aber was man schlechten Menschen Gutes thut, ist Schrift, in Wasser geschrieben. 59. Wer schnell ein großes Feuer will entzünden, fängt an mit schwachem Stroh. 60. Unter vielen Dingen ist das schlimmste eine scharfe Zunge; ein schlimmeres ist ein wankelmüthiger Sinn; denn der ist ungerecht und undurchschaulich den Freunden. 61. Es kommen Fälle vor im Menschenleben, wo's Weisheit ist, nicht allzuweise sein; es kommen and're vor, wo nichts schöner kleidet als Mäßigung. 62. Wenn ich als Schulknab einen Pfeil verlor, schoß ich den zweiten Bruder schnell ihm nach, desselben Wegs, mit aufmerksamerm Blick, um jenen ersten wieder aufzufinden; und beide wagend, fand ich oft sie beide. 63. Die alte Denkart tauscht kein Ehrenmann auf einem höhern Posten. 64. Mit Freunden ist's vorbei in schlimmen Tagen. 65. So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz, als Freundesangesicht in trüber Stunde. 66. Wer durch's Leben sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein. 67. Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen. 68. Es bringt nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet. 69. Nicht Wurzeln aus der Lippe schlägt das Wort, das unbedacht dem schnellen Zorn entfloh'n; doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen, kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort und hängt an's Herz sich an mit tausend Aesten: so endlich trennen in Verworrenheit unheilbar sich die Guten und die Besten. 70. Wenn der Rath eines Thoren gut ist, muß ihn ein gescheiter Mann ausführen. 71. Ueberfluß kommt schnell zu grauen Haaren; aber Genügsamkeit lebt länger. 72. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide; aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck der Dinge Maß, die nur sich selber richten. 73. Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, auf Gott vertraut und die gelenke Kraft, der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth.

74. Wie nur der wahrhaft den Werth der Ruhe fühlt, welcher sein Tagewerk im Schweiße seines Angesichtes oder in der

Anstrengung seines Geistes vollbracht hat: ‖ so fühlt auch nur der am Abende seines Lebens die hohe Glückseligkeit, welche die Tugend gewährt, der für sie gelitten und gekämpft hat. 75. Ein großer Theil unserer Fehler läßt sich verbessern und wieder gut machen; = die meisten Arten des Verlustes, welche wir erleiden, lassen sich vergüten und sind eines Ersatzes fähig: ‖ aber unverbesserlich ist der Fehler, durch welchen wir unsere Zeit verschwenden; = unersetzlich, ewig unersetzlich ist der Schade, welchen wir dadurch leiden. 76. Je tiefer wir in unser Innerstes und in das menschliche Leben dringen; je unbefangener wir Alles, was da ist, würdigen, und je besser und edler wir sind: desto lebendiger ist unsere Ueberzeugung, daß der Mensch nur dann wahre Würde behaupte, wenn sein Herz veredelt, daß er nur dann Hochachtung gebiete, wenn sein Wille gut ist. 77. Wem kein Mensch Etwas auf Erden zu danken hat; wer stirbt, ohne auch nur eine Spur wohlthätiger Wirksamkeit unter seinen Brüdern zurückzulassen: der hat doch wahrlich umsonst gelebt; für die Welt ist es eben so viel, als ob er gar nicht da gewesen wäre; man vermißt ihn nicht, wenn er aus der menschlichen Gesellschaft verschwindet, und überläßt ihn mit dem größten Rechte der Vergessenheit. 78. Daß mein Geist das Unendliche denkt; daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinaus geht, ja mit diesen gar nicht verglichen werden kann; daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng zusammenhängt: — alles das beweist, daß nicht die engbegrenzte Welt die Heimat meines Geistes ist. 79. Die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; der Abend, der stets auf den Morgen, und der Morgen, der stets auf den Abend folgt; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt, und ihn zuletzt in die entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten verlieren läßt: was sagt dir dieses Alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie geht, so weit die Himmel

reichen; sie umfaßt alle Welten. 80. Wenn wir auch Alles betrachtet haben, was die Natur uns zeigt; wenn wir auch Alles genossen haben, was sie uns darbietet; wenn wir auch Alles geleistet haben, was in ihrem Gebiete sich thun läßt — unser Durst nach Erkenntniß ist noch lange nicht gestillt, wir sehnen uns nach mehr Wahrheit und Licht; unser Wunsch nach Wohlsein ist noch lange nicht befriedigt, wir schmachten nach einem längern und höhern Genuß; unserm Triebe nach Vollkommenheit ist noch lange nicht genug geschehen, er kennt ein höchstes Ziel, er strebt nach unendlichem Fortschritt. 81. Wer Alles nur auf sich und seinen Vortheil bezieht; wer nicht anders gerührt und in Bewegung gesetzt werden kann, als durch die Aussicht auf Gewinn; wer sich gleichsam zum Mittelpunkte des Ganzen macht, und selbst seine Mitmenschen als bloße Werkzeuge seiner Absichten betrachtet; wer es daher mit Gelassenheit sehen kann, daß Alles um ihn her leidet, wenn nur ihm wohl ist: nein, der ist gar nicht fähig, tugendhaft zu handeln; bei ihm entspringt Alles aus der unreinsten Quelle, die ein menschliches Herz vergiften kann; für den Edelmuth und die Uneigennützigkeit der Tugend fehlt ihm selbst der Sinn. 82. Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bei ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; wenn sein thränenloses, glühendes Auge umsonst ein andres sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer — in diesem Jammer, den so Viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nie verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet.